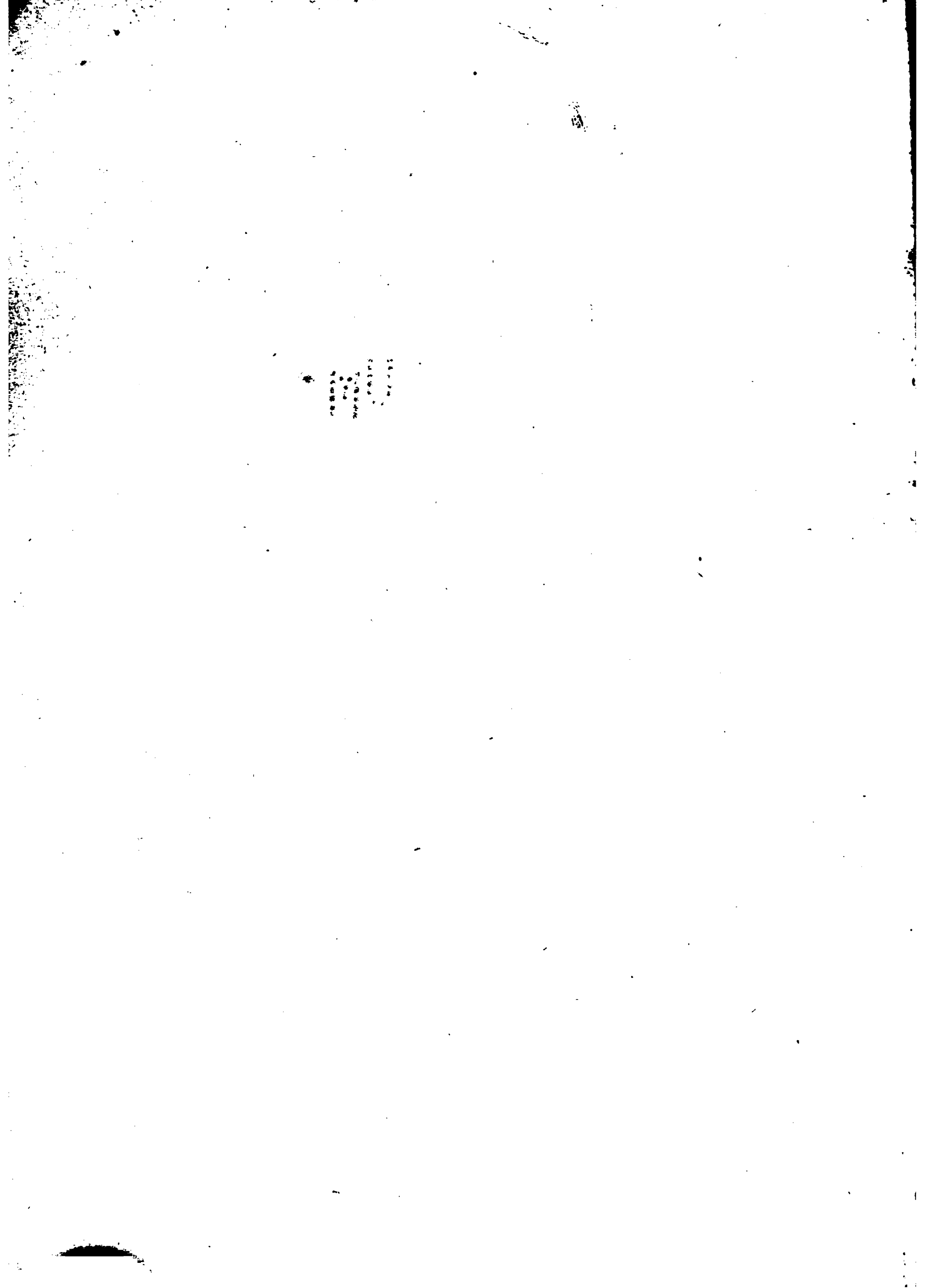
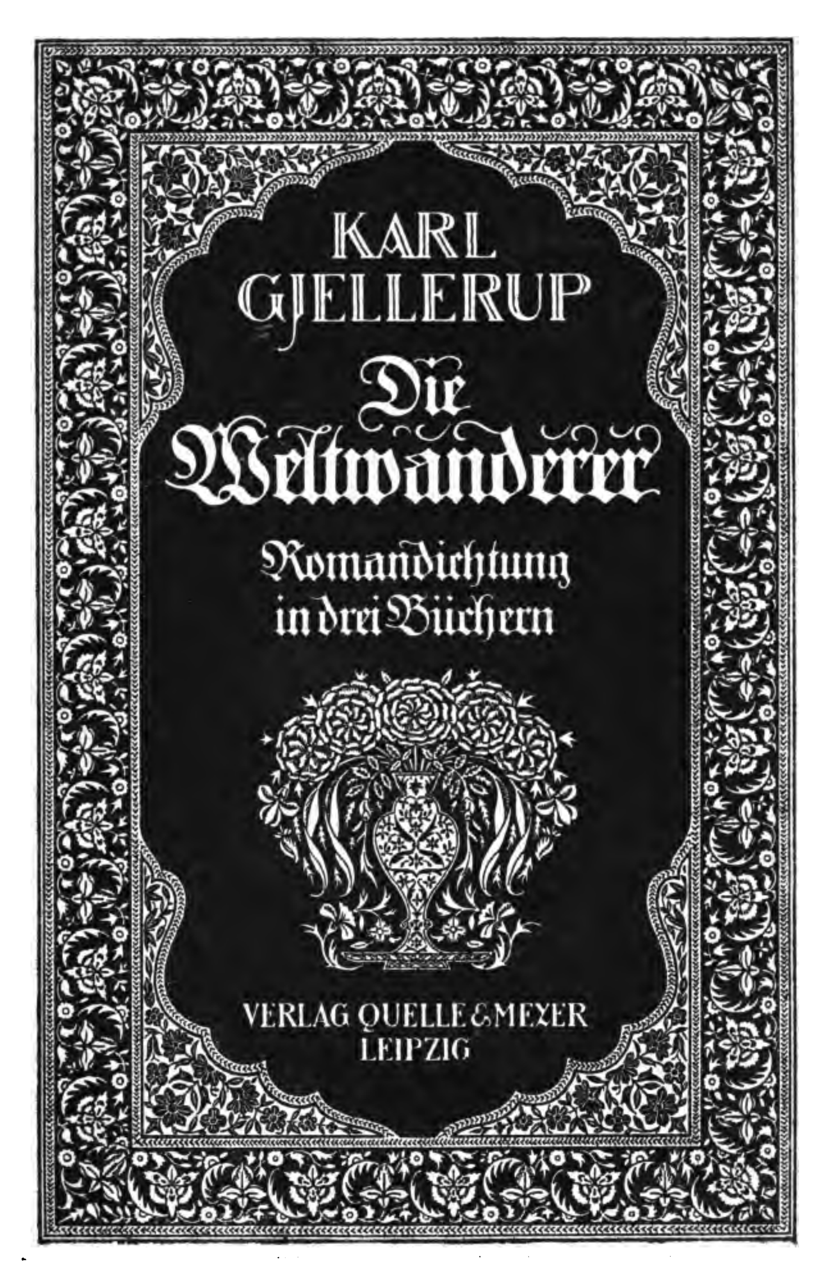
KARL GJELLERUP

Die Weltwanderer

9.—13. Tausend.






KARL
GJELLERUP
Die
Weltwanderer
Romandichtung
in drei Büchern
VERLAG QUELLE & MEYER
LEIPZIG

Buchschmuck und Einbandzeichnung
von Paul Hartmann.

Inhalt

Erstes Buch

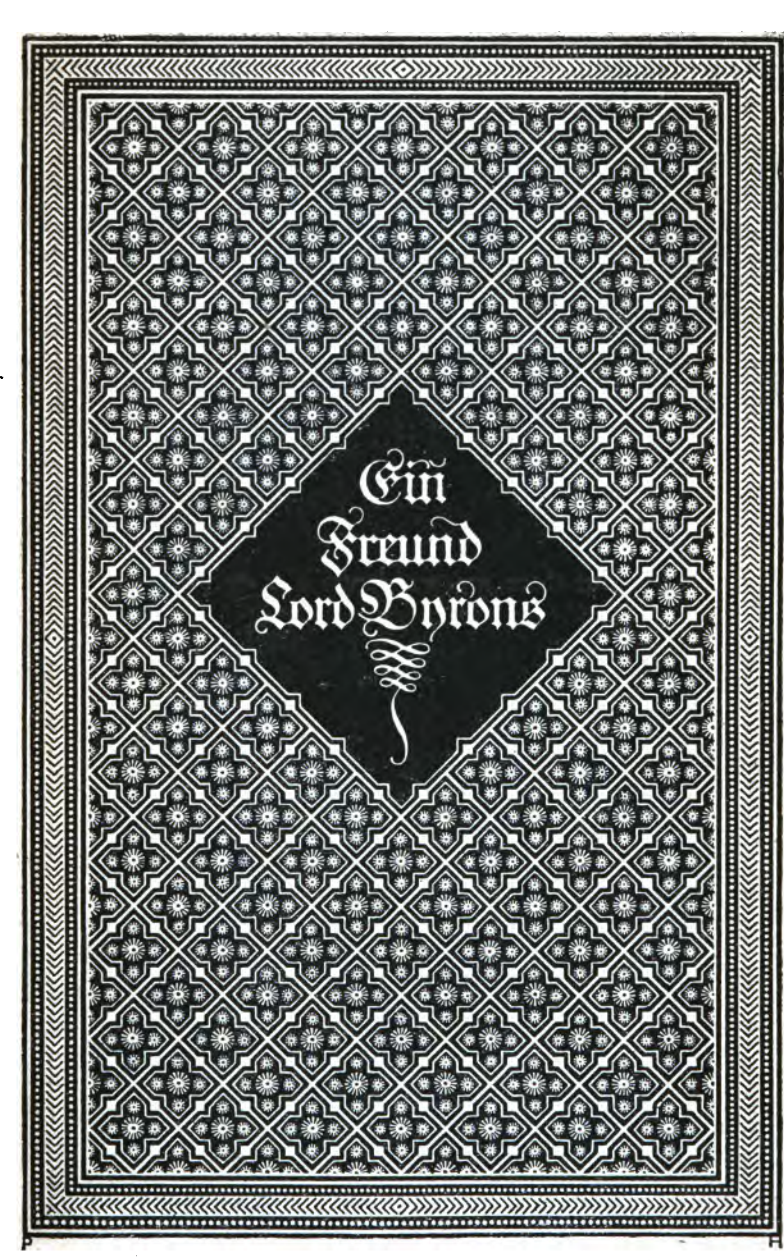
Ein Freund Lord Byrons

Zweites Buch

Vor dem dritten Schakalschrei

Drittes Buch

Die Lüftung des Schleiers


Ein
Freund
Lord Byrons

But there are wanderers o'er eternity —

Byron

Erstes Kapitel

„Und er lüftete den Schleier —“

Wie der erste Atemzug eines aus tiefer Ohnmacht Erwachenden strich der Lufthauch durch die Veranda in das Gartenzimmer des Bungalow, wo er die feinen Stirnhaare eines jungen Mädchens wie Spinngewebe flattern ließ — das Einzige, das er weit und breit bewegte. Erst der zweite Hauch versetzte die silbernen Blätter des Pipalbaumes links von der Treppe in ein leises Zittern, das dem Auge als ein blendendes Flimmern, dem Ohr als das plötzliche Niederrieseln eines Regenschauers bemerkbar war. Erst er wurde auch als Kühlung verspürt von dem lesenden Mädchen, dem er einen kleinen Seufzer der Erfrischung entlockte und bis zu einer unwillkürlichen Bewegung belebte, die den Bambusstuhl, in dem sie zurücklehnte, leise erknarren ließ.

Ihr Gegenüber aber, ein vierschrötiger Mann, dessen Stirn nur wenig Haare dem Windhauch zum Spiele bot, während der reichlich vorhandene, graugesprenkelte Bart zu borstig war, um sich dazu herzugeben, schien jetzt auch so weit belebt zu werden, daß er zu einem vorübergehenden körperlichen Bewußtsein gelangte. Denn ohne noch den Blick von den Palmblattstreifen wegzuwenden, die einen kleinen länglichen Stoß vor ihm auf dem Tische bildeten, ergriff er mit der rechten Hand ein daneben liegendes Seidentuch und rieb sich damit die bucklige und etwas hervorstehende Stirn und den kurzen Hals. Das offenstehende, ungestärkte Hemd ließ diesen Hals unbedeckt, dessen hellere Farbe, die gerade unter dem Nackenhaar einer kräftigen Ziegelsteinröte wich, deutlich genug verriet, daß der eifrige Leser nicht sehr lange unter diesem Himmelsstrich geweilt hatte: die indische Sonne hatte noch nicht vermocht, den Unterschied zwischen dem Teil der Haut, der immer frei der Luft ausgesetzt gewesen war, und dem anderen, der durch die in Europa übliche Halsbinde geschützt gewesen, hinlänglich auszugleichen.

Wenn nun auch dieser Gelehrte keinen Bruchteil einer Sekunde seinen Blick von dem eigentümlichen Manuskript erhob: so ließ hin-

gegen das Mädchen das kleine, in grünen Maroquin gebundene Buch, in dem sie bis jetzt gelesen hatte, in den Schoß sinken, und ihr Blick schweifte frei über Garten und Gegend hinaus.

Das feine Akazienlaub, die Wedel der Farnbäume und die weichen Fahnen der mächtigen Bambussträucher bewegten sich jetzt fortwährend leise und wohlig; der See aber, nach dem der Garten mählich sich hinunter neigte, lag so tief, daß nicht ein Hauch seine Spiegelfläche trübte. Über dieser erhob sich nach dem Hintergrund zu das Land in fleischfarbenen Tönen, bis es ohne merklichen Übergang zum Gebirge wurde, das wie ein Haufen von aufgepufften, silbergrauen, rosigen und lilafarbigen Seidenstoffen in die blasse Luft emporwuchs. Das ganze rechte Seeufer war von oben bis unten ein ungeheurer Burgpalast, der hinter dem Schleier der vibrierenden Hitze, in die alles auflösende und vergeistigende Glut getaucht, mit seinem Spiegelbilde zusammenschmolz und so, gleichsam frei schwebend, eher das phantastische Traumbild eines trunkenen Architekten, denn ein wirklicher von Menschen bewohnter Bau zu sein schien; — den roten Sandsteinfelsen unmerkbar entwachsend, entfaltete sich ein verwirrendes und doch entzückendes Durcheinander von zinnen-gekrönten Basteien, Freitreppen, Terrassen, Mauern, Erkern und Säulenhallen — bis schließlich das Ganze sich zerteilte in einen Wald von Pavillons, Türmen, Kuppeln und wunderbaren Zwitterformen beider: gedrückte, zwiebelförmige und hochgestreckte, ananasartige Kuppeln und vielstufige, pagodenartige Pyramiden.

Dies war das hell in hell gemalte Bild, das von der nach der Veranda zu fast offenen Wand des Zimmers eingerahmt wurde. An den beiden Seitenwänden hing je ein dunkles: links ein Porträt von Lord Byron, mit der bekannten Drehung des kleinen, krausharigen Kopfes in dem zurückgeschlagenen Kragen und mit den ebenso bekannten quer über das Wams gezogenen Mantelfalten. Ihm gegenüber sah man einen jungen Mann in goldbetreßter blauer Jacke, welche Brust und Ärmel des scharlachgestickten Hemdes unbedeckt ließ und nur gerade bis zu der kirschroten seidenen Schärpe reichte, in der zwei mit Silber verzierte Terzerole steckten; die weißen Fustanellen wurden von dem Rahmen abgeschnitten. Das Gesicht

war von den großen orientalisch tiefdunklen Augen beherrscht; ein spärlicher Schnurrbart kräuselte sich auf der Oberlippe, und unter dem Fez fiel das Haar in schweren, wie in Ebenholz geschnitzten Massen anf die Schulter hinab. Hinter ihm ragten lilagraue Felsengipfel in eine braune, von einem Zickzackblitz durchstrichene Wolke hinauf.

In dieser Gegenüberstellung mutete er als ein Geschöpf des edlen Lords an – etwa als der Korsar – um so mehr als zu beiden Seiten je eine Byronsche Heroine – rechts Haidée, links Gulnare – in „illuminierten" Kupferstichen angebracht war.

Endlich erwachte nun auch der Mann, der bis jetzt die Nase in die Palmblätter gesteckt hatte, zu einem deutlichen und dauernden Bewußtsein davon, daß er nicht etwa nur in der Eigenschaft eines Entzifferers altindischer Texte existierte. Er wiederholte – nur noch gründlicher – jene Prozedur mit dem seidenen Tuch, das dann benutzt wurde, um die eulenäugigen Gläser der großen Hornbrille zu putzen. Dann wurde diese nicht mehr auf die Nase gesetzt, sondern durfte auf dem Blätterstoß ruhen, und die zu ihr gehörenden Augen sahen sich unbewaffnet um, wie um sich zu orientieren, wo sie sich eigentlich jetzt befänden. Da alles draußen für sie nur ein leuchtender Nebel war, wandten sie sich natürlicherweise an die nahen Gegenstände, zunächst an die beiden Bilder, die jene Frage vollkommen beantworteten, und blieben dann mit einem liebevollen Lächeln am Gesicht des jungen Mädchens haften, dessen Blick noch immer durch die Veranda hinausschweifte.

– Es steht hier geschrieben, daß die Kuh mittelst der Augen sieht, der Mensch mittelst der Vernunft, der Brahmane mittelst des Veda, und leider muß ich hinzufügen: der deutsche Professor mittelst der Brille. Aber auch ohne eine solche glaube ich sehen zu können, daß der Raja-Palast deine Gedanken besser zu fesseln weiß als die Poesie unseres Freundes und Wirtes.

Das Lächeln der jungen Dame, das bereitwillig den Brillenscherz honoriert hatte, wurde bei den letzten Worten sarkastisch.

Sie nahm den kleinen Maroquinband, der ihr in den Schoß gesunken war, wieder zur Hand und blätterte darin.

— Die Poesie unseres Wirtes! Ja, zum Beispiel: „Lines written to a lady who after presenting the autor with a ribbon from her bosom asked him what he would do with it.

Das drollige Schmollmündchen, das sie zog, und der sehr gelungene travestierende Ton, in dem sie den Titel vortrug, brachte ein Lächeln ins Gesicht des Gelehrten, das offenbar nur selten die ernsten Falten verließ.

— Was er damit machen wollte! Ich weiß nicht, ob es dich interessiert, Vater — mich interessiert es nicht, und besonders nicht hier. Mir scheint, es gehöre eine andere Art Poesie dazu, um es mit jenem Gedicht im Stein drüben aufzunehmen. Wenn es so aus dem Dunst heraustritt, wenn es gleichsam anfängt aufzuleben — ein Erker hier, ein Pavillon dort hervorlugt, so wie jetzt, dann ist mir immer, als ob der Palast mir etwas zu sagen hätte.

— Ja, freilich Amanda, nickte der Vater mit dem nachsichtigen Lächeln, das einem ernsten Forscher ziemt, wenn er wohlwollend auf die Phantasien eines Kindes eingeht: — so ein alter Rajputaner-Palast könnte wohl etwas zu erzählen haben.

— Das wollt' ich meinen! Und zwar von einer Zeit, wo alles größer war als jetzt — schrecklicher, aber auch herrlicher — der Haß blutiger, die Liebe unausschöpflicher. — —

Sie erhob sich mit einer energischen Bewegung.

— Ja, du lächelst, Vater, aber das würde ich singen, wenn ich ein Dichter wäre und jener Märchenbau mir Rede stände — wie er dem Dichterauge wohl tun mag.

Dabei schlug sie mit einer kleinen, weichen Hand, die gar nichts Heldenhaftes an sich hatte, auf das grüne Bändchen, als ob sie sagen wollte: „Aber von solchen Offenbarungen keine Spur auf diesen Blättern! Wie sollten sie mich denn jetzt fesseln können?"

Der Vater lächelte bei diesen Worten sinnend in sich hinein und strich sich behutsam den Bart.

— Ja, Amanda, sagte er dann, einen solchen Blick rückwärts in die Vergangenheit der Dinge soll es wohl geben, wenn man diesen Palmblättern glauben will, die ich gerade jetzt studiere, — aber nicht dem Dichter sei er gegeben.

– Wem denn? fragte das Mädchen mit einem schnellen Blick.

– Dem Heiligen.

Amanda hatte ein Paar eigentümliche Augenbrauen. Sie setzten sicher genug an, hörten aber plötzlich dort auf, wo die Wölbung des Lides die Stirn erreichte, als ob sie fänden, daß es nun genug sei, und jedes längliche Hinschmachten verschmähten: braune Gedankenstriche über den Tiefen der Augenwinkel. Diese Gedankenstriche rückten jetzt einander näher, die Stirn runzelte sich über der breiten Nasenwurzel, und ein spöttisches Lächeln kräuselte die Lippen, was diese sehr drollig kleidete, denn es paßte wenig zu ihren sanft geschwungenen Linien und weichen Formen.

– Dem Heiligen! – Nun, dann wird freilich Sir Trevelyan es wohl bleiben lassen, jener Sphinx drüben ihre Geheimnisse abzufragen, und er möge immerhin fortfahren, den Weltschmerz seines berühmten Freundes Lord Byron zu verwässern oder vielleicht noch besser auf big game zu pirschen, wie heute! –

Der Indologe hörte aus dem Klang ihrer Stimme eine ihm unverständliche Erregung heraus. Er zog aus einem Schildkrötenfutteral eine weniger eulenäugige Brille heraus als die zum Lesen benutzte, setzte sie mit der ihm eigenen bedächtigen Würde aller Bewegungen auf die breite, hervorspringende Nase und schien die Landschaft zu genießen, während der Blick in Wirklichkeit nicht weiter kam als bis zu dem anmutigen Profil der Tochter, die jetzt an dem Türpfosten der Veranda lehnte. Aber der herbe Zug um die zusammengepreßten Lippen und das gerade bemerkbare schmerzliche Runzeln der freien, breiten Stirn, die ein klein wenig an eine Kinderstirn bei aufziehendem Tränenwetter erinnerte, wollte nichts von ihren Geheimnissen diesem Gelehrten-Blick verraten, dem die Striche und Punkte einer alten Palmhandschrift jedenfalls leichter zu entziffern waren als alle Grübchen, Fältchen und Runzelchen eines Frauengesichtes.

So nahm er denn etwas enttäuscht mit der Landschaft vorlieb, und um einer gewissen Verlegenheit ein Ende zu machen bemerkte er, man sehe jetzt den Nullah drüben ganz deutlich.

Nullah: eingeschnittenes Bett eines Wasserlaufes.

— Schon?

Amanda wandte mit diesem Ausruf den Blick nach dem Hintergrund, wo nun ein schmaler, blasser Schatten sichtbar war, der von dem Ende des Sees sich in geknickten Linien landeinwärts zog, bis er, immer schwächer werdend, in der Blässe des Gebirges verschwand.

— Ja, es muß also recht spät sein, bemerkte der Vater, dem dieser Zug der Landschaft offenbar statt des Zeigers seiner Uhr diente, die er in diesem westenlosen Zustand nicht bei sich trug. — Sir Edmund meinte, er würde viel früher von diesem Jagdausflug zurück sein. —

— Wenn er sich nur nicht verirrt hat! Es ist eine wilde Gegend, und noch wilder sind seine Begleiter. Der Rajput mit dem hinter das Ohr gestrichenen Bart — —

— Chandra Singh meinst du? — Ja?

— Bisweilen sieht er Sir Trevelyan mit einem so tückisch-scheelen Blick an.

— Wirklich? — Das tut er? — Hm — Kala Rama sagte mir — —

Er hielt inne mit einer verlegenen Miene und einem sehr mißlungenen Versuch zu tun, als ob er über die Landschaft ganz vergäße, was er sagen wollte.

— Hm — ja . . . Wundervoll wie deutlich man heute den Nullah sieht. Dort stellen sie also jetzt dem Panther nach — nicht wahr? Es war im oberen Teil des Nullah?

— Jawohl . . . Aber was hat denn der Minister gesagt? Wenn es in ganz Indien einen Eingeborenen gibt, der keine lose Rede führt, dann ist es Kala Rama.

— Ach so, ja . . . Kala Rama — — seine Exzellenz — ja . . . .

Der ertappte Vater hatte sich zu spät entsonnen, daß es sich um etwas handelte, was er am liebsten mit seiner jungen Tochter nicht besprochen hätte; es gab aber offenbar kein Entwischen mehr. Wenn Amanda auf diese Weise fragte, dann wollte sie Antwort haben.

— Ja, er sagte mir — wir sprachen von den Rajputen und ihrem leidenschaftlichen Wesen — und ich weiß eigentlich nicht warum, jetzt, wo ich daran denke, kommt es mir vor, als ob er vielleicht eine bestimmte Absicht mit dieser Vertraulichkeit hätte — —

— Sicher hatte er eine Absicht. — Aber womit? Was hat er dir denn anvertraut, das ich so aus dir herauspressen muß?

— Daß eben dieser Chandra Singh eine leidenschaftliche Liebe zu der Rani hat — die sogar vielleicht nicht ohne Aufmunterung und Entgegenkommen geblieben ist.

Der Indologe machte diese vertrauliche Mitteilung mit einer etwas verschämten Miene, wie sie einem deutschen Gelehrten und Vater geziemt, wenn er durch die Tücke der Verhältnisse gezwungen wird, mit seiner jungen Tochter über so heikle Sachen, wie die Liebe eines Mannes zu einer verheirateten Frau und gar zu einer Fürstin, zu sprechen.

Aber dieses romantische Palastgeheimnis schien das Mädchen herzlich kalt zu lassen und kaum einmal ihre Neugier zu erregen, so gleichgültig kam ihr fragendes „Nun ja?"

— Die Rani soll ja eine sehr schöne Erscheinung sein, eine Art Urvasi, wie die blühenden Verse Kalidasas sie uns beschreiben, wenn auch kaum so lieblich. Ich bin recht neugierig, ob man sie morgen Abend, beim Gartenfest des Raja bewundern darf — wahrscheinlich nur die Augen, die allerdings ganz besonders gerühmt werden. Du wirst sie ja freilich schon früher und zwanglos zu sehen bekommen. Wann solltest du hinüber, um ihr deine Aufwartung zu machen?

— Mein Besuch ist für die letzte Stunde vor Sonnenuntergang festgesetzt, wenn es etwas kühler wird. So! diese Hindu-Venus hat es dem bärtigen Rajputen angetan? Und was hat das mit Sir Trevelyan zu tun?

— Hm, ja . . . wie du soeben von Chandra Singhs schielendem Blick sprachst — „einen tückisch-scheelen Blick" war, glaub' ich, der Ausdruck, den du gebrauchtest? fügte er mit der peinlichen Akribie des Textkritikers fragend hinzu.

— Jedenfalls war es genau meine Meinung.

— Ja — hm — da kam mir der Gedanke — wie einem manchmal so etwas durch den Kopf blitzt — wenn nun der Rajput in Sir Edmund einen Rivalen erblickt — —

Rani: Fürstin, Gemahlin eines Raja.

— Einen Rivalen! —

— Nun ja — — nicht daß ich meine, daß unser Freund selber — Gott bewahre! — Aber er ist ein hübscher, sogar ein schöner Mann, eine interessante Erscheinung — er gefällt den Frauen sehr, glaube ich — so daß es wohl möglich wäre, daß Chandra Singh — ganz ohne wirklich gegebene Veranlassung seitens unseres lieben Wirtes — — —

Die Verlegenheit des braven Gelehrten stieg von Wort zu Wort; je tiefer er in die Materie hineinkam, um so mehr fühlte er, wie wenig es seiner, des Professors, Dr. phil. Carl Eichstädt, rühmlichst bekannten Indologen, Herausgebers des Manava-Dharma-Sastra, korrespondierenden Mitglieds verschiedener englischer, französischer und italienischer wissenschaftlicher Gesellschaften, würdig war, hier zu sitzen und Möglichkeiten eines Liebesabenteuers zu erörtern, wenn auch eines indischen Liebesabenteuers. Ja, wenn Chandra Singh und die Fürstin vor drei- bis viertausend Jahren gelebt hätten und ihre Erotik eine Episode im Mahabharatam gebildet hätte, dann wäre die Sache eine andere — aber so!

Diese Verlegenheit hatte die für seine eigene Seelenruhe wohltätige Wirkung, zu verhindern, daß er die tödliche Blässe gewahrte, die plötzlich wie durch einen eisigen Hauch über das Gesicht des Mädchens hingeweht wurde. Er bemerkte erst die letzten Spuren davon, als sie ihn jetzt atemlos unterbrach: —

— Mein Gott, dann ginge es ihm ans Leben!

Der Herausgeber des Manava-Dharma-Sastra schrak unwillkürlich zusammen, als ob ein Schuß ihn aus einer textkritischen Untersuchung aufgescheucht hätte. Wiewohl die Prämissen für diese alarmierende Schlußfolgerung in seinen eigenen Auseinandersetzungen alle gegeben waren, kam ihm diese doch völlig überraschend. Kein Wunder, daß ein zartes Wesen wie seine Amanda nicht gerade rosig aussah bei dem Gedanken an Mord und Totschlag, der einem Manne drohte, dessen gastliches Dach ihnen schon seit Monaten europäische Bequemlichkeit im fernen Osten bot!

So beeilte er sich denn, diese — wie er meinte — recht unbegründete Furcht einer romantischen Mädchenphantasie durch triftige Gründe zu verbannen: —

— Nun, so schlimm wird es wohl nicht sein, liebes Kind! Freund Trevelyan ist ja nicht derjenige, der blind in eine Falle geht. Ich denke, der ist „a match for the Rajput", wie er sagen würde, und mit Recht. Denke doch daran, daß er kaum zwanzig Jahre alt mit einem dreisten Kaper in den ostindischen Wassern kreuzte. Und nun gar später, wo er mit Lord Byron in Griechenland war und sich monatelang gegen die Türken in einer Höhle von Parnaß verteidigte, an der Spitze einer Hand voll griechischer Rebellen —

— Rebellen, Vater! Nennst du jene Freiheitshelden „Rebellen?"

Der plötzliche Blink in den goldigbraunen Augen des Mädchens zeugte von einer feurigen Seele, die lebhaft und entschieden Partei ergreift. Ein scharfer Beobachter würde freilich geargwohnt haben, daß ihre Entrüstung über den despektierlichen Ausdruck ihr ein willkommener Bundesgenosse war, um das Gespräch von einem ihr peinlichen Gebiete in ein ungefährliches hinüberzuleiten.

Aber der gute Vater, dessen gerader Gelehrtenverstand gewohnt war, sich an den Text zu halten und nichts dahinter zu suchen, nahm ihren Ausbruch ernst und verteidigte sich in gutem Glauben:

— Nun, du weißt doch, Amanda, ich war immer ein begeisterter Philhellene. Somit kann der beanstandete Ausdruck in meinem Mund nicht böse gemeint sein. Um aber eine solche Anwendung philologisch mit einer klassischen Autorität zu belegen, verweise ich auf ein Gedicht von Lord Byron selbst, das du mir kürzlich vorgelesen hast und wo dieser Ausdruck gerade auf dieselben Leute verwendet wurde.

— O, ich weiß schon, was du meinst.

Amanda legte die gefalteten Hände hinter den Haarknoten des Nackens, den sie an den Türpfosten zurücklehnte, und indem sie unwillkürlich die Augen verschloß, eher als ob sie sich in eigene ferne Erinnerungsbilder vertiefte denn als ob sie Poesie memorierte, trug sie die Byronschen Verse vor:

Die Byronschen Verse lauten in Prosaübersetzung (da eine poetische unmöglich ist):

Doch Einige sind gestorben, und Einige sind davon gegangen, und Einige sind versprengt und einsam, und Einige sind Rebellen im Gebirge, das auf

But some are dead, and some are gone,
And some are scatter'd and alone,
And some are rebels on the hills
  That look along Epirus' valleys,
  Where freedom still at moments ralleys
And pays in blood oppressions ills;
  And some are in a far countree,
And some all restlessly at home,
  But never more, oh! never we
Shall meet to revel and to roam.

Wenn der schon vor zehn Jahren verewigte Dichter, dessen Züge so lebenswahr von der Wand auf sie herunterblickten, dort in dem Bambusstuhl gesessen, in dem sein Freund und Kamerad, Sir Trevelyan, sich jetzt so oft streckte, und seinen eigenen Versen gelauscht hätte, wie sie den Lippen des jungen Mädchens entströmten: – er hätte sich sicherlich nicht darein gefunden, daß ein paar literarische Berater sie ihm aus dem Gedicht strichen, dessen stimmungsschweren Zusatz zur Einleitung sie hätten bilden sollen. Und er hätte gewiß diesen Freund und Kameraden gefragt, ob er denn auch wisse, daß sein Bungalowdach ein Frauenwesen beschatte, dessen zartbesaitete Seele in Harmonie mit den verborgensten Reizen des Rhythmus zittere und die intimsten Nuancen des dichterischen Ausdruckes wiedertöne – eines jener seltenen Wesen, denen die Natur das ausgesuchte, aber gefährliche Wiegengeschenk gab, mit dem intensivsten Genuß das köstlichste und flüchtigste Aroma der Schönheit zu kosten, und dem deshalb auch das Schicksal beides bereit hält: den Becher der Verzücktheit und den Kelch der Qual, beide überschäumend voll, beide bis auf die Neige auszuschlürfen.

So hätte der Dichter, seltsam bewegt durch den Melodiefluß seiner Verse von diesen jungfräulichen Lippen, erstaunt gefragt.

die Täler von Epirus hinunterblickt, wo die Freiheit noch bisweilen sich schart und die Greuel der Tyrannei blutig vergilt. Und Einige sind in einem fernen Land, und Einige sind rastlos zu Hause. Doch nimmermehr, ach nimmermehr werden wir uns wieder treffen zum fröhlichen Umherschweifen.

Der Professor, dessen ästhetischer Sinn nur mäßig entwickelt war, blieb auch nicht ganz unbewegt: –

– Ja, das war, was ich meinte – hübsch, wirklich sehr hübsch.

– Ach, das ist ein wahres Labsal, ihn selbst zu hören nach all der lahmen Nachahmung in Sir Trevelyans Gedichtsammlung!

– Sind Sir Edmunds Gedichte wirklich so schlecht? Du weißt, ich habe wenig Sinn für die modernen Dichter – Goethe und Schiller natürlich ausgenommen – und ich traue mir kein Urteil zu; aber ich las gestern etwas, das mir doch nicht so übel schien.

– Verlaß dich darauf, Vater: es ist trauriges Zeug alles miteinander – antwortete die strenge Richterin. Und indem sie zu ihm trat und ihren Arm ihm um die Schulter legte, beugte sie sich vor und betrachtete aufmerksam eines der beschriebenen Palmblätter.

– Was hast du aber dort gelesen? Etwas Altes natürlich und sicher etwas Schönes und sehr Merkwürdiges, nach dem was du vorher sagtest. Aber ich verstehe kein Wort.

– Das ist nicht Sanskrit, Amanda, das hier ist Pali, die heilige Sprache der Buddhisten. Es ist ein Manuskript der alten ehrwürdigen Jatakas.

– Jataka? was ist denn das?

– Das Wort bedeutet Wiedergeburtsgeschichten. In Wirklichkeit sind es Volksmärchen, Fabeln, Legenden, manchmal fast Novellen. Sie haben aber alle das gemeinsame Merkmal, dem sie auch ihren Titel verdanken, daß sie sämtlich von den früheren legendarischen Lebensläufen des Buddha handeln, oder wenigstens davon zu handeln vorgeben; denn oft ist diese Beziehung freilich offenbar nur ein Vorwand, um eine beliebte Geschichte anzubringen. Zum Beispiel, wenn er in einer Kaufmannsfamilie geboren wird, führt er seine Karawane heil durch die von Dämonen erfüllte Wüste, wo andere zugrunde gehen; – als Hirsch opfert er sein eigenes Leben, um das Rudel zu retten. Diese Geschichten werden immer an irgendein Erlebnis geknüpft, das dem Buddha Veranlassung gibt, jene Begebenheit aus der Vergangenheit zu berichten, worauf er dann zuletzt „den Jataka sammelt", wie es heißt, indem er die Personen der beiden Begebenheiten identifiziert und etwa sagt: Sariputta war

damals der weise Brahmane, Ananda war der Minister, aber der König von Benares war ich selber – oder ähnlich.

– Wie eigenartig ist das! Sagte ich nicht, daß es etwas Schönes sein müsse? Und wie wundervoll paßt das hier zu jenen Bergen draußen aus Amethysten und Topasen und Perlmutter, in deren Tälern so ausgezeichnet ein selbstaufopfernder Hirsch umhergehen könnte; und zur Wüste, deren orangefarbige Dünen mit der Palmenfranze dort jenseits des Sees anfangen – eines Kristallsees, der gewiß voll von redenden Fischen ist – und zum Palast, worin der König von Benares so prächtig wohnen könnte. Hör' einmal, nun mußt du ein guter Vater sein und mir einen dieser Jatakas vorlesen. Nichts könnte besser sein um die Luft zu reinigen: – echten Blumenduft nach diesem falschen Parfüm.

Lächelnd und kopfschüttelnd blätterte der Vater in dem Manuskript – erfreut über die Teilnahme, die seine Tochter den alten indischen Legenden entgegenbrachte, und verwundert über die fast drollige Unversöhnlichkeit, womit sie die Gedichte ihres Wirtes verfolgte.

– Ich bin ganz Ohr, meldete Amanda, die sich wieder in ihren Bambusstuhl zurechtgesetzt hatte, den Blick auf jenen Nullah geheftet, dessen dunkelblauer Schatten seinen Zickzackweg durch das rote Hügelland grub.

– Ja, hier ist eine, die sehr charakteristisch und hübsch ist. Zuerst wird erzählt, wie die Ordensbrüder, als sie abends in der Wihara – der Klosterhalle – versammelt sind, von einem Mönche sprechen, der sich von Leidenschaft zu einem falschen Weibe hat besiegen lassen. Dann tritt der Buddha selber herein und fragt sie, wovon sie sich soeben unterhielten, und sie erzählen es ihm. „Nicht heute, ihr Mönche", sagt er dann, „hat Bruder Revata sich zum erstenmal im Netze der Sinnenlust fangen lassen, sondern schon einmal hat er das getan." Und er lüftete den Schleier, der einen früheren Lebenslauf verdeckt.

Amanda richtete sich plötzlich im Stuhle auf und mit halb geöffneten Lippen, tief atmend, blickte sie ihn traumhaft mit einem fast visionären Blick an.

— Ei, ei, Amanda, was siehst du mich mit solchen „großaufgeblühten Augen“ an? wie Dandin, der alte feine Novellist, sagen würde.

— „Und er lüftete den Schleier“ — es klingt so seltsam, so feierlich ... nein, ich kann es gar nicht sagen, wie ich es meine, wie diese Worte so wunderlich — — —

Sie sank in den Stuhl zurück. Ihr Blick suchte nicht mehr das Weite, er schien sich nach innen zu wenden.

— Du fühlst dich doch nicht unwohl, Kind? fragte der Vater besorgt. — Vielleicht war dir die Hitze zu stark? Willst du dich nicht lieber hinlegen?

— Nein, nein, Vater! Lies nur! Laß den Meister den Schleier lüften!

— „Zu der Zeit, als Brahmadatta in Benares herrschte“, fing der Professor wieder zu lesen an, „wurde der Bodhisatwa — das ist der spätere Buddha — als Sohn eines reichen Kaufmanns wiedergeboren — — —“

Er schwieg plötzlich und lauschte.

Aus der Vorlesung sollte offenbar diesmal nichts werden.

Zweites Kapitel

Der Kobrastein

Das Geräusch, das so unvermutet die Vorlesung unterbrach, war sonderbar zusammengemischt aus Trippeln von winzigen Pfötchen, Rascheln wie von dürren Blättern und Stampfen von eilig laufenden und wohlversohlten, keineswegs „eingeborenen“ Menschenfüßen — alles schnell sich nähernd, erst auf dem Kies und dann treppauf, wobei der raschelnde Laut einen hemmenden, widerstandleistenden Charakter annahm, während eine jugendliche Mannsstimme zwischen Lachen und Drohen fortwährend „Garuda! Garuda!“ rief.

Wer nun bei disem Namen an den mythischen Greifen, Vishnus Vogel, dachte, wie er am Aufstieg zu der Raja-Burg in einer Nische ausgehauen war, auf einem Schlangendämon thronend, der sich im Todeskampfe unter seinen Krallen wand, der würde im Zweifel sein, ob dieser Ruf dem Wesen gelten könnte, das jetzt auf der Veranda erschien und sofort in das Zimmer hereinhüpfte.

Es war dies ein kleines Tier mit Ähnlichkeiten nach verschiedenen Richtungen: ein Etwas zwischen Eichhörnchen, Katze und Ratte. In seinem spitzschnauzigen Kopfe glühte ein Paar kleiner roter Augen und glänzten die winzigen scharfen Zähne. Sein sehr beweglicher Schwanz, der sich jetzt steif in die Höhe streckte, wurde nach der Wurzel zu breiter, so daß er fast unmerkbar in den stark entwickelten, dickpelzigen Hinterteil überging. Der Pelz war goldigbraun; um die Mitte des Leibes spannte sich ein hellerer Gürtel. Wesentlicher als irgendein äußeres Merkmal war aber der unglaubliche Eifer, der alle Bewegungen des Tierchens von der Schwanzspitze bis zur Schnauze prägte: es schien der personifizierte Tatendrang zu sein, der Wille zu allem Möglichen — ausgenommen zum Davonlaufen.

Wenn aber auch dieser kleine Kerl nicht in anderen Beziehungen an seinen geflügelten göttlichen Namensvetter erinnerte, so war doch ein nicht unwesentlicher Ähnlichkeitspunkt vorhanden. Zwar thronte er nicht auf einem Schlangendämon — (das „Thronen" schien ihm nicht sehr zu liegen), wohl aber hatte er eine wirkliche Schlange unter sich, in deren Nacken seine winzigen Zähne festsaßen und deren über vier Fuß langen Körper er offenbar mit Mühe die Stufen heraufgeschleppt hatte.

In dem Augenblick, als das Tierchen mit seiner Beute die Schwelle erreicht hatte, erschien, wie aus der Kanone geschossen, ein blonder Jüngling, dem der große Panamahut gerade vom Kopfe flog, indem er sein letztes „Garuda" ausrief und die Hand ausstreckte, um den Mungos zu hindern, in das Zimmer zu hüpfen. Aber Garuda ließ seine Beute im Stich und schlüpfte durch seine Hände.

Amanda war mit einem lauten Schrei aufgesprungen; blaß und zitternd hatte sie sich in eine Ecke des Zimmers gedrückt und starrte

mit wilden Augen bald auf die regungslos liegen gebliebene Schlange, bald auf den Mungos, der vor ihr umhertanzte, mit allen vier Beinen auf einmal in die Höhe hüpfend, als ob die kleinen Pfötchen mit selbstwirkenden Sprungfedern versehen wären. Dabei stieß er erst kleine Schreie aus, von einem schnurrigen, wilden und kriegerischen Klange, ging aber bald in ein klägliches Wimmern über, als ob er sich bitterlich beklagte, daß seine Tat nicht mehr geschätzt würde, und daß er von seiner Herrin einen ganz anderen Empfang bekäme, als er sich erwartet hatte. Dann nahm Garuda den Saum ihres Kleides zwischen die spitzen Zähnchen. Als aber sofort ein Zittern den ganzen Körper des Mädchens schüttelte und sie offenbar, anstatt ihm zu folgen, noch weiter zurückgewichen wäre, wenn der Raum das erlaubt hätte, ließ Garuda wieder locker und tanzte nach der Schwelle zurück, machte jedoch auf dem halben Wege wieder kehrt, schrie wilder und winselte kläglicher denn zuvor, während alle Haare seines Pelzes sich sträubten, als ob sie nach allen Seiten abfliegen wollten – und gebärdete sich überhaupt als der lächerlichste Schlangentöter, der je diese Erde zum Schauplatz seiner Taten gemacht hat.

Und doch lachte niemand.

Professor Eichstädt hatte sich etwas bestürzt erhoben, und, die Hand auf den Tisch stützend, betrachtete er die Schlange, die in ihrer ganzen Länge auf der Schwelle lag, und deren schlaffe Hautfalten am Nacken, wo das Brillenzeichen gerade noch zu erkennen war, dessen hellbraune Schuppen dort mit bronzenem Glanze schillerten.

Der Jüngling wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn und betrachtete mit einem schuldbeladenen Blick das vor Angst erstarrte Mädchen. Er kannte ja ihre ganz übertriebene Angst vor Schlangen – eine Angst, die etwas Rätselhaftes, ja sogar Unheimliches an sich hatte, als ob sie auf einer Ahnung beruhte. Gerade diese Angst hatte ihn ja auf die Idee gebracht, dieses Tierchen – ein Ichneumon aller Ichneumone — zu erstehen (um wie teures Geld wußte niemand) und es Amanda zu ihrem Geburtstag zu schenken, damit das Mädchen immer eine Schutzwache bei sich hätte; und dieser Einfall war auch von Glück gekrönt worden. Amanda

und Garuda liebten sich, als ob die gemeinschaftliche Antipathie gegen das Schlangengezücht, die triebartig in ihnen wirkte, sie beide durch eine ebenso unwiderstehliche Sympathie verbände. Besonders schien Garuda seine Lebensaufgabe in ihrem Dienste keinen Augenblick zu vergessen und war an sie gebunden wie ein Attribut-Tier an seine Göttin. Heute hatte er freilich sein Meisterstück gemacht. Aber mit Schrecken hatte Arthur von weitem gesehen, wie Garuda im Rausche seines Triumphes sich nicht genug tun konnte, bevor er nicht das getötete Ungeheuer zu Füßen seiner Herrin niedergelegt hatte.

Arthur hatte sein möglichstes getan, um ihr dies Entsetzen zu ersparen; und nun war es doch geschehen, und das liebe Mädchen stand blaß und zitternd da, als ob sie umsinken müßte.

So fuhr er sich denn mit den Händen in sein kurzes, sandfarbiges Haar, bis es sich mit dem Pelz Garudas um die Wette sträubte, und sah sich um mit einem so drolligen Ausdruck von Schuldbewußtsein, daß er gewiß Amanda zum Lachen gebracht hätte, wenn er nicht gerade in diesem Augenblick eine Bewegung gemacht hätte, um über die Schwelle zu treten.

– O do'nt, do'nt, Mr. Steel! rief das Mädchen, die Hand beschwörend gegen ihn ausstreckend.

Arthur stand festgebannt. Er blickte Amanda und ihren Vater fragend an, da er nicht begriff, welches neue Versehen er zu begehen im Begriff sei, und warum er nicht in das Zimmer gehen dürfe, wo die beiden sich aufhielten.

– Junger Freund, sagte der Professor, jene stumme Frage beantwortend, – machen Sie es nicht umgekehrt wie die Nichtwissenden, die laut dem Veda einen hingeworfenen Strick für eine Schlange und die Welt des Scheines für Wirklichkeit halten.

– O, die Kobra meinen Sie? lachte Arthur. – Die ist so tot wie ein Hering.

Und mit der Spitze seines Schuhes rollte er kaltblütig den Schlangenleib um, so daß die silbernen Bauchschienen zum Vorschein kamen.

Wenn die Schlange aber auch so tot wie ein gesalzener Hering war, so schützte dieser Zustand sie doch nicht gegen ihren Erbfeind. Mit einem Wutschrei, als ob zehn Is in ein einziges zusammenge-

preßt wären, stürzte Garuda sich über sie, schlug seine bissigen Fangen in jene wunden, schlaffen Nackenfalten, die sich noch vor kurzem schirmartig ausgespannt hatten, und schüttelte ingrimmig den häßlichen Kopf hin und her, als ob die unfreiwillige Bewegung des Schlangenkörpers ihm den Verdacht eingegeben hätte, es sei doch noch irgendein Körnchen giftiges Leben in der Kobra zurückgeblieben, das nun aber auch heraus müsse.

Was aber herausgeschüttelt wurde, klang materiell und hart genug, als es über die Dielen rollte.

Arthur schlug die Hände zusammen.

— Ein Kobrastein!

— Nicht möglich! Sie scherzen! rief der Professor.

Aber dabei sprang er auf, als ob ihm die Sache sehr ernst wäre.

Amanda kam jetzt aus dem Bann ihrer Furcht heraus und trat neugierig näher. Garuda aber begrüßte diese Annäherung mit einem kleinen freudevollen Schrei, sprang auf sie zu und kletterte an ihrem Rock in die Höhe, und das Mädchen, dem es schon leid tat, daß ihr Liebling durch ihre törichte Angst um sein wohlverdientes Lob gekommen war, nahm ihn in die Arme, sprach ihm zärtlich zu und streichelte sein weiches Fell, das heftige physische Unbehagen bezwingend, das die Berührung dieser Haare hervorrief, welche kurz vorher die Schuppen des Schlangenleibes gestreift hatten.

Mit dem Tierchen auf der Schulter neigte sie sich über den Tisch.

Es war ein gar unansehnliches Ding, das jetzt der Gegenstand der gespanntesten Aufmerksamkeit von vier Augenpaaren war: die steingrauen Augen des Jünglings, die bebrillten des Professors, die klaren olivenbraunen des Mädchens und die rotglühenden stecknadelkopfgroßen Garudas — alle starrten sie unverwandt das Ding an, das dem letzteren wohl als das steinerne Herz des Ungetüms vorkommen mochte, das er herausgeschüttelt hatte, während es nicht leicht einzusehen war, was die anderen daran fanden.

Es war ein winziger Stein, wie eine kleine Bohne, glatt und oval, halb durchsichtig, von blasser, gelbgrüner Farbe. Anscheinend ein gewöhnlicher Kieselstein.

— So ist es denn wirklich wahr, rief der Professor, es ist kein

loses Volksgerede – es gibt Schlangensteine! Wenn ich es aber nicht mit eigenen Augen gesehen hätte – –!

– O, ich wußte schon, daß es solche gibt, Professor Eichstädt, sagte Arthur; ich hatte selbst schon einen gesehen – und richtig gesehen – so zählt das nicht, Sie müssen den Stein in der Nacht sehen, wenn er leuchtet.

– Das tut er also auch?

– Und davon haben Sie uns noch gar nichts erzählt! sagte Amanda mit vorwurfsvollem Blick.

– Erzählt? O, ich hoffte doch so sicher, Ihnen morgen einen selbsterworbenen Schlangenstein überreichen zu können; und nun ist mir der Knirps doch zuvorgekommen.

Er lachte halb ärgerlich und tippte neckisch Garuda auf die spitze Schnauze. Das Tierchen beantwortete diese Aufmerksamkeit mit einer Mischung von Quieken und Knurren, als ob es nicht recht wüßte, ob es beleidigt oder belustigt sein sollte.

– Morgen, Mr. Steel? fragte Amanda, wie hatten Sie denn Aussicht dazu?

– Weil heute Nacht meine Expedition wohl nicht so erfolglos geblieben wäre, wie die gestrige es leider war.

– Junger Mann, sagte der Professor, Sie sind doch nicht gar so unvorsichtig gewesen, nachts umherzulaufen, zumal an Orten, wo sich die Kobras aufhalten?

Er schüttelte seinen Kopf verweisend und ließ sich wieder in den bequemen, sesselförmigen Bambusstuhl sinken.

Auch die anderen setzten sich – Garuda auf den Tisch, am Ellenbogen seiner Herrin.

– Ich muß gestehen, daß ich so unvorsichtig war, sagte Arthur lächelnd. Mein sehnliches Verlangen nach einem solchen Stein hatte ich dem Man Roy mitgeteilt und ihm einige Rupien eingehändigt, mit dem Versprechen, mehrere folgen zu lassen, wenn das Abenteuer gelänge. Gestern vormittag teilte er mir mit, daß es ihm gelungen sei, eine steintragende Kobra zu erspähen. In der Dämmerstunde begaben wir uns nun beide nach den kleinen Dschangeln, die ein paar Meilen jenseits der Stadt liegen. Es war völlig dunkel, als

wir am Orte waren. Nur wenige Schritte von einem großen Baumstamme kauerten wir im Schutze einiger Büsche nieder und warteten dort fast bewegungslos wohl eine reichliche Stunde. Der Mond war jetzt aufgegangen und warf sein scharfes Licht in das Blätterdunkel hinein. Plötzlich hörten wir es rascheln – und richtig: dort zwischen den Wurzeln des Stammes war die Kobra. Im Grase vor ihr aber leuchtete etwas wie ein Glühwürmchen. Ich hatte sie nicht kommen sehen, jetzt aber sah ich ganz deutlich, wie sie sich aufrichtete, die Haube blähte und sich langsam seitwärts bewegte, genau so, wie wenn ein Schlangenzähmer durch das Flötenspiel sein Tier tanzen läßt. Es sah aus, als bete sie den leuchtenden Stein an, und bei Gott! in dem Augenblick hätte ich allen Märchen geglaubt, die man von diesen wunderlichen Tieren erzählt.

– Aber den Stein, den bekamen Sie nicht? fragte Amanda fast atemlos.

– Das war ja mein Unglück, oder meine Ungeschicklichkeit. Ich hatte meine Büchse neben mich gelegt, aber nicht fürsorglich genug, so daß ein leichtes Geräusch entstand, als ich sie ergriff. Ein schnelles, aufgescheuchtes Rascheln, und ach – die Kobra war verschwunden, und hatte, was das Schlimmste war, ihr Schätzlein mit sich genommen. Meine Enttäuschung war unbeschreiblich, aber Man Roy tröstete mich – er habe gestern auch noch eine andere steintragende Kobra entdeckt an einem ebensolchen Baum in denselben Dschangeln. Dieser wollten wir eben heute abend nachstellen, und der schlaue Hindu hat sich etwas ausgedacht, das kaum fehlschlagen kann.

– Und warum sind Sie denn so eifrig danach, eines solchen Steines habhaft zu werden? fragte Amanda.

– Teils, weil Sie vor einigen Wochen den Wunsch aussprachen, einen Schlangenstein zu besitzen, von dem Sie mit Sicherheit wüßten, daß eine Kobra ihn wirklich mit sich herumgeführt habe.

Amanda errötete über diese naive Huldigung des jungen Mannes, der übrigens auch rot wurde, und dadurch nicht gerade die Situation freier machte.

– Nur „teils“? – hoffentlich haben Sie einen vernünftigeren

Grund gehabt, um sich einer solchen Gefahr auszusetzen, entgegnete Amanda und erschauerte sichtlich bei dem Gedanken an eine Nacht in den von Kobras wimmelnden Dschangeln.

— Nun, das Phänomen ist in der Tat interessant, bemerkte der Professor, — und verdient wohl, gut konstatiert und genau untersucht zu werden.

— Vielleicht ist naturwissenschaftliches Interesse auch ein kleines „teils" für mich gewesen, sagte Arthur, aber mein eigentlicher Beweggrund war doch ein anderer und auch ein tieferer als der ritterliche, einen Wunsch meiner Dame zu erfüllen. Er ist in der Tat nichts anderes als die mystische Angst, die Sie vor Schlangen haben.

— Eine mystische oder gar mythische, scherzte Amanda, denn sie stammt wohl von dem Paradiese her. Scheint sie doch allen Menschen gemeinsam zu sein.

— O, keineswegs. Bei mir ist sie fast gar nicht vorhanden — so wenig, daß ich Ihre Angst nicht einmal verstehen kann. Hingegen mein Vetter — ja vor einigen Tagen begegneten wir einem Schlangenzähmer, der uns seine Künste vormachen wollte, aber kaum hatte er seinen kleinen Korb auf die Erde gestellt und seine Dudelei angestimmt, da fing Edmund an zu zittern und wurde totenblaß, so daß ich schnell dem Kerl eine Rupie zuwarf und ihn gehen ließ. „Ich wollte mich zwingen, es zu sehen", sagte Edmund, „aber ich konnte nicht — es ist stärker als ich."

— Ist es möglich, rief Amanda erregt, auch Sir Trevelyan geht es so!

— Das scheint Sie ja recht zu freuen, bemerkte Arthur in einem Ton, der scherzend sein sollte, während er doch eher heraushören ließ, daß es ihm leid täte, durch seine Unempfindlichkeit ihr gleichsam ferner zu stehen als sein Vetter es tat.

— Nun, dann brauche ich mich doch nicht zu sehr dieser Schwäche zu schämen.

— O, was das angeht, das ist ja gerade das Merkwürdige, das Rätselhafte. Wenn es sich um eine gewöhnliche, ängstliche junge Dame handelte, — aber gerade Sie, die Sie so mutig sind, wie nicht viele Frauen.

— Ich? mutig! —

Amanda lachte laut auf, so putzig kam ihr der Gedanke vor.

— Ja, das wollt' ich meinen! Saß ich vielleicht nicht neben Ihnen im Howdah und sah Sie in den offenen Rachen eines Tigers hineinschauen, der fünf Fuß oder so von Ihnen entfernt war — und haben Sie vielleicht geschrieen oder Krämpfe bekommen? Sie waren ganz ruhig nachher.

— O, das dürfen Sie gar nicht rechnen, Herr Steel. Das kam eben so plötzlich. Niemand dachte daran, daß schon ein Tiger in der Nähe sei.

— Ich wenigstens nicht. Sie waren es, die mich auf eine Wellenbewegung im Gras aufmerksam machten.

— Jawohl, aber ich dachte am wenigsten daran, daß es ein Tiger sein könnte, und da saß er schon oben auf dem Kopf des Elefanten, o wie seine Krallen sich in die weichen Fleischkissen zwischen den Ohren des armen Tieres hineinbohrten! Und ich mußte mich mit allen Kräften an den Howdah festklammern, um nicht herausgeschleudert zu werden — da lag auch schon das Ungetüm unten im Grase, und alle Büchsen knallten. Es war ja gar keine Zeit da zum Angstwerden.

Arthur lachte.

— O, ich kenne Leute genug, die dazu Zeit gefunden hätten. Und Sie haben sich auch nicht lange bedacht, als Garuda jetzt mit der Schlange kam. Und wie war es damals mit dem Piratenschiff? Da war doch Zeit genug?

Der Professor machte eine bedenkliche Miene.

— Ja, das Piratenschiff, das war eine böse Geschichte — mein Gott, wenn ich daran denke!

— Und da wäre ich nicht ängstlich gewesen?

— Sie waren wenigstens die einzige Dame, die nicht unten in der Kajüte lag, das Gesicht in den Kissen und die Finger in den Ohren. Die Selbstbeherrschung und der Mut, die Sie damals an den Tag legten, hat meinem Vetter ganz imponiert — o, wie beneide ich ihn, daß er an Ihrer Seite war, daß es ihm vergönnt war — —

Ja, aber Herr Steel, wich Amanda behende aus, Sie haben uns ja gar nicht erklärt, wie meine Angst vor Schlangen Sie veranlaßte, nach einem Kobrastein zu fahnden.

— Sehr richtig bemerkt, rief der Professor aus, zu dessen deutschen Gelehrteneigentümlichkeiten es gehörte, daß es ihm ein Ärgernis und Abscheu war, wenn ein Gespräch unberechenbare Sprünge machte, anstatt sich bedachtsam von Punkt zu Punkt zu bewegen und in gerader logischer Linie auf das Ziel loszusteuern.

— Sehen Sie nur, auf welche Abwege wir geraten sind! setzte er dozierend fort: — zu Elefanten, Tigern und Piraten! Lieber, junger Freund! es tut mir leid, es sagen zu müssen, aber einal muß ich diese nicht unwesentliche Bemerkung machen: ich bewundere zwar bei Ihnen einen gewissen Flug der Phantasie, der einem Jüngling gut steht. Aber eines vermisse ich nur zu oft: die Logik! — bei Ihnen, einem Landsmann von Thomas Reid! — Wie nun gerade hier: welcher Art nun auch diese Angst vor Schlangen sein mag, die meine Tochter allerdings in einem auffallenden Grade hat, so kann dieselbe doch unmöglich für Sie ein Motiv werden, um in Nacht und Nebel nach einem Kobrastein umherzulaufen.

— Unmöglich? Aber Herr Professor, Sie erkennen doch den Satz an: ab esse ad posse valet consequentia.

— Selbstverständlich, aber —

— Und jene Angst war mein Beweggrund. Denn ich sah in ihr die Ahnung von einer Gefahr, die einmal Ihrer Tochter durch den Biß einer Kobra drohen mag.

— Da haben wir den Schotten! Ahnung, second sight!

Professor Eichstädt ärgerte sich so sehr darüber, daß dies irrationelle Element ihm jetzt plötzlich in die Quere kam, daß er gar nicht bemerkte, wie wenig der Zusammenhang noch geklärt sei. Bevor er dies nachholen konnte, hatte aber Amanda, die etwas blässer geworden war, das fehlende Glied ergänzt:

— Kann denn solch ein Stein dem Gift entgegenwirken?

— Ja, das ist es gerade, was man behauptet. Man sagt, daß er, wenn er auf die frische Wunde gelegt wird, das Gift in sich aufsauge oder sonst auf irgendeine Weise die Wirkung abschwäche. Man

Roy schwört darauf. Er sagt, daß alle Schlangenzähmer so einen Stein bei sich führen, und so dacht' ich denn – –

– Ja, da müssen Sie aber auch Ihrem Vetter einen solchen Stein verschaffen, meinte der Professor. – Denn Sie müssen konsequent sein. Wenn es bei meiner Tochter auf Ahnung beruht, so muß es auch bei Sir Trevelyan eine Ahnung sein. –

– O, der mag sich selber einen suchen, antwortete Arthur mit vetterlicher Gleichgültigkeit. – Pst! Hören Sie nicht Stimmen?

– Ja, ich glaube wirklich – –

– Nun jedenfalls soll er keine Kobra auf seiner Schwelle finden Das wäre denn doch ein zu schlechtes „Willkommen" ... Garuda!

Arthur hatte einen Stock, der in einer Ecke lehnte, ergriffen und hob damit die tote Schlange vom Boden empor, bevor Garuda, der sofort vom Tisch gesprungen war, seine Beute erwischen konnte. Auf die Veranda hinaustretend, ließ er das erregte Tierchen einen Augenblick zappeln, indem er den auf dem Stocke balanzierenden Schlangenleib hob und senkte, bis er ihn dann in einem großen Bogen auf den Gartenrasen hinüberschleuderte.

Dann wandte er sich zu den Kommenden, deren Stimmen plötzlich ganz nahe erschollen und ebenso laut klangen, wie ihre Schritte lautlos waren.

Drittes Kapitel

Der schwarze Panther

Amanda hatte sich mit pochendem Herzen erhoben.

Sie lauschte nach einer Stimme, die ihr fehlte.

Schon war Arthur auf der Veranda von Indern umringt, die mit Geberden des Fragens, der Verwunderung, der Enttäuschung, der Hoffnung – und was nicht – durcheinander sprachen und riefen.

– Der Sahib nicht hier? Noch nicht gekommen?

Es war eine bunte und malerische Schar, diese braunen Gestalten in weißen Kaftans, die um den Leib von lebhaft gefärbten Schärpen

zusammengehalten wurden — die meisten barfüßig, einige in Beinkleidern, die sich eng um die Waden falteten und an den Knöcheln in die pantoffelartigen Schuhe überzugehen schienen. Fast jeder trug auf dem Rücken einen kleinen runden Kupferschild, der mittelst kreuzweise geschlagener Riemen über die Brust befestigt war, ein Krummschwert in der Schärpe, eine Lanze in der Hand; einzelne hatten aber anstatt der letzten Waffe, welche die Rajputen so behende bei der Sauhetze gebrauchen, eine arabische Flinte, mit eingelegter Silberarbeit reich verziert und so lang, daß der Büchsenlauf ihnen über die Schulter reichte, wenn sie den spitzauslaufenden Kolben auf den Fußboden stützten.

Einer von ihnen trug über der Schulter eine moderne englische Jagdflinte.

Dieser Mann überragte seine Begleiter fast um einen Kopf und gab dem jungen Schotten, mit dem er beim Eintreten in eifrigem Gespräch war, keinen halben Zoll in der Höhe nach, während er bedeutend schulterbreiter war. Die stechenden Augen wurden von dichten, zusammengewachsenen Brauen beschattet. Der Schnurrbart starrte wie die Knurrhaare eines Tigers. Zu beiden Seiten des glattgeschorenen Kinns wuchs der Backenbart so reichlich, daß er — nach altrajputaner Sitte — mit der Spitze über das Ohr zurückgezogen war. Die wohlgepflegte Hand mit hennafarbigen Nägeln, die er bei seinem Salam mit vielem Anstand an die Stirn führte, war auffallend klein und aristokratisch — von heller Hautfarbe, gerade in ein Schwertheft alter rajputaner Schmiedearbeit hineinpassend; häufig unterbrach sie das Geberdenspiel, womit sie seinen Wortstrom begleitete, um über jene Bartfülle hinzustreichen; und diese gewohnheitsmäßige Bewegung gab ihm, trotz seines martialischen Äußeren, jenes Gepräge des Minderwertigen, das ein Mann mit in den Kauf nehmen muß, wenn er verrät, daß der Bart ein wesentlicher Teil seiner Persönlichkeit ist. Und wenn es manchmal gilt, daß je größer der Bart um so femininer der Eindruck, so wurde diese wenig beabsichtigte Wirkung hier durch den Moschusduft verstärkt, der ihn umschwebte wie ein flüchtiger Vogel, welcher sein Nest in jenen Dschangeln zu haben schien. Der kleine, grüne Tur-

ban, den er wie alle Anwesenden trug, war mit einer prächtigen Edelsteinagraffe versehen, die wie eine kleine Sonne glitzerte, und von der eine Reiherfeder ihm über die Schulter hinunterfiel.

Unmittelbar hinter ihm ging sein Diener mit einem schwerfälligen zugeklappten Sonnenschirm, den er an der Spitze, den Stiel nach unten, hielt.

Diese auffallende Persönlichkeit war Chandra Singh, ein Neffe des regierenden Raja.

Er sprach schnell, und seine Worte wurden alle Augenblicke von den jetzt hereingetretenen Indern durch laute Reden und lebhafte Gebärden bestätigt oder ergänzt. Was er sagte, konnten aber Amanda und ihr Vater nicht verstehen – die landläufige Versicherung ausgenommen, der Sahib sei ihm wie sein Vater und seine Mutter –; denn er redete Hindostani – eine Sprache, die der Indologe auf das tiefste verachtete, als ein Mischmasch von verdorbenem Sanskrit, allerlei Ureinwohner-Idiomen, Arabisch und endlich, als letztem schmachvollstem Einschlag, sogar ein wenig Englisch: – „Die scheußlichste Karikatur einer Sprache, die in der ganzen Welt zu finden wäre!“ pflegte er entrüstet auszurufen. Amanda hatte sich freilich so viel davon angeeignet, als nötig war, um mit den Dienstboten sich notdürftig zu verständigen; was aber bei weitem nicht ausreichte, um den Inhalt dieses Berichtes zu verstehen.

Als aber gleichzeitig mit einem plötzlichen Aufschrei alle Hände nach der Veranda zeigten, zu welcher jetzt, nachdem die Angekommenen alle in das Zimmer hereingeströmt waren, der Blick frei blieb, richteten die beiden nicht verstehenden Zuhörer schnell ihre Augen dorthin.

Draußen, auf einer Bahre von Ästen, lag ein schwarzer Panther. Das moirierende Muster des glänzenden Sammetfelles schimmerte in der starken Beleuchtung deutlich hervor.

– Seine Hoheit Chandra Singh, wandte Arthur sich jetzt verdolmetschend an Amanda und den Professor, erzählt uns, daß mein Vetter, nachdem er jenes Prachttier erlegt hatte, sich von seinen Jagdgenossen entfernte, um eine abgelegene Tempelruine zu besichtigen, wobei er, wie es ja für einen Poeten natürlich ist, am liebsten

allein sein wollte. Auf dem Rückweg muß er sich dann verirrt haben. Es sei zwar daran nichts Beunruhigendes — keine Gefahr — —

Chandra Singh, der diese Worte verstand, machte durch Gebärden die lebhaftesten Beteuerungen und fügte in möglichst englischem Hindostani hinzu: O Gefahr — wie könne nur da Gefahr sein? Der Sahib sei hier überall so sicher wie in England.

— Sicherer, weit sicherer! beteuerte sofort der ganze, mit Augen, Händen und Zunge redende Chor des Gefolges: Der große Sahib! Der Gastfreund des Himmelgeborenen — der Stolz des Landes — der Wohltäter ganz Indiens — dessen Ruhm den ganzen Erdkreis erleuchtete — dessen Schatten immer größer werden möge! — —

Leuchtende Augen, grinsende Zähne, abwehrende Hände, wackelnde grüne Turbane verspotteten jeden Gedanken an Gefahr als eine Lächerlichkeit.

„Für die Bühne sehr gut, aber für die Zimmerwirkung übertrieben", dachte Amanda und beschloß, ein wachsames Auge auf den bärtigen Rajputen zu behalten.

Mittlerweile war ein kleiner, fast bis zur Verwachsenheit hochschultriger Mann, dessen stechende Äuglein Amanda mit einer peinlichen Empfindung auf sich gerichtet gefühlt hatte, ein paar Schritte vorgetreten, gänzlich zusammengekrümmt vor Demut und vor gliederverrenkender Entschuldigung, weil ein so elendes Wesen wie er sich überhaupt erdreiste, eine Meinung über etwas so Erhabenes wie den großen Sahib zu äußern; wozu er sich nur deshalb erkühne, weil er die Ängstlichkeit der Schönbrauigen wohl bemerkt habe, und weil ihm dabei ein trostreicher Gedanke aufgeleuchtet sei, welchen er nicht unterdrücken wolle in Anbetracht dessen, daß ein Wort da anzubringen ist, wo es ausgesprochen, Früchte trägt und auf die Dauer haftet, wie Farbe am weißen Zeuge; — was, wie er vertrauensvoll hoffe, hier der Fall sein würde, so daß dies Wort auf immer die rote Farbe auf die weißen Wangen der Mondgesichtigen zurückbringen dürfe: — das Wort nämlich, daß in diesem Lande selbst die wilden Tiere des Waldes dem großen Sahib keinen Schaden zufügen

würden, der ja in der Tat kein Geringerer sei als Râm selber, wiedergeboren zum Heil dieses Landes, was ja auch die Priester bezeugten — —

(Und der Chorus nicht weniger, der „Râm, Râm" rief, als ob er besessen wäre.)

Ja weit entfernt, ihm Schaden zuzufügen, würden sie ihm unzweifelhaft den richtigen Weg zeigen, so daß man gar bald, durch den Anblick des schmerzlich Vermißten, seine Leber würde anschwellen fühlen.

Der Inhalt dieser Rede wurde von Arthur getreulich Amanda und ihrem Vater übermittelt. Das junge Mädchen hatte große Mühe, ihrer Neigung zu widerstehen, bei der „Schönbrauigen" den Referenten anzublinzeln und auf ihre zu kurz gekommenen Brauen zu zeigen, die so unschuldigerweise durch die stereotype Phraseologie des Inders profitierten, desgleichen bei „der Mondgesichtigen", illustrationshalber, die Backen aufzublähen. Doch gelang es ihr, die gebotene Feierlichkeit zu bewahren.

Aber etwas mußte sie sich zum Schluß doch leisten.

— Gut gebrüllt, Löwe! oder ich möchte es hier lieber variieren: gut geheult, Schakal! sagte sie zu Arthur mit einer Miene und Haltung höchster diplomatischer Würde.

Arthur neigte den Kopf respektvoll, aber mit einem schnellen Blick, der ihr deutlich sagte, daß er mit ihrer Schätzung des Redners ganz einverstanden sei, wenn sie diesen dem Schakal verglich, dem Tiere, das in den indischen Fabeln immer die Rolle des Verräters spielt, dem die schönsten, mit guten Lebensregeln gespickten Reden reichlich von den Lippen fließen. Daß es also hieße: auf der Hut sein.

Dann wandte er sich an die Inder und verdolmetschte ihnen Amandas Worte dahin, daß der edle Pertab, der die Tapferkeit des Löwen mit der Weisheit des Schakals vereinigte, die Ängstlichkeit der schönbrauigen Mondgesichtigen sehr wesentlich dadurch beschwichtigt habe, daß er die Wahrheit ohne jede Übertreibung gesagt habe, wohl wissend, wie es von einem so weisen Mann ja auch nicht anders

Râm, neu-indisch für Rama. Den Helden des Ramayana, eine Inkarnation Vishnus.

zu erwarten sei, daß die Wahrheit am schönsten in ihrer edlen Nacktheit leuchtet und durch jeglichen Schmuck nur verdunkelt werden kann. Nichtsdestoweniger müsse er – Arthur – in Anbetracht dessen, daß wenn auch die Götter und die Tiere helfen wollen, es den Menschen nicht gezieme, die Hände in den Schoß zu legen – durchaus darauf bestehen, daß man sofort eine Expedition ausschicke, um den schmerzlich Vermißten aufzusuchen, damit er nicht etwa die Nacht in den Dschangeln zubringen müßte; da vielleicht die gar zu gastfreundlichen Tiere seine Gesellschaft nicht so bald entbehren möchten und ihn mit frommer List zurückhielten, eine Möglichkeit, die der edle Pertab, trotz seiner Weisheit, nicht in Erwägung gezogen zu haben schiene.

Chandra Singh nickte tiefsinnig, strich mit beiden Handflächen gleichzeitig den Backenbart aufwärts und hinter die Ohren zurück, dadurch einen Hauch von Moschus aussendend – und erklärte, es sei unmöglich, weiser im Rat zu sein, als dieser junge Sahib sich soeben gezeigt habe, der zweifelsohne dereinst ein Leiter seiner Nation werden würde. Eine solche Expedition sei unverzüglich zu organisieren, und er selber wolle die Führung übernehmen.

Diese Erklärung war ein Stichwort für den Chorus. Ein neuer Stimmen- und Gebärdenausbruch der Inder bezeugte, daß sie alle – alle sich die Beine ablaufen würden, eher als daß der Sahib, der jedem von ihnen wie sein Vater und seine Mutter sei, auch nur einer Unbequemlichkeit ausgesetzt sein sollte.

Die Erregung bemächtigte sich auch des Professors, der energisch aufsprang und erklärte, daß er sich der Expedition anschließen wolle; obschon es ihm selber ebenso unersichtlich wie den andern war, wie seine Anwesenheit anders denn als belästigend sollte wirken können, sintemal es einigermaßen unwahrscheinlich war, daß Felseninschriften im Sanskrit irgendwo bezeichneten, wohin Sir Edmund sich begeben hatte.

Da ein jeder der Gesellschaft seinen besten Rat über die einzuschlagende Richtung, über das Mitnehmen von Fackeln und Hunden oder ähnliches zu Markte bringen wollte, entstand nun ein lauter und fieberhaft bewegter Menschenknäuel um Chandra Singh als

Mittelpunkt, während Arthur vergebens versuchte, den unternehmungslustigen Professor dazu zu bewegen, der Expedition fern zu bleiben.

Ihrem Vorsatz getreu wandte Amanda den Blick nicht von Chandra Singh ab. Dieser hatte ein Wort und einen Blick für alle, nicht am wenigsten für den Professor, den er für das Licht der Welt erklärte, dessen Begleitung ihnen von unermeßlichem Nutzen sein würde. Er hatte aber — wie sie bald bemerkte — ganz eigenartige, blitzschnelle Blicke und kurze, hastige Worte für den kleinen, hochschultrigen Pertab, der sich unentwegt an seinen Ellenbogen hielt. Dieser sein Vertrauter war von ungewöhnlich schwarzer Hautfarbe und trug sein glattes, stark geöltes Haar gerade unter dem Ohr viereckig abgeschnitten; im Gegensatz zu seinem großbärtigen Gönner hatte er nur recht dünne Haarbüschel als dürftigen Schmuck für den unteren Teil seines spitzen Gesichtes. Wenn Chandra Singh auf den stolzen indischen Titel „Mann-Tiger" eine gewisse Forderung hatte, so machte sein Begleiter auch durch sein Äußeres dem Schakalnamen, womit ihn Amanda schon beehrt hatte, keine Schande.

Sie war dicht an die beiden herangetreten, um einige der zwischen ihnen gewechselten Worte aufzufangen und sich zu merken, in der Hoffnung, später ihren Sinn entdecken zu können. Es gelang ihr in der Tat auch, ein paar Wörter zu erhaschen. Plötzlich veranlaßte eine unbestimmte Empfindung sie, den Blick flüchtig nach der Veranda abschweifen zu lassen, und sie vermochte nicht einen leisen freudigen Aufschrei ganz zu ersticken.

Draußen stand eine Gestalt, in der ein jeder leicht das Original des an der Wand hängenden Ölbildes erkannt hätte; der albanesische Anzug war nur mit einem nicht ganz so malerischen Mittelding von europäischer und indischer Kleidung vertauscht. Statt des kleinen grünen Turbans, den die anderen trugen, bedeckte seinen Kopf ein Strohhut, mit Baumwollstoff umwunden, dessen Enden rückwärts über den Nacken hinunterhingen, um diesen vor der Sonnenglut zu schützen. In solcher weißen, durchleuchteten Umrahmung hatte sein Gesicht fast die Bronzefärbung eines Inders.

Dem halberstickten Aufschrei Amandas folgte ein lauter Chorus

von Überraschungs- und Freudenausrufen, durch entsprechende Gebärden unterstützt. Aber das wachsame Auge des Mädchens war schnell genug, um einen zwischen Chandra Singh und seinem Vertrauten gewechselten Blick aufzufangen, der zwar Überraschung, aber alles andere eher denn Freude ausdrückte. Enttäuschung und Wut waren darin, aber zu allererst ein unverkennbarer, seltsamer Schrecken, wie wenn sie ein Gespenst geschaut hätten, der selbst die dunkle Wange des Hochschulterigen bleich wie Asche färbte. Diese Gemütserregungen spiegelten sich auf ihren Gesichtern mit einer Deutlichkeit wider, die allerdings auch nötig war, wenn Amanda nicht glauben sollte, sich geirrt zu haben: so freudig begrüßte jetzt das Paar den großen Sahib. Jedes einzelne Haar im gewichsten Tigerbarte Chandra Singhs schien sich zu sträuben, zu knistern und elektrisch zu sprühen vor Belebung durch den erquickenden Anblick des Vermißten, und das glatte Haar seines Trabanten schwitzte Öl vor Vergnügen und salbungsvoller Dankbarkeit, als sie – und der ganze Chorus mit ihnen – lebhaft beteuerten, daß ihnen die Leber übergroß vor Freude würde, obwohl ja nicht die geringste Gefahr vorhanden gewesen sei, zumal – wie der hochschulterige Kleine wiederholte – selbst die wilden Tiere sich gescheut hätten, diesem erhabenen Sproß Râms, der in der Tat eher als der wiedergeborene Râm selber zu betrachten sei, etwas zuleide zu tun!

Daß nun dieser selbst ohne Argwohn war, zeigte sich nur zu deutlich in seinem unbefangenen Gegengruß. Besonders aber beunruhigte es Amanda, daß Sir Edmund, indem er seine Büchse von sich in die Ecke stellte und dabei Chandra Singh auf die Seite nahm, diesem flüsternd eine längere Mitteilung machte, die der Rajput mit der ernstesten Aufmerksamkeit entgegennahm, und in einer Haltung, wie einer, der von seinem Vorgesetzten eine wichtige Order erhält.

Diese Vertraulichkeit der beiden Männer mißfiel Amanda höchlichst. Hatte es doch fast das Ansehen, als ob sie ein gemeinsames Unternehmen vorhätten. Was ihr Vater ihr soeben von einer möglichen Rivalität zwischen den beiden Männern gesagt hatte, gab ihr einen Schlüssel zu jener Enttäuschung des Rajputen bei dem Er-

scheinen des Sahib, dem er offenbar eine Falle gelegt hatte. Was aber bedeutete diese Vertraulichkeit, die beide Männer verband? Für Sir Edmund jedenfalls eine Vergrößerung der Gefahr. Und sie entschloß sich, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um ihn zu warnen, und, wenn eine solche sich nicht schon in den ersten Stunden von selber einfände, sie durch jedwelchen Bruch mit der Etikette selbst gewaltsam herbeizuführen.

Edmund begrüßte nun sie und ihren Vater freundlichst, wenn auch auf etwas zerstreute Weise. Dann zeigte er nach der Veranda hinaus:

— Und was soll die schwarze Bestie draußen?

— Der Panther? Die Beute des Sahib, antwortete Chandra Singh mit tiefer Verbeugung, und der Chorus nahm die letzten Worte auf, um sie mit allen möglichen Stimmen-Nuancen zu variieren und mit poetischen Umschreibungen arabeskartig zu verzieren: — der Verwüster der Berge, der die Ehre genossen hatte, von der Büchse des großen Sahib zur Strecke gebracht zu werden — von der Hand Râms zu fallen —; von dem der Schakalgesichtige unter vielem Beifall vermutete, daß ihm deshalb eine günstige Wiedergeburt bevorstehe!

— Wieso? ich hätte den Panther geschossen?

Gewiß. Gerade durch das Herz — ein Meisterschuß! Ein Schuß, der noch nach Jahrhunderten in den Gesängen der Hofbarden widerhallen wird!

In der Tat, wer sie sah und hörte, mußte glauben, es wäre bis zu diesem Tage noch kein Panther in Indien geschossen worden.

Die ihre Bewunderung so laut kundgebenden Inder wurden hinauskomplimentiert von dem nicht weniger höflichen Wirt, der ihnen versicherte, wer mit Rajputen jagte, müsse, wenn er auch noch so ungeschickt wäre, sehr bald etwas von dem edlen Waidwerk lernen und könne nicht umhin, auch einmal durch Nachahmung einen Meisterschuß abzugeben; während der Gegenstand dieses gepriesenen Schusses — der seiner günstigen Wiedergeburt entgegensehende schwarze Panther — auf Arthurs Anordnung fortgeschafft wurde, um abgehäutet zu werden.

Viertes Kapitel

Wie Sir Trevelyan und der Indologe ihren Rüdesheimer tranken

Als Edmund lachend wieder in das Zimmer trat, traf er hier nur noch den Professor, der am Tische stand und sorgsam beschäftigt war, die kostbaren Palmblätter Ecke an Ecke zu ordnen, wie ein Paket Spielkarten, damit ja nicht ein hervorstehender Rand zerknittert werden könne. Er blickte etwas verwundert auf und lächelte fragend, in Sympathie mit der Heiterkeit seines Wirtes.

– Da haben Sie Ihre Inder, Professor, lachte dieser, indem er sich in einen niedrigen Bambusstuhl warf und die Beine behaglich von sich streckte, wie einer, der sie genug gebraucht hat.

Die Gesichtszüge des Professors nahmen jetzt einen reservierten Ausdruck an, als ob sie sich en garde dieser Munterkeit gegenüber setzten.

– Wie meinen Sie das?

– Nun, die Geschichte war folgende: Der schwarze Teufel hatte aus einem Gebüsch unten im Nullah vor dem Höllenlärm unserer Treiber Reißaus genommen und sich dann oben auf der Ebene, leicht verwundet wie er war, in einem Aloebusch versteckt, der etwa zwanzig Fuß hoch und ebenso breit war. Er wurde umstellt, das Geschrei und das regelmäßige Bombardement mit Steinen ging wieder los. Aber mein braver Bagghera ließ sich nicht stören. Da war nur eines zu tun: wir mußten mit Raketen den Busch in Brand schießen. – – Aber es wird mir zu trocken, so zu erzählen – also mit Ihrer Erlaubnis – – Sie verschmähen wohl leider wie gewöhnlich meine Zigarren?

– Ich danke, um diese Zeit rauche ich nicht.

Edmund zog seine Zigarrentasche hervor, wählte sorgfältig eine tadellose Regalia, schlug Feuer, zündete und blies mit sichtbarem Genuß dichte Rauchwolken vor sich hin.

– Natürlich hatten die Esel unsere Congreve-Raketen im Boote vergessen. Also erzwungene Pause von etwa anderthalb Stunden.

Womit sie ausfüllen? Alles flammte um uns – die Sonne brannte fast senkrecht herunter – es war Lunchzeit, also lunchen, im schmalen Schatten der Aloe gelagert.

– Es waren also mehrere Aloegebüsche da? vermutete der Professor.

– Nein, nur das eine.

– Wo der Panther drin steckte?

– Eben. Es war meine Idee!

Sir Edmund lächelte mit knabenhaftem Stolz.

– Übrigens darf ich nicht sehr stolz sein, denn wo sonst? Weit und breit gab es keinen anderen Schatten, und selbst in ihm hatten wir wohl an die hundert Grad.

– Aber war es denn doch nicht – sehr unvorsichtig?

– Eigentlich nicht. Ein schwarzer Panther ist gefährlich, aber die indische Mittagssonne ist noch zehnmal gefährlicher. Und warum sollte auch der gute Bagghera seinen Schlupfwinkel verlassen, bevor die Raketen es notwendig machten?

– Es ist wahr – aber trotzdem –

– Trotzdem, mein lieber Professor, hatte ich gerade eine Flasche Hock glücklich entkorkt – –

– Ach, Sir Trevelyan! rief Professor Eichstädt mit einer Gebärde halb komischer Verzweiflung, – wann wollt Ihr Engländer endlich damit aufhören, jeden Rheinwein „Hock" nach dem Hochheimer zu nennen, der gar kein Rheinwein ist, sondern am Main wächst? Was Sie in Ihrem Keller haben, ist Rüdesheimer und ein guter Jahrgang dazu. Gott verzeih es Ihnen, daß Sie einen solchen Tropfen in hundert Grad hinausschleppen, wieviel das nun auch sein mag, denn der Kuckuck kann aus Ihrem verrückten Fahrenheit klug werden.

Der Engländer lachte gutmütig über die Erhitzung des braven Rheingauers.

– Ich verspreche Ihnen, lieber Professor, daß ich mich bessern werde, für meine Landsleute darf ich freilich nicht einstehen. – Aber dies erinnert mich –

Er klatschte in die Hände.

Ein schwarzer, weißgekleideter Diener, der Durwan, der auf den Stufen gekauert haben mochte, erschien und machte seinen Salam.

Sir Edmund gab eine kurze Order in Hindostani.

– Ja, ja, mein lieber Professor, ich weiß schon – wandte er sich an den Indologen, der eine Handbewegung des Einspruches machte: – es ist nicht in der Ordnung. Aber dieser Tag ist ein wenig aus dem Geleise gekommmen, wie mir scheint, und ich glaube in der Tat eine Erfrischung verdient zu haben.

Er blies ein paar Rauchwolken aus und starrte vor sich hin, als ob er den Faden verloren hätte.

– „Doch revenons à nos moutons!" – – Ich hatte soeben eine Flasche Rüdesheimer entkorkt – –

Der noch nicht ganz beruhigte Rheinländer schnitt eine Grimasse, als die dicke Zunge des Briten jenen edlen Namen herumrollte, als ob dieser die Bezeichnung einer Kartoffelart sei, anstatt die des hehrsten Rebensaftes – kam dann aber plötzlich zum Bewußtsein von der spannenden Situation:

– Ja, ja, und dann lieber Freund, dann?

– Dann hub ein gottloses Schreien an, das mich schnell auf die Beine brachte. Der Panther war heraus und hatte einen der Treiber am Wickelchen – etwa fünfzig Schritt von uns. Chandra Singh und ich standen dicht nebeneinander und waren schußbereit, als die Bestie plötzlich ihre Beute losließ und in mächtigen Sätzen auf uns lossprang – ein schwarzer Nebel mit zwei glühenden Kohlen mitten drin. Ich lege an – meine Büchse versagt –

– Mein Gott!

– Ja, versagt, Professor, und entweder mein etwas gemischtes Blut oder das echteste Blut Rajputanas hätte den Sand gefärbt, wenn Chandra Singh nicht mit einem wohlgezielten Schuß den Panther gerade vor uns zur Strecke gebracht hätte.

– Ja, aber lieber Sir Trevelyan, ich verstehe nicht recht: wenn, wie Sie sagen, Ihre Büchse versagte – –?

– Das ist ja eben der Witz! Chandra Singh weiß, daß meine Büchse versagte, er weiß, daß ich es weiß und er weiß auch, daß ich weiß, daß er es weiß – und dennoch (mit entsprechender Gebärde):

„Die Beute des Sahib — ein Meisterschuß — Lieder der Hofbarden!“ Wenn das nicht echt indisch ist!

Die Züge des Professors zogen sich in ihre Deckstellung zurück. Es war nicht das erste Mal, daß Edmund angedeutet hatte, wie wenig hoch er die Wahrheitsliebe der Inder einschätze, und ein jeder solcher Angriff auf seine Schützlinge verstimmte in hohem Grade den guten Indologen. Diesmal schienen sie nun freilich gar zu sehr auf frischer Tat ertappt zu sein, und es wollte ihm nicht gleich etwas zu ihrer Verteidigung einfallen. Aber wie verkehrt, aus dem einzelnen Fall gleich etwas Allgemeines zu machen!

— Ich weiß wohl, Sie sind überhaupt der Meinung, daß die Inder es nicht genau mit der Wahrheit nehmen.

— Mild, aber korrekt ausgedrückt.

— Aber da muß ich doch bitten, rief der entrüstete Indologe, die Wahrheitsliebe der Inder war im Altertum berühmt und wird auch von griechischen Zeugen bestätigt.

— Sie bestätigen auch, daß die Perser reiten und die Wahrheit sagen lernten; reiten tun sie noch, aber ein Freund von mir, der sich lange in Persien aufhielt, hat mir gesagt, ein Perser müsse einen großen Vorteil davon haben, wenn er sich dazu bequemt, die Wahrheit zu sagen. Es scheint, daß die Völker in der Beziehung zurückgehen. Nur die Griechen nicht. Diese wunderten sich baß darüber, daß die Perser die Wahrheit sprachen, und mit gutem Grund. Denn sie waren selbst von jeher eine ausgesuchte Lügnerbande, und das sind sie geblieben — entschuldigen Sie, ich weiß, Sie sind Philhellene; aber ich kenne sie aus erster Hand.

— Es war, scheint mir, eine philhellenische Angelegenheit, in der Sie sie kennen lernten.

Edmund lachte:

— Es ist wahr, ich habe mich für ihre Freiheit geschlagen, aber — unter uns, die ehrlichsten Leute in Griechenland waren die Türken — und allenfalls die Briganten.

Professor Eichstädt seufzte resigniert, war aber doch nicht willens, die gute Sache schon aufzugeben.

— Was denken Sie wohl, daß ich hier vor mir liegen habe, Sir

Trevelyan? sagte er und legte seine Hand auf die Palmblätter: — es sind die uralten ehrwürdigen Jatakas, die uns Volkssagen von den verschiedenen Lebensläufen des Buddha überliefern. Dort wird ausdrücklich gesagt, daß, obwohl er mehrmals ein Räuberhäuptling gewesen und viele Verbrechen begangen hat, er doch eines nie getan hat: der zukünftige Buddha hat nie gelogen. Können wir ein beredteres Zeugnis dafür verlangen, wie hoch die alten Inder die Wahrheitsliebe schätzten?

— Sagten Sie mir nicht gestern, Professor, daß der Buddha auch nie als ein weibliches Wesen geboren wurde?

— Gewiß, das ist vollkommen richtig, erklärte eifrig der nichts ahnende Professor, der in der Unschuld seines Herzens nur Freude empfand, weil dieser spleenische Brite doch so viel Aufmerksamkeit für seine Ausführungen besaß, daß er diesen eigentümlichen Legendenzug von einem Tag bis zum anderen behalten hatte.

Edmund blickte pfiffig und sah den Professor mit einem — wie es diesem schien — mephistophelischen Lächeln an.

— Ist es Ihnen nicht aufgefallen, Professor Eichstädt, daß in dieser Zusammenstellung jedenfalls ein sehr feines Aperçu liegt? —

Professor Eichstädt, in dessen einfacher Natur eine echt germanische Ehrfurcht vor dem Ewig-Weiblichen tief eingewurzelt war, wußte nicht, welche Miene er zu der zynischen Vertraulichkeit seines Wirtes aufsetzen sollte. Dies war in der Tat noch viel schlimmer als der Angriff auf die Inder! Ihm war einigermaßen, als ob ihm jemand zumutete, über seine selige Frau zu spötteln oder seine Tochter zu verraten; und doch hatte dieser unverbesserliche Byronianer etwas an sich, das jede Äußerung ritterlicher Entrüstung entwaffnete.

Zum Glück erschien in diesem kritischen Augenblick eine hochfeierliche Prozession. Zuerst trat der Durwan als Führer herein, ihm folgte als Zeremonienmeister der Sirdar, diesem auf den Fersen der Abdar, der ein kupfernes Brett mit zwei Gläsern trug; nach ihm trug der Bhisti einen betauten, irdenen Topf, aus dem eine braune Flasche ihren langen Hals und das Köpfchen mit der gelben Lackmütze emporstreckte — ein lieblicher Anblick! Danach trug der Khidmutgar, dem das kulinarische Departement unterlag, nichts als

eine Würde, die aber schwer auf seinen schmalen Schultern zu lasten schien. Eine namenlose Nichtigkeit trug den Korkzieher, und seine nichtstragende Nichtigkeit beschloß den Zug. Letztere entnahm auf einen Wink des Sirdars der tragenden Nichtigkeit den Korkzieher, holte die Flasche aus dem Wassertopf hervor und reichte beide dem Khidmutgar, der die Flasche entkorkte und dem Sirdar übergab, der dann die beiden Gläser füllte, welche der Abdar zurechtgestellt, worauf die Nichtigkeit die Flasche wieder in den kühlenden Wassertopf untertauchen ließ und der Bhisti diesen auf den Tisch zur Weiterbenutzung hinstellte. Der Durwan hatte diese Vorgänge mit einem tief melancholischen Blick überwacht, als ob er in ihnen eine Illustration zum alten Pançatantram-Spruch sähe: „Diejenigen, welche das Dienen ein Hundeleben nannten, haben unwahr gesprochen: ein Hund geht ja hier nach eigenem Ermessen, ein Diener auf Geheiß des Herrn." Da er sich nunmehr von der Wahrheit dieses Spruches vollkommen überzeugt hatte, salamte er den anderen vor und leitete den Rückzug ein, und die schwarze, weißgekleidete Prozession verschwand mit derselben sammetsohligen Geräuschlosigkeit, mit der sie erschienen war.

– Schmerzlich ist es, den Bhisti mit einem gemeinen Wassertopf anstatt des Eiskübels erscheinen zu sehen, den er in allen Kantonnements brachte, zuletzt in Cawnpore, labenden Gedächtnisses! rief Edmund. Aber so weit hat doch Kala Rama seinen Staat nicht gebracht, wieviel er auch für die Zivilisation tut. Nun, auch diese Rückständigkeit hat ihre Reize, und so wollen wir denn in diesem, wenn auch etwas lauen, aber edlen Saft Indien hoch leben lassen, zumal das alte Indien, womit Sie so vertraut sind. Was mich anbelangt – –

– So kennen Sie es nicht! platzte Professor Eichstädt gedankenlos heraus. Nachdem er den ersten Schluck in der hohlen Zunge gehalten und ihn zögernd hatte hinunterrieseln lassen, starrte er jetzt in das unvergleichliche Goldlicht des echten Rheinweines hinein und hatte fast vergessen, wo er sich befand. Ihn umwebte das hellgrüne

Pançatantram: berühmtes indisches Fabelwerk.

seidene Mailaub der Buchen des Niederwaldes, er sah den heiligen Fluß sich durch die Gauen krümmen, ja es war ihm, als hörte er das Rauschen der Stromschnellen im Bingerloch.

– Freilich kenne ich das alte Indien nur sehr wenig, gab der Brite gutmütig, vielleicht auch herablassend zu: Und doch ... mir 'st, als hätte ich ihm heute in die Augen geschaut.

– Wem?

– Ihrem Indien des Altertums. Ja, Professor, ich habe heute ein seltsames Abenteuer erlebt, um so seltsamer, als ich kaum sagen kann, worin es bestand.

– In der Tat? Ein Abenteuer?

Der Indologe – richtiger Rheingauer – verriet nicht gerade brennende Neugier. Ihm rieselte der Rüdesheimer noch so labend die Kehle hinunter, mit seinem Duft alle alten, heiligen Erinnerungen lieblich erweckend: er hatte die Augen geschlossen und stand noch auf dem Niederwald, den Hunsrück vor sich in blauer Ferne und zu seinen Füßen den alten Mäuseturm mitten in dem wirbelnden Strom, und er lauschte mit geringer Aufmerksamkeit dem Berichte seines Wirtes: wie dieser, kurz nachdem der Panther erlegt worden war, die Jagdgesellschaft verlassen hatte, um eine abgelegene Tempelruine aufzusuchen, und dann auf dem Rückweg sich gänzlich in den dschangelnbewachsenen Hügeln verirrt hatte.

– In der Tat mochte die Sache nicht so ungefährlich sein, wie es beim ersten Blick schien, und ich bereute schon meine Unvorsichtigkeit. Da begegnete mir ein Inder – ein wandernder Yogi, aber eine Gestalt sage ich Ihnen, wie aus den alten Veden heraustretend, ein – ja wie hieß doch der Kerl, von dem Sie mir erzählten, daß irgendein verrückter Raja ihm tausend goldgehörnte Kühe für jedes Wort aus seinem Munde schenkte?

– Yajnavalkya meinen Sie vielleicht? murmelte Professor Eichstädt mechanisch, noch immer im fernen Rheingau verweilend.

– Jawohl, wie man sich einen Yajnavalkya vorstellen könnte. Nun, er zeigte mir den Weg und begleitete mich, bis ich vom Rande der Dschangeln aus die Stadt unter mir sah. Dann ging er waldeinwärts, ohne meines Dankes zu achten.

Sir Edmund schwieg, blies eine letzte Rauchwolke von sich, warf den Zigarrenstumpf über die Veranda hinaus, führte das Glas an seine Lippen – und vergaß zu trinken.

Die plötzliche Stille weckte den Professor aus seinen Heimats-Träumereien:

– Ja, und dann? fragte er, um doch etwas Interesse zu zeigen.

– Ja, das war alles.

– Jedenfalls scheint das einen tiefen Eindruck auf Sie gemacht zu haben, und das ist ja schon viel. Ich möchte wohl den Mann sehen, der das vermochte.

– In der Tat, ich wollte, Sie hätten seinen Blick gesehen, denn ich wüßte gerne, ob es mir allein so geht. Überall sehe ich noch vor mir diese großen, dunklen Augen – sie erinnerten mich an Shelleys. In einer großen Menschenmenge fand ich immer Shelley schnell heraus durch seine Augen. Sein Blick leuchtete durch alle anderen hindurch wie Leben durch Totes. Aber der Blick dieses Inders hatte noch etwas Anderes – etwas Unheimliches würde ich sagen, wenn er nicht so gütig gewesen wäre, aber geheimnisvoll tief, zu tief für das Senkblei des Verstandes – wenigstens des meinigen. Nur ein Ding weiß ich, das mich ebenso verzaubert, mich vor unbegreiflichen Ahnungen schaudern läßt.

– Welches?

– Sie werden mich auslachen, Professor, aber sei's drum! ich meine den gelben Edelstein, den Kala Rama in seinem Turban trägt.

– Den Schlangenstein?

Professor Eichstädt war mit einem plötzlichen Sprung aus seiner Heimatgegend in das verheißene Land der Mysterien mit ganzer Seele zurückgekehrt.

– Ich Sie auslachen, Sir Edmund? Mein Gott, wer bin ich, daß ich das tun sollte! Habe ich den Zusammenhang aller Dinge durchschaut? O nein, freuen tu' ich mich, daß auch Sie von dem Hauche dieses alten Landes der mystischen Weisheit angeweht werden. Vielleicht ist das nur der Vorbote eines Sturmes, der Ihr Innerstes aufwühlt, und welchem eine neue Anschauung von Welt und Leben folgt. Ja, ja, Sie wären nicht

der erste, dem hier in Indien die Schuppen von den Augen gefallen sind.

Edmund lachte etwas leichtsinnig.

— Oho, läuft es da hinaus? Nicht zu früh frohlockt, Professor. Ich zog nicht aus nach dem Lande der mystischen Weisheit, nein, nach dem Lande des glühenden Lebens und der feurigen Liebe, müde von dem alten Europa, wo ich vergebens für die untergehende Freiheit kämpfte, von jener Welt der altgeborenen Sklaven, der blöden Vorurteile — — —

— Freilich taten Sie das, entgegnete der Indologe, aber nicht darauf kommt es an, wie man auszieht, sondern wie man heimkehrt. Ihr wißt, wonach Saul auszog und was er fand.

— Eine Krone fand er — freilich, da mögen Sie recht haben —: eine Krone — — — —! —

Der eigentümliche Stimmklang und der sonderbare Blick, der sich nicht auf den Professor richtete, sondern nach den Zinnen des Raja-Palastes adlerartig hinausschweifte, hätte wohl einem schärferen Beobachter zu denken gegeben; aber der Indologe war wie immer zu sehr bei der Sache und nur darauf bedacht, die begriffliche Ausführung festzuhalten und keine Abschweifung zu gestatten. Schnell fiel er ein:

— Die Krone der Weisheit, meine ich.

— O, ich weiß, wie Sie es meinen: die Krone mit dem Stein der Mystik. Nein, da wenden Sie sich an meinen Vetter, der da kommt; ihn haben sie in Kalkutta so mit blauem Dunst umnebelt, daß er auf alle Yogikünste schwört.

Fünftes Kapitel

Index Providentiae

Arthur trat eilig von der Veranda herein, warf seinen Hut auf einen Stuhl und eine große Ledertasche auf den Tisch und fuhr sich mit den Fingern durch sein kurzes, blondes Haar.

— Aha, die Post. Deshalb deine Erregung, lachte Edmund. Mann! wann willst du denn dieses Heimwehfieber endlich einmal aus dem Blute hinaustreiben? Das taugt nicht für uns.

Sein Ton unterstrich das letzte Wort; sein bedeutungsvoller Blick wurde von seinem Vetter kaum erwidert.

Mittlerweile hatte Edmund die Tasche geöffnet und den Inhalt auf den Tisch herausgewälzt.

— Nein, mein armer Junge, kein Brief für dich. Hier ist „Edinburgh Review", bedeutend zahmer, seitdem Byron ihnen den Kopf wusch. Nimm hin, mein Junge, das klingt immer ein wenig nach „Auld lang syne". Hier, Herr Professor, ein Brief und zwei Drucksachen für Sie und hier eine großmächtige Briefschaft für mich. Aha, Ministerialsiegel!

Edmund brach das Siegel und riß mehrere Papiere und einen Brief aus dem großen Umschlag heraus.

— Onkel Archibald natürlich. Was hat nur der alte gichtische Gentleman mir zu sagen?

Der Professor war in seinen Brief, Arthur in die Revue zu sehr vertieft, um das Stutzen zu bemerken, das sich auf Edmunds Gesicht zeigte, bevor er noch die erste Seite durchflogen hatte, um dann einem immer spöttischer werdenden Lächeln zu weichen, das nun in lautes Lachen überging, als er den Brief auf den Tisch warf, ohne von der dritten zur vierten Seite umzublättern.

— Nun könnt Ihr mich in der Tat beglückwünschen, meine Freunde! Erblicket in mir ein lang verkanntes politisches Genie, das endlich von seinem intelligenten Vaterland entdeckt wird. Begrüßet den designierten Gesandten für Afghanistan!

Arthur ließ seine Revue fallen und starrte den Vetter mit offenem Munde an.

— Sie gehen nach Afghanistan, rief der Professor. — „Und was wird denn hier aus mir werden?" fuhr es ihm durch den Kopf. — „Freilich wird ja mein Freund, der Minister Kala Rama, der mich herberufen hat, auch für meinen weiteren Aufenthalt sorgen; bin ich

„Auld lang syne", „Längst vergangene Tage". — Lied von Robert Burns.

doch noch lange nicht mit den Inschriften fertig – aber wo kann ich und besonders Amanda hier ein so bequemes Heim finden wie bei Sir Edmund? Und mit ihm geht jedenfalls auch sein Sekretär, dieser junge Schotte, der offenbar sein Herz an meine Tochter verloren hat, ein trefflicher, zuverlässiger junger Mann, wie mir scheint, der mir als Schwiegersohn sehr erwünscht wäre. Gott weiß, wann man ihn dann wieder sieht und was daraus wird?"

– Beruhigen Sie sich, mein lieber Professor, sagte Edmund, alles bleibt hier beim alten. Ich gehe nicht nach Afghanistan; die Ehre muß ich aber doch schätzen.

– Gewiß, gewiß, es ist eine große Ehre, mit einer solchen Mission betraut zu werden. Aber warum wollen Sie sie denn ausschlagen? Ich denke, es müßte für Sie höchst interessant sein.

Professor Eichstädt, der sich nicht wenig schämte, bei seiner eigennützigen Bestürzung ertappt zu sein, schien jetzt seinen Wirt zur Annahme überreden zu wollen, und Edmund erging sich schon in heftigen Ergüssen über die nichtswürdige krämerhafte Politik seines Vaterlandes: als er plötzlich von Arthur unterbrochen wurde, der den Brief genommen hatte und ihn nun seinem oratorischen Vetter umgedreht hinhielt, mit zitterndem Zeigefinger auf die letzte Seite zeigend:

– Was ist das hier, Edmund?

Edmunds Augen öffneten sich doppelt so weit und starrten Arthur verständnislos an, während er den Brief dem Professor überreichte.

Außer sich vor Begierde zu erfahren, was wohl die beiden Herren so aus der Fassung brachte, entriß Professor Eichstädt den Brief der willenlosen Hand seines Wirtes.

Die letzte Seite enthielt nur ein paar Zeilen und darunter die großmächtige, mit lassoartigem Schnörkel versehene Unterschrift: Archibald Pembroke. Aber quer über die ganze Seite, Leeres und Beschriebenes mit festen Zügen überschreitend, standen, anscheinend mit einem Blaustift geschrieben, die zwei Worte: Index Providentiae.

– Kann jemand das begreifen? rief Edmund. Wie ist dies hineingekommen? Beide Siegel ungebrochen, das des Ministeriums und das meines Onkels!

– Ihr Onkel hat sich einen Scherz erlaubt, vermutete der Professor.

— O, da kennen Sie Mylord schlecht.

— Oder sein Sekretär oder irgendeiner in seinem Bureau.

— Sie kennen ihn schlecht, sage ich. Sehen Sie doch hier, wie vorsichtig er seinen Schnörkel bis ganz herunter geführt hat, damit nicht Raum übrig bleibe, wo ein anderer etwas schreiben könnte. Nie hätte er den Brief versiegelt, ohne zuerst nachzusehen; nie hätte er ihn einem andern zum Versiegeln gegeben.

Arthur nickte und sagte mit seltsamem Nachdruck:

— Nein, nein, Herr Professor, der dies schrieb, hat nicht gescherzt.

— Ah, rief Edmund erregt und nahm Arthur am Arm: Du weißt, wer es ist?

— Wer? Nein.

— Was weißt du denn? Hast du jemals vorher solche Schrift gesehen? Schrift in geschlossenen Briefen?

Arthur nickte.

Der Professor sprang auf.

— Aber lieber junger Freund — — —

— Nun, was ist es also, Arthur?

— Was es ist? Es ist Raggi-Yog.

Es kam wie aus der Pistole geschossen, mürrisch, fast trotzig von dem jungen Mann, der sich nun so in die Enge getrieben sah.

Der Ausdruck war dem Professor und Edmund wohl bekannt als die moderne indische Bezeichnung für okkulte Kräfte höchster Ordnung.

Edmund lachte laut auf, ohne daß dies Lachen doch ganz natürlich klang. Es hatte einen Ton des Gewollten, wie wenn jemand sich durch erheuchelte Heiterkeit gegen etwas wehrt, was ihm sonst zu ernst oder gar unheimlich sein würde.

— Sagte ich es Ihnen nicht, Professor? Sie haben in Kalkutta den guten Arthur etwas verrückt gemacht, so daß er bereit ist, auf alle Yogiwunder zu schwören.

— Aber Herr Steel, wandte sich Professor Eichstädt jetzt fast bittend an Arthur: — Sie können doch nicht ernstlich meinen, daß jemand in einen versiegelten Brief etwas hineinschreiben kann.

— „Hineinschreiben" habe ich nicht gesagt.

— Nun, wie Sie es zu nennen belieben, wir wollen nicht um

Worte streiten. Aber ich bitte Sie, dies geht denn doch über die Hutschnur! Ich gebe ja zu, daß man hier von den Yogis Dinge ausgeführt sieht, die sich wie Wunder und Zaubereien ausnehmen. Dabei wollen wir aber doch nicht vergessen, daß diese Dinge von den alten Indern selbst nicht als wirkliche Vorgänge, sondern als Augenverblendung aufgefaßt wurden. Dies geht unzweifelhaft hervor aus einer sehr interessanten Stelle in den Brahmasutras, wo Çankara die nur scheinbare Realität des individuellen Selbstes und andererseits dessen Verschiedenheit von dem einzig realen, höchsten göttlichen Selbst außerordentlich fein dadurch illustriert, daß er etwa sagt: — der Zauberer, der an einem in die Luft hingeworfenen Faden in die Höhe zu klimmen scheint, ist auf dieselbe Weise verschieden von dem Zauberer, der in Wirklichkeit auf der Erde stehen bleibt. Also, mein lieber Freund, in Wirklichkeit ist kein Faden und kein Kletterer da, sondern wirklich ist nur der Zauberer, der ruhig mitten im Kreise steht und bei den Zuhörern die Halluzination hervorbringt, als ob er an einem Faden in die Höhe klimme. Ebenso, meint Çankara — und Sie werden die Feinheit dieses Vergleichs bewundern —, existiert in Wirklichkeit nur das Brahman, die Gottheit, in ewiger Ruhe; und nur durch das Nichtwissen, das heißt durch das sinnliche Bewußtsein, scheint es, als ob eine Menge wandernder, gleichsam an Fäden emporklimmender, individueller Seelen da wären. Das ist nun also die Erklärung der größten aller indischen Autoritäten. Nach ihr müssen wir also annehmen, daß der kleine Mangobaum, den der Yogi gestern hier auf der Veranda vor unseren Augen aus dem Topf emporwachsen ließ, in Wirklichkeit gar nicht da war — —

— Ach, der Mangobaum! unterbrach ihn Arthur ungeduldig, der gehört ja nur zum niedrigsten Hatha-Yog. — Der diese Worte geschrieben oder vielmehr, chemisch gesprochen, sie aufs Papier gesprochen, sie aufs Papier gefällt hat, der hat Kenntnis von Naturkräften, die unsere Gelehrten nicht ahnen, weil er die höchsten Prinzipien seiner Natur — vor allem den Buddhi — zur Entwicklung gebracht hat — — —

Hatha-Yog (so Silācāra), okkulte Kräfte niederen Ranges („Zauber").

– Ach, mit Ihren Prinzipien, das ist ja – – –

– Um Gotteswillen, rief Edmund, fangen Sie nur nicht von den sieben Prinzipien an!

– Gewiß nicht, gewiß nicht, beruhigte der Professor seinen launenhaften Wirt. – Ich wollte Ihnen nur sagen, Herr Steel, diese ganze Lehre von den sieben Prinzipien, von der Sie mir noch gestern vorschwärmten, ist ja nichts anderes als ein grobes Mißverständnis von der berühmten Anandavalli in Taittiriya-Upanishad, wo nämlich ein sehr geistreicher Versuch gemacht wird, den Kern des Menschen und der Natur, den Atman, aus allen Hüllen herauszuschälen. In dieser Stelle nämlich –

– O, ich kenne sehr wohl die Anandavalli, Herr Professor, gewiß ist sie die älteste Belegstelle von der Prinzipienlehre.

– Ja, nur gänzlich mißverstanden. Eine grobe Entstellung! Wenn dort von dem aus Nahrungssaft bestehenden Selbst das aus Lebenshauch bestehende getrennt wird, so heißt das doch – – –

Hier wurde aber der eifrige Indologe durch den eintretenden Sirdar unterbrochen, der den Besuch des Ministers Kala Rama anmeldete.

Sechstes Kapitel

Kala Rama

Der weit über die Grenzen seines kleinen Landes, ja über ganz Indien hinaus berühmte Minister, der jetzt, von zwei Dienern begleitet, in das Zimmer trat, war ein hochgewachsener, schlanker Greis mit bartlosem Gesicht, dessen edle, geistvolle Züge in heller Bronze gegossen schienen. Amanda hatte nicht unrecht, wenn sie nach der ersten Begegnung mit Kala Rama sagte, er sehe eher wie ein Pandit oder Sannyasin, denn wie ein Staatsmann aus, wenn auch eine gewisse weltmännische Gewandtheit und eine Sicherheit des Auftretens, wie sie nur die äußere Autorität verleiht, diesen

Pandit, Schriftgelehrter; Sannyasin, religiöser Bettler, Heiliger.

ersten Eindruck wieder etwas verwischte. Zunächst wurde dieser Eindruck freilich unterstützt durch die für einen Orientalen und zumal einen Inder auffallende Einfachheit seines Anzuges: vom Scheitel bis zur Sohle war er in weiße Baumwollenstoffe gekleidet. Nur die Schärpe, die den langen Kaftan um den Leib sammelte, war aus weißer Seide, und prachtvolle Perlenschnüre hielten den leichten, faltenreichen Mantel mit den offenen Ärmeln über der Brust zusammen. Den einzigen farbigen Punkt aber bildete ein in seinem Turban befestigter gelber Diamant von seltener Größe und prachtvollem Glanz.

Kala Rama blieb an der Schwelle stehen, verbeugte sich und führte die linke Hand an die Stirn.

Der Minister war, wie männiglich bekannt, kein Linkser. An diesem Gruß „hing eine Geschichte", wie die Engländer sagen, und zwar ein Stück Rajputaner Geschichte.

Ein Vorfahr Kala Ramas hatte, um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, bei einer Begegnung mit dem Feldherrn des Groß-Moguls, sich durch Handschlag sicheres Geleite geben lassen. Kaum aber hatte er im Vertrauen hierauf sein Heeresgefolge abziehen lassen, als er gefangen genommen und bald danach im Gefängnis ermordet wurde. Von jenem Tage an aber grüßten die Mitglieder dieser Familie nur mit der linken Hand; und dies war ein so anerkanntes Privilegium, daß, wenn einer von ihnen am Hofe des Groß-Moguls in Delhi erschien, in jener herrlichsten Audienzhalle der Welt, der Nachfolger des großen Akbar auf seinem Diamantenthron es sich gefallen lassen mußte, durch diesen linkshändigen Gruß sich an den einstigen mit der Rechten geübten Verrat des Moguls erinnern zu lassen.

So unterließ denn dieser Gruß Kala Ramas niemals, durch seine fast legendarische Symbolik eine seltsam feierliche Wirkung auf empfängliche Gemüter auszuüben; und zumal auf die romantische Natur Edmunds machten die anerkannten Verdienste des Mannes nicht halb so starken Eindruck wie jener Hauch eines ritterlichen, feudalen Geistes, der diese nach der Stirn emporgeführte Hand umwehte. Fast wider seinen Willen fühlte er sich jedesmal aufs neue dadurch

beehrt, wie durch die Berührung von einem wahrhaft vornehmen Wesen — was sich denn auch in seinem eigenen Gruß Ausdruck gab.

Sobald nun also der Salam allerseits mit gebührendem Anstand vollzogen war, nahm Kala Rama auf dem ihm angebotenen Stuhle Platz, und mit einem feinen Lächeln um die schmalen Lippen sagte er:

— Ich sehe dort, edler Sahib, in Ihrer Hand einen Brief, der im engsten Zusammenhang mit meinem heutigen, vielleicht etwas überraschenden Besuche steht.

— Wie, Exzellenz, Sie wissen? Ah, mein Onkel —?

Kala Rama nickte.

— Lord Pembroke hat mir die Ehre gemacht, sich vertraulich an mich zu wenden, und der Premier hat mich auf gleiche Weise ausgezeichnet. Diese beiden hohen Herren haben mir auseinandergesetzt, welch wichtige Aufgabe sie in Ihre Hände legen wollten, und haben mich aufgefordert, mein Möglichstes zu tun, um Sie zur Übernahme dieser Mission zu überreden. Ich habe denn auch keinen Augenblick verloren, um hierher zu eilen, aber gewiß wird meine Zurede überflüssig sein.

— Allerdings, Exzellenz, antwortete Edmund mit einem höflichen Lächeln, das nicht ganz ohne eine spöttische Beimischung war. — Sie würde insofern überflüssig sein, als ich mich gar zu wohl hier befinde, in dem Staat, den Ihre unvergleichliche Lebensarbeit zu einem so blühenden Zustand erhoben hat — gar zu wohl, als daß ich daran denken sollte, ihn so bald zu verlassen.

— Lieb wie es uns allen hier sein muß, edler Sahib, daß es Ihnen hier so gut gefällt, würde es mir doch sehr leid tun, wenn Sie aus diesem Grund einen so ehrenvollen Antrag von sich wiesen, zumal wo es sich um eine für Ihr Vaterland so wichtige Sache handelt. Mit Recht schreibt Ihr Oheim, die Regierung brauche dazu einen Mann, der — wie gerade Sie es sind — mit orientalischen Sitten vertraut ist.

— Noch immer nicht genug, Exzellenz. Ich möchte mir hier diese Sitten recht zu Gemüte führen.

Die Züge Kala Ramas nahmen einen ernsteren Ausdruck an.

– Nein, nein, Sir Trevelyan Sahib! Sie dürfen diese Gelegenheit nicht von sich weisen! Sie sind jung, Sie haben große Fähigkeiten; sollten diese nur hier in Müßiggang verkümmern?

– Warum denn nicht? Ich habe von jeher Indien als den Ort der Beschaulichkeit rühmen hören.

– Und doch sprechen Sie mit liebenswürdiger Überschätzung von meiner Lebensarbeit hier.

– O Sie, Exzellenz, gehören überall zu den Ausnahmen.

Eine gewisse Unruhe bemächtigte sich des Professors und des Sekretärs, denn das Gespräch schien mehr und mehr den Charakter eines Wortgefechtes anzunehmen, in welchem Edmund mittelst nichtssagender Redewendungen auszuweichen versuchte, auf eine Weise, die für einen so hochgestellten Mann, wie Kala Rama es war, wohl etwas Verletzendes haben konnte. Auch ließ ein ganz leiser Zug des Mißbehagens am Mundwinkel und ein etwas härterer Klang der Stimme verraten, daß der Minister anfing, dieses Spieles überdrüssig zu werden und eine Fortführung desselben seiner nicht ganz würdig zu finden.

– Ich vermute, daß dies als ein Kompliment gemeint ist –

– Aber Exzellenz, selbstverständlich – – –

Eine fast unmerkbare Handbewegung lehnte jede Versicherung als überflüssige Störung ab.

– Aber ich hoffe keine Ausnahme zu sein, wenn ich der Meinung bin, daß ein Untertan, der in einer politischen Krisis sich für eine bestimmte Mission ganz besonders eignet, nicht das Recht hat, diese auszuschlagen, wenn seine Regierung ihn damit beauftragt. Jedes andere Vorhaben muß dagegen zurücktreten; und ich wüßte nicht einmal, Sahib, daß Sie hier etwas von besonderer Wichtigkeit vorhaben könnten. –

Der Blick, der bei diesen Worten plötzlich hervorschoß und Edmund traf, schien Herz und Nieren durchdringen zu wollen. Edmund begegnete ihm mit einem halb trotzigen, halb spöttischen Blick, dem es aber offenbar Mühe kostete, standzuhalten. Arthur errötete wie ein ertappter Schuljunge, kramte in den Papieren, und wagte weder den Minister noch seinen Vetter anzusehen. Professor Eichstädt fühlte

sich gänzlich aus der Situation herausgesetzt, — oder — mein Gott! — war es möglich, daß zwischen der Rani und seinem Wirt ein Abenteuer im Gange sei?

Die erdrückende Stille vor einem losbrechenden Gewitter schien im Zimmer zu herrschen. Aber dieser Moment war kaum gespürt, als er auch schon vorüber war.

Noch schien der Nachhall seiner letzten Worte nicht ganz verklungen zu sein, als Kala Rama mit einem unendlich anmutsvollen Lächeln fortfuhr:

— zumal Sie ja, wie ich höre, soeben einen schwarzen Panther, diese seltene Beute, erlegt haben. Nun haben Sie ja aber schon gewöhnliche Panther, Königstiger und Bären die Menge geschossen, Sie haben zu Pferde und mit der Lanze den Eber gejagt, was nicht nur die Rajputen, sondern selbst die Engländer als den feinsten Sport in der Welt betrachten. Also, was wollen Sie noch? Elefanten und Rhinozerosse können wir hier nicht bieten, und wenn wir auch könnten, dürfte Afghanistan doch vorzuziehen sein, von Ihrem eigenen Standpunkt aus — ich will sagen als Sport betrachtet. Denn — ich schicke dies voraus als ein Argument, das bei Ihnen wahrscheinlich am stärksten in die Wagschale fallen wird — wer jetzt nach Kabul geht, um in dem Sinne Ihrer Regierung mit Dost Muhammad zu verhandeln, der täte allerdings gut daran, zuerst sein Testament zu machen.

— Meines würde nicht viel enthalten, lachte Edmund, aber allerdings ist dies ein besseres Argument als irgend eines, das mein Oheim vorbringt.

— Wir wollen aber darüber nicht die ernsten übersehen, sagte Kala Rama. Die Lage ist meiner Ansicht nach etwa folgende: Seine Hoheit Lord Bentinck ist im Begriff, sich zurückzuziehen, was wir allgemein bedauern. Denn was man auch über einige seiner finanziellen Maßregeln urteilen mag — —

— Mein Urteil, Exzellenz, ist, daß er ein verdammt knickeriger Kerl ist, der alles in Geld machen will, und das einzige was mich wundert, ist, daß er der Versuchung widerstand, den Taj Mahal in Agra zu verkaufen, damit eins der größten Weltwunder um des

Materials willen niedergerissen würde! Es war nahe genug daran; es muß ihn viel gekostet haben, auf die angebotenen lumpigen drei Jahrs Rupien zu verzichten.

— Nun, dann wollen wir ihm das um so höher anrechnen, meinte Kala Rama mit einem feinen Lächeln. Jedenfalls ist aber dies negative Verdienst nicht sein einziges. Seine Unterdrückung der Sati und Ausrottung der Thags gereichen ihm zu großem Ruhm. Vor allem aber hat er durch seine kluge und vorsichtige Politik die englische Regierung in Indien sehr gefördert. Deshalb ist es bedauerlich, daß er sich jetzt zurückziehen muß. Wenn nun Sir Charles Metcalfe, als Senior des Rates, ihm im Gouverneurposten folgt, dann dürfen wir erwarten, daß diese Politik fortgesetzt wird, solange er sich halten kann. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß es der Gegenpartei gelingt, Sir Auckland durchzusetzen. In diesem Falle teile ich ganz die Furcht Ihres Oheims und des Premier, daß Lord Auckland, dessen Temperament und Gesinnung ja bekannt sind, versuchen wird, den vertriebenen Afghaner Shah Shuja auf den Thron in Kabul zurückzubringen, wo indessen der Usurpator Dost Muhammad fester sitzt, als diese Leute glauben. Er weiß sehr wohl, daß Shuja in Ludhiana nicht ganz ohne Grund auf die englischen Bajonette hofft, und das treibt ihn hinüber zu den Russen, die Tag für Tag in Zentralasien Fortschritte machen und schon daran sind, einen festen Gesandtschaftsposten in Kabul einzurichten. Nun ist die Aufgabe die, den Russen den Rang abzulaufen und Dost Muhammad für die englische Seite zu gewinnen, wohl zu merken — ohne ihm Peshawar auszuliefern, denn diese Stadt den Sikhs wieder abzugewinnen, ist der Traum seines Lebens. Daß davon nicht die Rede sein kann, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; mit den Sikhs ist nicht zu spaßen. Ranjit Singh's „Befreite" sind von europäischen Offizieren ausgebildet und geführt und noch

Drei Jahrs Rupien = 30,000 Pfund Sterling.

Sati, Witwenverbrennung; Thags, Würger, religiöse und professionelle Raubmörder, im Dienste der schrecklichen Göttin Kali.

Sikhs, Ranjit Singh. Die Sikhs waren eine religiöse Sekte mit militärischer Disziplin. Nach dem Fall des Mogul-Kaisertums beherrschte sie

dazu von religiösem Fanatismus beseelt, und sie sollen nicht ihresgleichen haben seit den „Ironsides“ eures Cromwell. Kurz, der Schlüssel Zentralasiens liegt in Kabul, und es gilt dessen habhaft zu werden. Wer diese Aufgabe löst, der würde England einen Dienst erweisen, der kaum zu überschätzen ist. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, Sahib, daß Sie dieser Mann sein werden.

Kala Rama erhob sich.

– Und so habe ich jetzt die Aufgabe erledigt, die mir von Ihrem Oheim und in der Tat von der englischen Regierung anvertraut wurde.

– Es wäre meinem Oheim und der Regierung gewiß unmöglich gewesen, einen besseren Vertreter zu finden, Exzellenz, antwortete Edmund mit höflicher Verbeugung. Die Ausführungen Eurer Exzellenz haben ja allerdings der Sache ein anderes Aussehen gegeben, als es der Brief meines Oheims vermochte. Dieser Brief hat übrigens noch einen sehr interessanten Zug, auf den ich vielleicht die Aufmerksamkeit Eurer Exzellenz lenken darf.

Er reichte Kala Rama den Brief hin, mit der letzten Seite nach oben und in umgedrehter Lage.

– Bitte, Exzellenz, sehen Sie sich einmal diese Inskription an.

Drei Augenpaare betrachteten mit gespanntester Erwartung das Gesicht des Ministers.

Ein Stutzen und dann ein vorüberhuschendes freudiges Aufblitzen seiner Züge ließen erkennen, daß ihm die rätselhafte Inschrift irgend etwas sage.

– Exzellenz, was halten Sie davon? fragte Edmund atemlos.

– „Ein Fingerzeig der Vorsehung“, vermute ich? O, ein sehr hübsches Motto. Ich könnte mir in der Tat für diesen Brief kein besseres denken.

– Ich meine nicht den Sinn, Exzellenz, ich meine das Vorhandensein dieser Schriftzüge auf diesem Blatt — unter doppelter

Pendschab. Ihr König Ranjit Singh (1800–1839) brachte die Macht der Sekte zum Kulminationspunkt. Er war ein treuer Verbündeter der britischen Regierung.

Versiegelung — der meines Oheims und der des Ministeriums. Daß die Schrift vor dieser Versiegelung angebracht wäre, scheint mir fast ausgeschlossen zu sein, da ich die pedantische Genauigkeit und Vorsicht meines Oheims kenne, und außerdem scheint mir diese Schrift nicht von einem Engländer herzurühren. Die Hand, die diese zwei Worte schrieb, scheint mir zwar unsere Buchstaben schreiben zu können, aber sie scheint mir gewöhnt zu sein, ganz andere zu schreiben.

— Ich glaube, darüber kann kein Zweifel sein.

— Aber Exzellenz, dann ist dies doch mehr als rätselhaft. Oder wenn Sie eine Erklärung dafür haben — — —?

Kala Rama schwieg einen Augenblick und sah vor sich nieder, mit einem Ausdruck, der bei einem anderen vielleicht als Verlegenheit gewirkt hätte, bei ihm aber nur den Charakter bedachtsamer Ruhe hatte.

— Nehmen wir an, Sahib, daß dieses sonderbare Phänomen vielleicht mir weniger rätselhaft als Ihnen ist, so kann ich es Ihnen doch nicht erklären. Wir Inder sind von Alters her im Besitze von Geheimnissen, die dem Westen völlig unbekannt blieben. Wir sind aber in diesem Punkte sehr vorsichtig — — sogar empfindlich. Diese Dinge sind uns, wenn auch nicht heilig, so doch höchst ehrwürdig, und wir lieben es nicht, sie dem Lächeln des sich klüger dünkenden Unglaubens — richtiger Nichtwissens — auszusetzen. Deshalb kann es sehr leicht geschehen, daß Sie auf eine Frage in dieser Richtung — zum Beispiel nach Raggi-Yog — eine glatte Verneinung zur Antwort bekommen, als hätte der Befragte nie etwas von einer solchen Sache gehört, obwohl sehr nahestehende Freunde von ihm im Besitze solcher Kräfte sein mögen.

Arthur nickte und sah triumphierend seinen Vetter an, der aber diesen Blick nicht beachtete, da er vor Ungeduld brannte, weil dieser schlaue Inder, wie er meinte, sich hinter nichtssagenden Phrasen einen Ausweg suchte. So richtete er nun denselben Blick auf den Professor und schleuderte dadurch diesen ehrwürdigen Mann aus der Zurückhaltung hinaus, die ihm der Respekt vor dem greisen Minister gebot.

— Aber Exzellenz, rief er, bedenken Sie doch, daß Sie durch solche Worte den unseligen Aberglauben aufmuntern, der schon einen so vortrefflichen jungen Mann — — —

Kala Rama schüttelte seinen Kopf mit nachsichtigem Lächeln.

— Da sehen Sie, schon werde ich von unserem gelehrten Freunde überfallen — —

— O Exzellenz, ich bitte Sie — — —

— Ihnen, lieber Professor, kann ich nur — von dem vorliegenden unbedeutenden Fall ganz absehend — mit den Worten des großen Dichters, der, wie mir scheint, euch Deutschen ebenso bekannt ist wie seiner eigenen Nation, sagen, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als eure Philosophie sich träumen läßt — eure — denn unsere Philosophie hat ja immer davon geträumt. Aber das, was Sie mir neulich über die Lehre eures großen Kant auseinandersetzten und auch noch die eines anderen, jüngeren — —

— Schopenhauer, meinen Exzellenz gewiß, ein noch unbekannter Schriftsteller, der aber sicher einem nicht geringen Ruhm entgegengeht. Sein Buch wurde mir bei der Abreise von einem Freund gegeben, der nicht gerade viel davon hielt, aber der Meinung war, es würde sich wohl als Reiselektüre eignen für einen, der nach Indien ging.

— Und darin hatte er recht, sagte Kala Rama, nach dem, was Sie mir über diesen Mann mit dem schwer auszusprechenden Namen sagten —

— Ein Teufel von einem Namen allerdings, aber Sie müssen lernen, ihn auszusprechen, murmelte Edmund, die Worte benutzend, mit denen Byron in seinem Journal Grillparzers gedachte.

— Ja, mein lieber Professor, solche Männer sind für mich erfreuliche Zeichen und deuten darauf, daß die Wege des Westens und des Ostens sich zusammenfinden werden, daß Ihr erdenken werdet, was wir erträumt haben. Ist es doch eine uralte indische Anschauung, daß Raum und Zeit nicht in die Tiefe, nicht in das Wesen der Dinge reichen. Aus dem „Selbst", dem Unentstandenen, ist der Raum entstanden: er ist dem Subjekt des Erkennens eingewoben, lehrt der Vedanta, und der große Buddhist Nagasena ant=

wortete dem König Milinda auf seine Frage über das Wesen der Zeit: Wo es Seelen gibt, die nach dem Tode wiedergeboren werden, dort ist die Zeit; wo es Wesen gibt, die gänzlich im Nirvana befreit sind, dort ist die Zeit nicht.

– Herrlich! Exzellenz, herrlich! O, Sie haben recht! Diese von allen tiefen Geistern geahnte, von Kant aber zuerst wissenschaftlich fest begründete fundamentale Wahrheit, die einzige Eingangspforte zu aller Metaphysik und zu jeder wahren Religion – sie wird die ganze Welt umspannen – sie wird, sie muß vor allem hier in Indien – –

Wer möchte ermessen, bis zu welcher Höhe philosophischer Beredsamkeit der Indologe, von der Inspiration des Augenblicks getragen, sich erhoben hätte, wenn nicht leider Sir Edmund, dessen Ungeduld jetzt überschäumte, die erste durch Atemnot des Redners geschaffene Pause benutzt hätte und auf die Gefahr hin, diesem gemessenen asiatischen Würdenträger als ein aufdringlicher Tölpel zu erscheinen, scharf eingeschnitten hätte: –

– Exzellenz, ehe Sie zu weit in die Metaphysik geraten, gestatten Sie mir die Frage: kennen Sie diese Handschrift?

– Ja, Sahib, ich kenne sie.

Diese mit größter Ruhe gegebene Antwort wirkte so verblüffend, daß selbst der begeisterte Kantianer aus der abstrakten Raum-Zeitlichkeit augenblicklich zur konkreten zurückkehrte. Arthur aber starrte Kala Rama mit weiter aufgerissenen Augen an, als es sich einem Minister gegenüber eigentlich geziemte.

Edmunds Stimme zitterte schon vor Erregung, als er weiter fragte:

– Dann werden Exzellenz mir gewiß nicht die Genugtuung versagen, mir kundzugeben, wer es war, der diesen Scherz sich mir gegenüber erlaubt hat.

– Das ist schon aus dem Grunde unmöglich, Sahib, weil hier kein Scherz mit Ihnen getrieben worden ist. Aber das kann ich Ihnen sagen: der Mann, der dies schrieb, meinte es gut mit Ihnen, und Sie würden gut daran tun, seinen Rat zu befolgen.

Nachdem Kala Rama mit tiefem und nachdrücklichem Ernst diese

Worte an Edmund gerichtet hatte, fuhr er mit unerwarteter lächelnder Freundlichkeit fort:

— Ich muß auch gestehen, daß ich schon so überzeugt war, Sie in einer solchen Gesinnung anzutreffen, daß ich sogar darauf bedacht war, Ihnen zum Abschied ein kleines Erinnerungsgeschenk zu überreichen.

Bei diesen Worten trat Kala Rama nahe an den vor Verwunderung fast zurückweichenden Edmund heran.

— Der Stein, den ich in meinem Turban trage, hat Ihnen immer sehr gefallen, glaube ich, sagte er lächelnd und neigte seinen Kopf ein wenig, damit Edmund sich bequem den Diamanten ansehen könne.

— Der Schlangenstein ... ja gewiß, Exzellenz, der Stein ist schön, sehr schön.

— Nur schön? fragte Kala Rama. Verzeihen Sie, ich hatte den Eindruck gehabt, daß er Sie auf weit tiefere, fast geheimnisvolle Weise fesselte.

— Wenn ich ihn so anblicke wie jetzt — — —

— O Exzellenz, Sie irren sich nicht, rief Professor Eichstädt, ist es doch kaum eine Stunde her, daß Sir Edmund mir eben in diesem Sinne von dem Schlangenstein sprach.

— Ja, ich kann es nicht leugnen, gab Edmund zögernd zu, ich weiß selber nicht, was mich oft so seltsam berührte, wenn der Glanz seiner Facetten mein Auge traf. Jetzt, wo ich durch Ihr freundliches Entgegenkommen, Exzellenz, so ruhig und genau den Stein anblicken kann, sehe ich eben nur einen selten schönen Diamanten.

Kala Rama lachte leise, wie in sich hinein.

— Dann ist es gut, daß ich mich doch schließlich für ein anderes Geschenk entschlossen habe.

Er wandte sich an einen der beiden Diener, die an dem Türpfosten stehen geblieben waren, jeder einen verhüllten Gegenstand in den Händen haltend. Der Diener näherte sich mit tiefer Verbeugung und setzte einen kleinen, reichgearbeiteten Silberschrein auf den Tisch vor dem verwunderten Edmund hin.

— Eine wundervolle Arbeit, Exzellenz, gewiß ein sehr altes Stück, murmelte der noch immer etwas verwirrte Engländer.

— O, die Innenseite ist die Hauptsache, Sahib, entgegnete Kala Rama und reichte ihm ein zierliches Schlüsselchen. Edmund öffnete den Schrein. Kaum aber hatte er den Deckel zurückgeschlagen, als er mit einem halberstickten Schrei zurücktrat.

— Der Blick des fremden Yogi! murmelte er.

Arthur und der Professor hätten in ihrem Eifer fast die Stirnen zusammengestoßen, um zu sehen, was für ein Wunderding der Schrein barg.

Die Innenseite war mit weißer Seide ausgeschlagen, und darauf lag ein großer gelblichgrüner Stein, ein Zwillingsbruder, wie es schien, dessen, der im Turban des Ministers leuchtete.

Wie alle alten indischen Steine war er nicht in Facetten, sondern flach geschliffen. Wenn ihm aber dadurch auch das lebendige, unendlich reflektierte Strahlenspiel der auf europäische Weise bearbeiteten Diamanten entging, so war das stetige, intensive Leuchten seiner mystischen goldig-grünen Substanz um so machtvoller: — statt des Flächenschimmers lauter geheimnisvoller Glanz der Tiefe, statt spielender Geistreichheit schauende Weisheit.

— Wahrlich, rief Professor Eichstädt, jetzt versteh' ich das alte Sankhya-Wort: „Gleichwie etwa ein Juwel, ein Edelstein, von reinem Wasser, achteckig, wohlbearbeitet, auf lichter Decke liegend, leuchtet und funkelt und strahlt, ebenso glänzend ist die Seele, wenn sie nach dem Tode genesen ist. Das ist der höchste Glanz, über den es keinen größeren und helleren gibt."

— Hohepriester des Sanskrittempels! sprach Kala Rama mit wohlwollendem Lächeln, — Ihr habt aus der Schatzkammer Eurer Gelehrsamkeit keinen geringeren Edelstein hervorgesucht, als ich aus dem meinen, und die beiden spiegeln ihren Glanz aufs schönste ineinander wider.

Dann wandte er sich heiter lachend an Edmund: —

— Verzeihen Sie, Sahib, daß ich mir diesen kleinen Scherz erlaubte und Sie so auf die Probe stellte! Sie haben dieselbe glänzend bestanden und sich in der Tat als Kenner gezeigt, als Sie den echten Schlangenstein mit solcher Sicherheit erkannten. Mit Ausnahme von mir selber wüßte ich in der Tat keinen, der imstande wäre, dies

bei Tageslicht zu tun; denn im Dunkeln ist es eine leichte Sache, da der Schlangenstein dann ein schwaches Leuchten von sich ausstrahlt, das jetzt freilich nur der Rest von vergangener Herrlichkeit ist, wie er denn in der Tat im grauen Altertum auch noch andere köstliche Eigenschaften besessen haben soll. Die Sage von diesen sowie auch von dem Vorgang, wodurch diese beiden Steine an demselben Tag in den Besitz meines berühmtesten Ahnherrn kamen, ist noch erhalten; und Sie, mein lieber Professor, werden dieselbe in einem Manuskript finden, das ich als Geschenk für Sie mitgebracht habe, da ich weiß, daß alte Legenden Ihnen teurer sind als alte Steine.

— O Exzellenz! stammelte Professor Eichstädt, ganz überwältigt.

— Freilich ist es für Sie kein Abschiedsgeschenk, denn Sie bleiben ja jedenfalls hier, wenn auch Sir Trevelyan sich entschließen sollte, nach Afghanistan zu gehen. Das Manuskriptkästchen möchte ich aber am liebsten mit Ihnen in Ihrem eigenen Studierzimmer öffnen, Herr Professor, wenn Sie mich dahin führen wollen.

Edmund, der noch immer im Anblick des wunderbaren Steines verloren war, wurde bei diesen Worten aufmerksam und kam plötzlich zum Bewußtsein der seltsamen Situation, in die er durch dies Geschenk versetzt wurde.

— Aber Exzellenz, sagte er, als Kala Rama schon eine Bewegung machte, um sich zu verabschieden, ich kann ja unmöglich ein solches Geschenk annehmen. Dieser Stein ist — auch ledig aller Wunderkräfte — ein Vermögen wert.

— Und für mich, Sahib, antwortete Kala Rama, ist ein Vermögen nichts wert. Ich bin, wie Sie wissen, reich; aber bald, sehr bald werde ich reicher sein, als Sie sich wohl vorstellen können. Dieser Stein sollte, meine ich, dem gehören, für den er den größten Wert hat, und das sind offenbar Sie. — Nein, keinen Abschlag, Sahib, ich bitte Sie! Und auch keinen anderen Dank, als daß Sie morgen abend beim Gartenfest des Raja mir die Freude machen, sich mit dem Schlangenstein zu schmücken — auf Wiedersehen dort, Sahib!

Edmund wollte noch eine Einwendung machen, zögerte aber, bis es zu spät war und der Minister sich schon mit dem Professor der Tür zuwandte, die sein Diener aufmachte.

Da schien er sich plötzlich anders zu besinnen.

— Ach Exzellenz, bitte — sagte er, einen Schritt vortretend — nur noch ein paar Worte.

Mit einem erstaunt fragenden Blick wandte sich Kala Rama an ihn.

— Eure Exzellenz haben mich durch dies großmütige und so überaus prächtige Geschenk, bei dem ich wahrlich noch nicht weiß, ob und wie ich es empfangen darf — durch diese märchenhafte Überraschung, die eben nur ein Kala Rama einem bereiten könnte, haben Exzellenz mich so außer Fassung gebracht, daß ich gänzlich einer kleinen privaten Angelegenheit vergaß, die mich noch heute in Ihren Palast geführt hätte, wenn Eure Exzellenz mir nicht zuvorgekommen wären. Sie ist vielleicht nicht von großer Wichtigkeit, aber ich möchte sie doch am liebsten nur in Gegenwart meines Vetters und Sekretärs mit Ihnen besprechen, Exzellenz.

Der Ausdruck Arthurs zeigte hinlänglich, daß er nicht eingeweiht sei. Seine Verwunderung war unverkennbar.

— Ganz wie Sie wünschen, Sahib ... Verehrter Professor, Sie werden mich so lange entschuldigen. Ich suche Sie alsbald in Ihrem trauten Studierzimmer auf, um Ihnen mein bescheidenes Geschenk einzuhändigen.

Siebentes Kapitel

Der Romal

Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, Sir Trevelyan, sagte Kala Rama, sobald die Tür sich hinter dem Professor geschlossen hatte. Er lehnte aber mit einer leichten Handbewegung ab, wieder Platz zu nehmen, und gab durch seine ganze Haltung, trotz aller Verbindlichkeit, deutlich genug zu erkennen, der Sahib möge sich kurz fassen und nur Wichtiges berühren.

Obwohl Edmund kaum umhin konnte, diese Zeichen zu bemerken und richtig zu deuten, schienen sie auf den unverfrorenen Engländer nur wenig Eindruck zu machen.

— Die Frage, fing er im unbefangensten Ton an, um deren willen ich so frei bin, Eure Exzellenz ein wenig zurückzuhalten, betrifft die Thags. Wir stehen ja heute im Zeichen dieser sehr interessanten indischen Ritter des Mondes und der freien Straße. The Delhi Gazette war voll von den Dreißig, die kürzlich in Saugor gehenkt wurden. Sie legten sich selbst den Strick um den Hals und sprangen vom Gerüst herab, um nur ja nicht von einem Paria berührt zu werden und mit Einbuße ihrer Kastenreinheit ins Jenseits zu gehen — ist das nicht bewundernswert! Sich zu denken, daß es professionelle Mörder zu Tausenden gibt, die in einer Brüderschaft organisiert sind, durch mysteriöse Riten verbunden, eine geheime Sprache, nur ihnen verständlich, sprechend, überall, in allen Ständen verteilt, und dabei so eingeweiht, daß, wenn ein Thag aus Himalaya und einer vom Kap Comorin sich begegnen, sie sich beim ersten Blick als die Würger Kalis erkennen — oder übertreibe ich? mir scheint, es geht aus diesem letzten Prozeß deutlich hervor?

— Das ist in der Tat so, Sahib.

— Und ich sage Ihnen, Exzellenz, man würde das in England für ein Märchen halten — in England, wo ich, Gott sei Dank! nicht mehr bin! mein ganzes Wesen zittert vor freudiger Erregung darüber, in einem Wunderland zu sein, wo es noch solche Abenteuer gibt — —

— Ich will nicht sagen, daß die Thags gerade die lobenswerteste Seite Indiens sind.

— O, vom Standpunkt der Behörde freilich nicht! Aber Sie wissen, Exzellenz, daß ich ein Stück von einem Poeten bin, und Sie können sich denken, daß diese Sache meine Phantasie aufs lebhafteste erregt. Ich sehe da einen kapitalen Vorwurf für ein Gedicht à la Thomas Moore — noch besser vielleicht à la Southey — he, Arthur? — das soll mich berühmt machen. Und an wen könnte ich mich nun besser wenden als an Eure Exzellenz, an den Regenten eines unabhängigen Staates? Sie haben gewiß reiche Erfahrungen auf diesem Gebiete sammeln können, und Sie werden mir dieselben nicht vorenthalten? Nicht wahr, es sind doch Thags hier?

Ein flüchtiger Blick genügte, um zu sehen, daß der Minister es seiner Würde nur wenig angemessen finde, wegen einer literarischen Liebhaberei aufgehalten zu werden – und nur einen sehr, sehr flüchtigen Blick erlaubte sich Arthur auf Kala Rama zu werfen. Er schämte sich ein klein wenig, weil sein Vetter die gegenseitige Stellung so unweltmännisch vergaß. Etwas Eigentümliches im Stimmklang bei der letzten Frage veranlaßte ihn aber, Edmund anzusehen; ein lauerndes Licht im Blick, ein, wie ihm schien, fast humoristisches Zittern der unteren Gesichtsmuskeln ließ ihn stutzen und machte ihn neugierig, was wohl kommen würde.

– Es tut mir leid, Sie enttäuschen zu müssen, antwortete Kala Rama, aber die Thags haben sich seit langer Zeit hier nicht bemerkbar gemacht. Was aber ihre Sprache betrifft, die Sie soeben erwähnten, so gehört ein Wörterbuch darüber zu den seltensten Schätzen meiner Bibliothek, und ich stelle Ihnen dasselbe sehr gerne zur Verfügung.

– Da bin ich Ihnen unendlich verpflichtet, Exzellenz! Aber freilich, es ist hart, sich mit Büchern begnügen zu müssen, wo einen das frische Leben selbst inspirierend umgeben sollte. Der Dichter der Thags in Indien – und gerade an einer Stelle, wo keine Thags sind – o weh! – da muß ich ja doch meine Koffer packen, denn Sie wissen, Exzellenz, einem Künstler geht sein Werk über alles. Aber wirklich, es ist geradezu eine Schikane: – in den britischen Besitzungen wimmeln sie nur so, ganze Wagenladungen werden wöchentlich zum Gericht in Saugor gebracht – und hier, im echten Indien, keine! – wirklich gar keine?

Wiederum das lauernde Licht im Blick und das humoristische, wenn nicht gar spöttische Lächeln im Mundwinkel und Kinn, das jetzt auch dem Minister auffiel.

– Ich sage nicht, daß es keine Thags hier gibt, Sahib, sondern nur, daß sie sich seit langer Zeit nicht bemerkbar gemacht haben. Vor sieben Jahren verschwand eine Gesellschaft von zwölf Personen – eine kleine Kaufmannskarawane – zwischen hier und Gwalior. Das war jedenfalls das Werk der Thags, ob aber diesseits oder jenseits der Grenze konnte nicht ermittelt werden.

— Und kein einziger entkam?

— O, es ist nicht die Art der Thags, jemand entkommen zu lassen. Dessen hat sich wohl noch niemand rühmen können.

— Niemand? — wirklich? das ist interessant, hochinteressant! Ich glaube sogar gelesen zu haben, daß die Gräber der Opfer oft gegraben sind, noch bevor sie erwürgt werden.

— Das ist wohl so. Jedenfalls ist „der Gräber“ eine wichtige Person unter den Thags. Früher war das freilich anders, wenn man der Tradition Glauben schenken will. Denn man erzählt, daß sie ursprünglich gar nicht ihre Opfer begruben, sondern sie liegen ließen, wo sie erwürgt waren, und ihre Göttin Kali, die auf dem Tiger reitet und mit einem Halsband von Totenköpfen geschmückt ist, kam dann und verzehrte die Leichen. Aber einst geschah es, daß ein junger neugieriger Thag sich umsah und beim Mondlicht die schreckliche Kali mitten in ihrem Schmause erblickte, wie sie in jeder Hand einen Leichnam hielt, während ein dritter ihr halbwegs zum Maule heraushing. Darob wurde die Göttin so erbost, daß sie schwur, die Erwürgten nimmermehr fressen zu wollen, bis sie sich erweichen ließ und ihren Dienern zum Einscharren der Toten einen ihrer Zähne gab.

— Vermutlich die Spitzaxt, von der öfters in den Verhören die Rede ist?

— Ja, die Spitzaxt ist ein Symbol jenes Vermächtnisses, und jede Bande führt eine solche. Sie wird auf geheimnisvolle Weise angefertigt, und ihre umständliche Weihe muß vor dem Beginn jeder Expedition wiederholt werden. Der Träger der Axt folgt dem Range nach unmittelbar auf den Anführer; jeden Abend begräbt er sie im Lager an einem gesicherten Orte, und zwar mit der Spitze nach der Richtung, in der die Bande zu wandern beabsichtigt. Ist diese keine günstige, so wendet sich die Axt von selber und zeigt mit der Spitze, wo sie hingehen sollen. In früherer Zeit war übrigens der Gebrauch der, daß man die Axt in einen Brunnen warf, aus dem sie dann von selber in den Schoß des Trägers hinaufstieg. Ein Thag, den ich vor mehr als zwanzig Jahren verhörte, behauptete steif und fest, dies mit eigenen Augen gesehen

zu haben, und zwar bei der ersten Expedition, die er als Erwachsener und Eingeweihter mitmachte – denn sie werden ja schon als Knaben mitgenommen. Die Axt habe aber, meinte er, jene Kraft verloren, weil die Thags Verbotenes taten und Vorgeschriebenes vernachlässigten; nur bei einigen Banden in Dekhan, die Kalis Gebote genau befolgten, käme das noch vor. Jener Thag war weit davon entfernt, seine Mordtaten zu bereuen; im Gegenteil, er sah sie als ein frommes Werk an. „Nicht wir haben die Menschen getötet", sagte er mir, „sondern die Göttin durch unsere Hand; wir sind nichts als willenlose Werkzeuge der Devi. Sind nicht alle Berufsarten uns von der Vorsehung angewiesen?" „Gewiß", sagte ich, „und mich hat die Vorsehung zum Richter gemacht; nicht ich lasse dich hängen, sondern der Gerechtigkeitsgott durch meine Hand." Das wären so ein paar Einzelheiten aus meiner eigenen Erfahrung; vielleicht sind sie für Ihre poetischen Zwecke verwendbar.

– O ganz gewiß! ich bin Ihnen unendlich dankbar, Exzellenz! wußte ich doch, daß ich mich nicht vergebens an Sie wenden würde. Die aus dem Brunnen steigende Axt ist kapital! Aber ebenso heilig wie die Spitzaxt ist wohl das geweihte Tuch, womit das Opfer erwürgt wird? Ich gestehe, daß das mir ein ganz besonderes Interesse einflößt – wie nennen sie's doch gleich –?

– „Der Romal."

– Ganz recht, der Romal, rief Edmund und notierte sich eifrig den Namen. Haben Sie vielleicht selbst einen solchen gesehen, Exzellenz?

– Einmal, ja. Es war ein einfaches baumwollenes Tuch, etwa einen Fuß breit und vier lang, gelb – es soll aber auch weiß sein können – am einen Ende waren mit weißer Seide einige geheime Zeichen eingenäht, wahrscheinlich bei der Einweihung selber, die in ganz bestimmten Vollmondnächten unter Opferung einer schwarzen Ziege geschieht.

Edmund kratzte schnell noch ein paar Worte aufs Papier und machte sein Notizbuch zu.

– Noch einmal meinen allerherzlichsten Dank, Exzellenz, für

diese überaus wertvollen Enthüllungen. Und nun gestatten Sie mir nur, eine kleine, vielleicht nicht ungeziemende Zeremonie zu vollziehen und zugleich Ihnen ein zwar an Wert geringes, aber doch nicht uninteressantes Geschenk zu überreichen. Ich erinnere mich aus den Memoiren meines Großvaters, daß es wenigstens in den nördlichsten Teilen Indiens Sitte ist, daß, wenn ein Niederer sich einem Höheren nähert, er eine kleine, weiße, seidene Schärpe überreicht. Diese ist freilich nicht aus Seide, aber sie kann vielleicht hier Dienst tun.

Er hatte aus seiner Brusttasche ein zusammengeknülltes Tuch genommen, das er jetzt mit beiden Händen auseinanderzog und dem Minister darbot.

Arthur sprang mit einem unwillkürlichen Ausruf in die Höhe.

Es war ein schmales, langes, baumwollenes Tuch von weißer Farbe. An einem Ende, das über die Hand Edmunds herabhing, waren mit gelber Seide einige mystische Zeichen eingenäht.

Selbst die orientalische Ruhe Kala Ramas erlitt eine vorübergehende Erschütterung.

— Ja, sagte er, nachdem er aufmerksam die Zeichen betrachtet hatte: — das ist ein Romal — kein Zweifel. Darf ich fragen, wie Sie zu diesem seltenen Stück gekommen sind?

— Mit dem besten Recht von der Welt, Exzellenz! denn es war offenbar für meinen Hals bestimmt. Ich weiß nicht, ob unser „schöner Brummel“ eine solche Halsbinde nach seinem Geschmack gefunden hätte, obwohl sie groß genug ist und den Vorteil hat, daß man keine zweite braucht.

Diese scherzhafte Bemerkung war für Arthur bestimmt, denn es war kaum anzunehmen, daß der Ruhm des englischen Stutzers und seiner Halstücher bis zu Kala Rama gedrungen sei. Aber die Vorstellung, daß sein Vetter nur mit knapper Not diesen mysteriösen Mördern entkommen sei, brachte Arthur zu sehr außer Fassung, als daß er auch nur das schwächste Lächeln übrig gehabt hätte — zum großen Ärger Edmunds, der nicht gerne, was er für einen hübschen Witz hielt, unter den Tisch fallen sah.

— So sollte ich also wirklich jemand vor mir sehen, der sich

rühmen kann, in den Händen der Thags gewesen und ihnen entkommen zu sein, sogar eine solche Trophäe mitbringend? fragte Kala Rama.

– Nicht ganz in ihren Händen, aber doch so ziemlich. Wenn Eure Exzellenz Platz nehmen wollen, werde ich Ihnen den Vorgang genau berichten.

– Ja, da bitt' ich sehr darum, sagte der Minister und setzte sich. Seine feingeschnittenen, schmalen Lippen waren fest zusammengepreßt, der Blick seiner dunklen Augen war gespannt. Es war offenbar, daß dies Auftauchen der Thags, woran die entschiedenen Äußerungen des Engländers ihn kaum mehr zweifeln ließen, ihn überaus peinlich berühre, und daß er entschlossen sei, den Frevel streng zu bestrafen, wenn es möglich wäre, die Täter aufzuspüren.

– Exzellenz kennen gewiß die kleine Tempelruine, die ziemlich hoch oben jenseits des Nullah –

– Ein alter Krishnaschrein, gewiß.

– Nun, ich benützte heute einen Jagdausflug, der mich in diese Richtung führte, um mir das interessante Denkmal anzusehen – allein, wie es ja einem Poeten unter Säulen geziemt. Auf dem Rückweg kam ich über eine kleine Hochebene, wo zwischen großen Steinblöcken nur graue Kapernsträucher, wilde Myrten und Aloen wuchsen.

Kala Rama nickte: die Stelle sei ihm wohl bekannt.

– Hier bemerkte ich, daß ich nicht so einsam sei, als ich es hätte wünschen können. Nackte, braune Gestalten huschten zu beiden Seiten mit verdächtiger, katzenartiger Behendigkeit zwischen Steinen und Gebüsch dahin. Sie blieben unbeweglich verborgen, wenn ich still stand, und wenn ich weiter ging, waren sie wieder da. Ich bin nicht gerade ängstlich von Natur, aber der Gedanke schlug mich, daß diese Inder mir kaum hier als meine Leibwache folgten. Meine Büchse war gespannt, ich überzeugte mich davon, daß Pistole und Dolch bei der Hand waren – –

Kala Rama schüttelte den Kopf: –

– Wenig hätten sie Ihnen genützt.

– Allerdings. Mir half etwas gänzlich Unerwartetes. Wie aus

der Erde emporgeschossen, stand plötzlich ein Fremder, ein Inder, wenige Schritte vor mir. Zuerst glaubte ich, es sei der Häuptling dieser Bande. Er redete sie auch mit großer Mündigkeit an, aber heftig und zornig – nicht in Hindi – – mehrmals hörte ich den Laut Bhotani – –

– Den Geheimnamen der Thags für die Göttin Kali, erläuterte Kala Rama.

– Aha, ich dachte mir so etwas. – Nun, als er sie hinlänglich abgekanzelt hatte, schloß er mit einem fulminanten Satz und einer gebieterischen Handbewegung, und die nackten Kerle stoben nach allen Seiten auseinander. Mein Retter redete mich – eine neue Überraschung! – auf Englisch an, und bot sich an, mein Führer durch die Hügel-Dschangeln zu sein, was ich natürlich mit vielen Danksagungen annahm. Wie wir aber weitergehen wollten, bemerkten wir an einem Aloebusch etwas Weißes. Es war jenes Tuch, das an einigen Dornen hängen geblieben war. Aber wie gewaltig muß die rätselhafte Wirkung dieser Persönlichkeit gewesen sein, wenn der Würger entweder gar nicht bemerkte, daß er seinen Romal verlor, oder sich nicht einmal umwenden durfte, um ihn aufzuheben!

Kala Rama nickte nachdenklich: –

– Ist es Ihnen aufgefallen, Sahib, daß wenn der Würger schon den Romal in den Händen hatte – und sonst wäre das Tuch nicht hängen geblieben – dann war es schon der allerletzte Moment. Der Fremde ist um keine Sekunde zu früh gekommen. Was war denn das für ein Mann? und wie sah er aus?

– Ich würde ihn – seiner Kleidung nach – für einen wandernden Yogi halten, und anders kann ich mir auch nicht seinen Einfluß auf die Thags erklären. Sie müssen ihn für einen Heiligen halten, sonst hätten sie wohl uns beiden den Garaus gemacht.

– Es sei denn, daß er selber ein hochgestellter Thag war, und daß er ihren Leichtsinn beschimpfte, bei hellem lichten Tage einen Engländer ermorden zu wollen, dessen Verschwinden in der ganzen Welt Aufsehen erregt hätte und der Sache Bhotanis gerade in diesem Augenblick sehr schädlich gewesen wäre. Er mag ihr Vor-

haben so spät erfahren haben, daß er erst an Ort und Stelle die Tat hindern konnte. Das scheint mir sogar die wahrscheinlichste Erklärung zu sein.

Edmund schüttelte den Kopf: —

— Ich kann nicht glauben, daß er ein Thag sei. Professor Eichstädt gegenüber äußerte ich, er sähe aus wie eine Gestalt aus der Vedazeit, wie ein Yajnavalkya. Ich, der ich ihn gesehen habe, kann mir ganz gut vorstellen, daß seine Erscheinung auf so phantastische Gemüter, wie man sich die religiösen Würger wohl vorstellen darf, einen so überwältigenden Einfluß ausüben könne, wie den, der hier sicher eintrat. Niemand, der ihn gesehen, wird seiner je vergessen.

— Sie wecken meine Neugierde, Sahib. Wären Sie nicht imstande, uns sein Äußeres zu schildern?

— Schlecht genug, fürchte ich. Er war ziemlich, wenn auch nicht ganz, von Ihrer Größe, Exzellenz; dunkle Locken fielen ihm auf die Schulter hinunter, und der geteilte Bart in Verbindung mit den regelmäßigen Zügen verlieh ihm etwas von unserem Christustypus. Aber das Auffallendste war für mich der Blick seiner tiefliegenden Augen — vielleicht hat er wie ein Tierbändiger lediglich durch diesen Blick die Thags bezähmt. Mich würde das nicht wundern. Kennen Exzellenz vielleicht jemand hier, auf den die Beschreibung paßt?

— Es kann kein Hiesiger sein.

Kala Rama schüttelte den Kopf, aber ein ganz schwaches Lächeln umspielte seine Mundwinkel. Arthur hatte dies Lächeln sich dort wie ein plötzliches Licht zünden sehen in dem Augenblick, als sein Vetter das rettende Erscheinen des Fremden erwähnte, und hatte bemerkt, wie sein Glanz sich während der Schilderung mehr und mehr über das Gesicht des greisen Ministers verbreitete, um dann in diesen Schlupfwinkel zurückzukehren, wo es fortfuhr, seinen Funken glimmen zu lassen.

„Ich möchte darauf wetten", dachte er, „daß Kala Rama ganz genau weiß, wer jener Fremde ist, der kein Hiesiger sein kann — wie schlau der Alte der Frage auswich! Und nicht nur das: aus irgendeinem Grunde ist sein unerwartetes Auftauchen ihm höchst willkommen — ganz abgesehen von der Rettung Edmunds" — —

— In dieser Sache ist ein Punkt, sagte Kala Rama und blickte von dem Romal auf, mit dem seine Finger spielten — ein Punkt, der mir ganz unerklärlich bleibt, und der für mich und meine Aufgabe von höchster Wichtigkeit ist. Es ist folgender. Die Thags sind Räuber. Sie sind religiöse Raubtiere, vor allem aber Raubtiere. Das mag mit ein Grund sein, warum fast ausschließlich Inder ihnen zum Opfer fallen: insofern nämlich, als nur Inder mit vielen Gütern umherreisen. Ein anderer Grund ist zweifelsohne der, daß sie das Aufsehen fürchten, welches das Verschwinden eines Europäers erweckt. Nun hätten Sie also gegen die Thags doppelt gefeit sein müssen: einmal als Europäer und dann als einer, der keine Beute verspricht; denn man wird Sie nicht in Verdacht haben, auf der Jagd große Schätze bei sich zu haben. Es muß also ein ganz anderes Motiv dahinter stecken, und zwar ein sehr starkes, um jene Scheu vor dem Europäer zu überwinden. Das Raubtier im Thag kann es nicht sein; kann es der religiöse Fanatiker sein? Ist es möglich, Sahib, daß Sie auf irgendeine Weise — etwa beim Besuch des Kalitempels, gegen religiöse Vorurteile haben verstoßen können?

— Ich glaube nicht, Exzellenz. Allerdings war ich im Kalitempel — es mag ja sein, daß ich angesichts ihrer scheußlichen Majestät nicht hinlänglich erschüttert aussah — aber sonst bin ich mir keiner Profanation bewußt.

Kala Rama wies kopfschüttelnd eine solche Erklärung ab.

— Oder haben Sie sich hier irgendeine private Feindschaft zugezogen? Wenn der Betreffende ein Thag wäre, würde das die Sache erklären.

— Ich wüßte nicht, Exzellenz. Dann muß es wohl doch eher die Göttin sein, deren Zorn ich geweckt habe.

— Mit dem grübelnden Verstand kommen wir hier nicht weiter, sagte Kala Rama. Aber wir haben ja glücklicherweise einen anderen Weg, da uns der Zufall das heilige Werkzeug selbst in die Hand gegeben hat. Es sollte mich wundernehmen, wenn wir nicht mittels des Romals noch in dieser Nacht des Täters habhaft würden. Freilich dürfen wir aber auch keine Zeit mehr verlieren.

Kala Rama erhob sich und führte seine linke Hand an die Stirn.

— Also, Sahib! Ich wünsche Ihnen nach diesem bewegten Tag einen recht angenehmen Abend! Und, noch ein Zug, der mir für Ihre Thagdichtung einfällt: — die Treue der Thagfrauen ist sprichwörtlich in ganz Indien. Mancher Raja könnte in dieser Beziehung jeden Thag beneiden.

Achtes Kapitel

Das Manuskript

In den Vorsaal hinaustretend, fand Kala Rama seine Leute und bei ihnen Professor Eichstädt, der sich's nicht wollte nehmen lassen, selbst den Minister in sein Zimmer zu führen.

Die ziemlich lange Wartezeit füllte der Professor durch ein Gespräch mit Kala Ramas Sekretär aus, einem jungen intelligenten Inder, den er freilich nicht so befestigt in der orthodoxen Vedanta-Philosophie fand, wie er es hätte wünschen können. Der Professor bestrebte sich eifrig, dem jungen Manne die Überlegenheit des ehrwürdigen Çankara über alle seine Widersacher darzutun und ihm einzuschärfen, den so wichtigen Unterschied zwischen der exoterischen und der esoterischen Betrachtungsweise — oder wie Çankara es nennt, aparâ vidyâ und parâ vidyâ, der niederen und der höheren Wissenschaft — ja nicht aus den Augen zu verlieren, sondern überall an der letzteren in ihrer ungetrübten Wahrheit festzuhalten und die buchstäbliche Schriftauffassung solcher Stellen, die von einem persönlichen Gott sprechen, den „langsamen Geistern" — wie Çankara sie nennt — zu überlassen.

Der junge Brahmane lauschte seinen beredten Worten mit höflichster Andacht in Miene und Haltung, während er sich mit Entsetzen überlegte, wie viele Waschungen er unternehmen und wie viele Sprüche er hersagen müsse, um nach diesen Berührungen seitens eines Çudra seine Kastenreinheit wiederzugewinnen. Denn in seinem Eifer ergriff der Indologe mehrmals die kleine braune

Hand des Hindu, um sie zwischen seinen großen roten mit väterlicher Zärtlichkeit zu drücken.

Der Angst des solchermaßen gefährdeten jungen Brahmanen und der begeisterten Beredsamkeit des deutschen Gelehrten machte das Erscheinen des Ministers ein Ende. Er winkte den Sekretär an sich heran, zeigte ihm den Romal und setzte ihn durch ein paar bündige Sätze vollkommen in die Situation hinein — so vollkommen in der Tat, daß ein grauer Schatten über die helle Bronzefarbe seines Gesichtes fiel: daß die Thags in der Nähe der Stadt am hellen Tag sich gezeigt hatten, war eine Neuigkeit, die seine Kniee unter ihm schlottern ließ. Indessen anwortete er verneinend auf die ziemlich scharfe Frage Kala Ramas, ob ihm etwas fehle, und nahm mit gespanntester Aufmerksamkeit die Befehle entgegen. Er solle sofort mit dem Romal zum Polizeimeister gehen. Einige auserlesene Leute und — als wichtigstes Mitglied der Expedition — der beste Spürhund aus dem Jagdkoppel des Raja müßten so schnell wie möglich aufbrechen, um an Ort und Stelle die Spur aufzunehmen. Kala Rama zeigte ihm, wie der Rand der Schärpe an einer Stelle etwas zerrissen war — offenbar von den Aloedornen. An diesen müßten also noch einige Fäden hängen, so daß man den Hund mit der Schnauze auf die Fährte setzen könne.

— Nach menschlicher Berechnung, fügte Kala Rama hinzu, ist dann das Schicksal des Besitzers des Romals besiegelt: und es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß Kali einen Diener beschützen will, der sein heiliges Tuch im Stich gelassen hat. Die Leute mit dem Hunde müssen ihn aufjagen, wenn sie ihm auch bis in den Himalaya zu folgen haben. Du aber kehrst sofort zurück und stattest mir Bericht ab. Schicke mir das Boot her, denn ich will auf dem Wasserwege nach Hause zurückkehren, um die Abendkühle zu genießen.

Damit verabschiedete er den Sekretär und wandte sich an Professor Eichstädt mit einer Entschuldigung, weil er ihn wegen dringender Regierungsgeschäfte habe warten lassen, und mit der freundlichen Bitte, ihn nunmehr in sein gelehrtes Asyl geleiten zu wollen.

Das Zimmer, in das der Indologe und Kala Rama am Ende des Korridors eintraten, lag nach der entgegengesetzten Himmels-

richtung. Es war dunkler und weniger heiß als das Gartenzimmer, aber auch luftloser; und die Luft, die da war, hatte sich längst mit Gelehrtenstaub völlig gesättigt. Bücher aller Art standen und lagen nicht nur auf den Regalen, sondern so ziemlich überall, wo etwas stehen und liegen konnte. Kaum aufgeschnittene Broschüren, die nach Druckerschwärze, und eingebundene Bücher, die nach Leim rochen, alte stockfleckige Folianten, schimmelige Pergamente — offenbar Aktenstücke aus der Mogulperiode — und große Kartonrollen mit sorgfältig gezeichneten Abbildungen von Felseninschriften, alle hauchten sie je ihren charakteristischen Beitrag zur Bibliothekatmosphäre aus. Aber zwei Noten entschiedener orientalischer Natur hoben sich pikant in dieser Duftsymphonie hervor: der mumienartige Geruch der Palmblattmanuskripte und der beklemmende, süßliche Duft des Sandelholzes, das bald in Kästchen verarbeitet allerlei Dokumente umschloß, bald als einfache Bretterstücke jenen Palmblattschriften anstatt des Einbandes dienten. Der ruhende Orgelpunkt, ein Residuum alten Tabakqualmes, war allerdings unzweifelhaft o k z i d e n t a l i s c h e r Klangfarbe; und in der Tat bezeugten einige langröhrige Pfeifen mit Porzellanköpfen, die in den Ecken lehnten, daß Professor Eichstädt noch immer seinen Studentengewohnheiten frönte, wie denn auch ein kostbar ausgestatteter Nargileh — alias hubble-bubble — der offenbar nur als Zimmerschmuck auf einem Seitentische stand, bekundete, daß diese unter dem indischen Himmel entschieden stilgerechtere Form des Tabakgenusses dem Indologen nicht mundete.

Als sie hineintraten, schien das Zimmer leer zu sein. Die beiden Anwesenden boten sich nicht dem ersten Blicke dar. In einer Ecke, wo einmal eine Schlange oder eine Ratte sich aufgehalten haben mochte, schnupperte Garuda herum. Mutmaßlich konnte seine Herrin nicht fern sein. Sie lag in der Tat auf einer niedrigen Bambusbank, kopfüber in einen Folianten gestürzt. Dies Werk, das sie mit einem Eifer studierte, der jedem Scholar Ehre gemacht hätte, war das verachtetste in der ganzen Bibliothek, der Tschandala im Reiche der Bücher, also das Hindostani-Lexikon. Freilich war der Zweck, den Amanda mit diesem Studium verfolgte, kein

wissenschaftlicher. Sie hatte aus dem Gespräch zwischen Chandra Singh und seinem Vertrauten drei oder vier Wörter herausgehört und hoffte, wenn sie ihre Bedeutung feststellen könnte, dadurch vielleicht einer sehr wichtigen Sache auf die Spur zu kommen. Aber ihre Bemühungen waren bis jetzt vergebens gewesen und mußten es auch bleiben. Konnte sie doch nicht ahnen, daß sie diese Wörter in einem noch verächtlicheren Lexikon hätte suchen müssen: in dem des Ramassi, der Geheimsprache der Thags, das allerdings noch nicht aus der Bibliothek des Ministers in die des Professors hinübergewandert war.

Das Hereintreten des Vaters vermochte noch nicht das Mädchen in ihrer Untersuchung zu stören, als sie aber hörte, wie er Entschuldigungen hervorstammelte, weil Exzellenz das Zimmer in einer so schrecklichen Unordnung vorfände, fuhr sie erschrocken in die Höhe.

Eilig strich sie sich einige Haare, die sich aus der sorgfältigen Frisur gelockert hatten, aus dem Gesicht, glättete, so gut es ging, die nicht vorschriftsmäßigen Falten, welche das Kleid sich angeeignet hatte, und starrte mit hilfloser Reue auf einen verdächtigen Schatten vorne an der weißen seidenen Bluse. Denn sie war im vollkommensten dress, angezogen für den bevorstehenden Besuch bei der Rani. Freilich war sie in mehr als guter Zeit fertig, aber sie hatte die Stunde ausnützen wollen, wo Edmund, wie sie von ihrem Mädchen hörte, einen Besuch vom Minister hatte, und sie ihn also doch nicht sprechen konnte. Da sie jedenfalls ihre beabsichtigte Warnung vor der Fahrt nach dem Palast an ihn richten wollte, mochte sie nicht durch die leidige Operation des Angekleidet-werdens sich verhindert sehen, einen vielleicht einzig sich darbietenden günstigen Moment im Fluge zu erhaschen. Allerdings war nun das zarte Kleid nicht gerade für intime Beschäftigung im Studierzimmer des Vaters geeignet, und die Körperstellung, in der sie sich während der letzten Viertelstunde befunden hatte, war weder im Stil mit ihrem äußeren Menschen, noch war sie demselben förderlich gewesen. Aber derartige scharfe Konflikte zwischen Ausstaffierung und Betragen kamen bei Amandas Temperament nicht gerade selten vor, wiewohl sie sich regelmäßig, wenn sie sich dessen bewußt wurde

(was nicht immer geschah) „furchtbar" darüber schämte. Hier hatte sie nun doppelten Grund dazu: — daß auch gerade ein orientalischer Minister sie so antreffen müsse!

Ihr Gesicht, das schon durch die Stellung und das erregte Suchen nicht gerade eine gleichmäßige orientalische Blässe angenommen hatte, glühte doppelt von den aufsteigenden Blutwellen der Verlegenheit, als sie sich vor diesem Minister tief verneigte, mit dem Bewußtsein, daß er, der — wie sie aus den Worten ihres Vaters entnommen — ein Bewunderer der Rani war, sie jetzt ganz besonders „schrecklich" finden müsse. Das schien indessen nicht der Fall zu sein, oder er müßte sich als völliger alter Hofmann sehr gut verstellen können — so gut in der Tat, daß man darauf hätte schwören mögen, der greise Inder fände die Germanenjungfrau in diesem Zustand tiefster Verwirrung besonders liebreizend. Wenn Kala Rama auch immer Amanda mit ausgesprochenem Wohlwollen, ja mit Zärtlichkeit begegnete, so war sein Wesen doch von einer eigenen Herzlichkeit geprägt, als er nun ihre Hände zwischen den seinen drückte und bezeugte, wie froh er darüber sei, daß sie offenbar das indische Klima so gut vertrüge, worauf er huldreich den Gelehrten wegen der Unordnung des Studierzimmers beruhigte: der Professor Sahib möge ihn hier doch nicht als den Minister, sondern als den Scholar betrachten.

— Ei, was ist denn das für ein herrliches Stück? fragte Amanda, die jetzt einen kunstvoll geschnitzten, elfenbeinernen Schrein entdeckte, den Kala Ramas Diener mitten auf den Tisch gestellt hatte.

— Ja, das glaub' ich, daß du danach fragst, rief der Vater seelenvergnügt. Und doch ist dies Wunderwerk nur eine Hülle für etwas viel Kostbareres: denke dir, Seine Exzellenz hat mir ein Manuskript geschenkt, das eine uralte Sage aus der Familienchronik seines Hauses enthält.

— Wenn Ihnen nur das Manuskript keine Enttäuschung bereitet, mein lieber Professor Sahib, sagte Kala Rama mit dem ihm eigentümlichen launigen Lächeln, indem er dem Indologen den kleinen Schlüssel überreichte.

Mit einer vor Erregung zitternden Hand öffnete Professor Eich-

städt den Schrein. Das Manuskript, das er herausnahm, war freilich nicht, wie er erwartet hatte, ein Palmblattstoß: es war auf starkem englischem Postpapier, mit geduldiger Hand – jeder Buchstabe wie gestochen – in englischer Sprache geschrieben.

– Aber Exzellenz, das ist ja Ihre eigene Handschrift!

– Ich gestehe meine Schuld! Allerdings habe ich diese alte Familientradition selbst niedergeschrieben und zwar auf Englisch, als eine gute Übung für meine Mußestunden, doch habe ich nichts erfunden, ja kaum einen Zug hinzugefügt, der nicht schon in unseren alten Niederschriften von dieser Tradition sich findet. Nur die Darstellungsart dürfte von dem Geiste der abendländischen Sprache etwas angehaucht worden sein.

– Aber das ist ja noch interessanter! Eine Handschrift, ja ein geistiges Produkt Kala Ramas, wer kann sich eines solchen Besitztums rühmen? Wie soll ich Eurer Exzellenz für eine solche beispiellose Auszeichnung danken? stammelte der Indologe, dem es schwer genug fiel, seine Enttäuschung über dies quid pro quo ganz zu verbergen.

– Durch Nachsicht, mein lieber Professor und meine liebe Memsahib, – der ich sogar zutraue, eine noch strengere Richterin in solchen Sachen zu sein, als der Professor selbst.

Amanda schlug vor dem neckischen Blick ihres Vaters die Augen verschämt nieder.

– Aha, lachte der Indologe, man sollte wahrlich glauben, daß seine Exzellenz zugehört hätte, wie du vorhin die Gedichte Sir Edmunds verrissen hast. Aber wenn ich den Geschmack meiner Tochter recht kenne, werden Exzellenz sich durch Ihre Autorschaft kaum irgendeinen Tadel von den Lippen meiner Amanda zuziehen können.

– Nun, dann wäre ich gar nicht abgeneigt, sofort die Probe zu machen, und Ihnen etwas davon vorzulesen, sagte Kala Rama, indem er sich vorbeugte und den ersten Bogen des Manuskriptes zur Hand nahm.

Freudig bedankten Vater und Tochter sich für das unerwartete Anerbieten und nahmen erwartungsvoll auf der Bank Platz –

Amanda mit etwas mehr als literarischer Erwartung; denn es wollte sie bedünken, als ob Kala Rama nicht etwa einer plötzlich auftauchenden Lust, seine eigene Sache vorzutragen, nachgäbe, sondern vielmehr eine ganz bestimmte Absicht verfolge, die es ihm wünschenswert erscheinen ließ, daß sie beide so bald wie möglich mit dem Inhalt dieses Manuskriptes bekannt würden.

Zurückgelehnt in den Bambussessel fing Kala Rama an, mit seiner klaren, vollen Stimme seine Niederschrift der Schlangensteinsage vorzulesen.

Neuntes Kapitel

Der Schlangenstein. Erstes Hauptstück

Etwa anderthalb Jahrhunderte nach dem Nirvana des Vollendeten herrschte in unserem Lande, welchem damals auch schon die Lehre des Buddha zu leuchten angefangen hatte, ein junger gerechter Fürst namens Narada. Er war der Lehre zugetan, ein Hörer des Wortes, ein Beschützer des Ordens. Gleich jenem großen Herrscher, der bald danach ganz Indien unter seinem segenverbreitenden Szepter vereinigte, dem ewig verehrungswürdigen Kaiser Asoka, kannte er kein vornehmeres Geschäft als für das Wohl der Wesen zu sorgen.

So wenig aber ist diese Welt eine Stätte des Friedens, daß auch dieser milde, friedliebende Fürst sich genötigt sah, einen langen und blutigen Krieg zu führen.

Im Norden des Reiches, in dem an das Gebirge grenzenden Hügelland, waren die Bewohner stets den Einfällen aus den Waldbergen ausgesetzt, wo „die schwarze Haut" noch unbezwungen hauste. Die Wilden, die wie Affen in den Bäumen und wie Schlangen in den Höhlen wohnten, trieben den Unsrigen das Vieh weg; besonders aber raubten sie Kinder, um sie bei ihrem scheußlichen Götzendienste zu opfern.

Nun geschah es einmal, daß der Fürst die kühlen Nachmittagsstunden in seinem Lustpark zubrachte. Mit seinem Feldherrn

Mahimsasa hatte er sich in dem tiefen Schatten eines mächtigen hundertstämmigen Feigenbaumes gelagert und lauschte der frommen und gelehrten Nonne Isidasi, die eine Rede des Erhabenen rezitierte. Da wurde diese erbauliche Unterhaltung von einer ärmlich gekleideten Frau unterbrochen, die, zwei Kinder an der Hand führend, plötzlich vor dem Fürsten erschien und sich ihm zu Füßen warf. Denn Narada hatte befohlen, daß Bittsuchende zu jeder Zeit bei ihm Vortritt haben sollten.

– Erhabener König! rief sie, beschütze du diese unschuldigen Kinder! – weit bin ich gewandert, um sie in Sicherheit zu bringen – von den nördlichen Gauen komme ich her, und ich habe eine Forderung auf deine Fürsorge für diese Kleinen. Denn ihren Bruder haben die Affensprossen geraubt, um ihn ihrem schrecklichen Gott zu opfern, und du hast es nicht verhindert.

Ob solcher dreisten Worte, die sogar einen Verweis enthielten, entsetzten sich die ringsum stehenden Höflinge. Der Fürst aber hieß die Frau alles genau berichten, und unter strömenden Tränen erzählte sie, wie die schwarze Haut einen Räuberzug gemacht hatte, Leute getötet, ein ganzes Dorf niedergebrannt, Viehherden davongetrieben und nicht nur ihr Kind, sondern noch viele andere geraubt.

Da raufte Narada sich das Haar, zerriß sein Kleid und rief

– Weh mir! wie habe ich mich versündigt, daß solche Gräuel in meinem Reich geschehen und ich es nicht hindern kann?

– „Warum hast du mehr Land als du verteidigen kannst, König", sagte das Weib, das der Kummer jede Rücksicht, ja selbst alle Billigkeit vergessen ließ.

Ein zorniges Murmeln der Hofleute erhob sich, und der Feldherr rief:

– Weib! wie darfst du so zu deinem König sprechen?

– Nein, Mahimsasa, sagte Narada sanft, schilt mir nicht die unglückliche Frau! denn sie tadelt mich mit Recht, wie ich jetzt fühle. Nun höret aber auch alle mein Gelübde: „Nicht will ich eher wieder den beseligenden Worten des Erhabenen lauschen, die noch in unseren Ohren klangen, als diese Unglücksbotschaft kam, um sie zu verdrängen – nicht will ich ihnen wieder lauschen, bevor ich

nicht die schwarze Haut im Gebirge mir untertan gemacht habe, so daß Friede an der Nordgrenze wie an den anderen Grenzen herrscht und alle meine Untertanen völlige Sicherheit genießen!"

Nachdem Narada dies feierliche Gelübde abgelegt hatte, befahl er einem der Hofleute, für das Weib und ihre beiden Kinder zu sorgen, und hieß den Heerführer sofort die nötigen Anstalten für den Feldzug zu treffen, den er selbst führen wollte; während seiner Abwesenheit sollten die Regierungsangelegenheiten in den Händen Mahimsasas, des greisen Feldherrn, ruhen.

Mahimsasa verneigte sich tief.

— Möge doch der Liebling der Götter, mein edler Herr und König, geruhen, seinen Diener auszuschicken, um jenes Räubervolk zu bezwingen!

— Nicht so, mein lieber Mahimsasa, antwortete Narada: — du stehst jetzt in deinem siebzigsten Lebensjahr und bedarfst der Ruhe, auf die du einen wohlverdienten Anspruch hast.

— Möge mein König mir geneigtes Gehör schenken! bat der Greis mit eindringlicher Stimme und Miene; — ich war der Diener deines Vaters, und in seinem Dienste habe ich an die zwanzig siegreiche Feldzüge geführt. Aber es ahnt mir, daß der bevorstehende, wegen der Unwegsamkeit des Waldgebirges und der wilden Art seiner Bewohner, der schwierigste und der gefährlichste wird. Nun darf aber ein guter König sich solchen unbekannten Gefahren nicht aussetzen, dieweil sein Leben zu kostbar ist. Ein schlechter möge das immerhin tun, denn an ihm geht wenig verloren. Wie aber erst, wenn der Herrscher — wie hier — unersetzbar ist? Sollte — was die Götter verhüten! — meinem Herrn etwas zustoßen, dann würde dein Halbbruder, Prinz Ajatasattu, den Thron besteigen. Wir alle kennen seinen störrischen und wilden Charakter, der ihn zwar für den Krieg geeignet macht, besonders wenn er lernen könnte, Vorgesetzten zu gehorsamen und sich selber zu bändigen; der ihn aber ebenso gewiß, wenn er auf dem Thron säße, zu einem Fluch für das Land machen würde, wie du ein Segen bist. Darum möge mein Herr und König, der Liebling der Götter, der Wohlfahrt seines Volkes gedenkend, seinen Diener Mahimsasa ausschicken, um die schwarze

Haut zu bezwingen, selber aber in seiner Hauptstadt bleiben und die vier Stände überwachen.

Ein beifälliges Murmeln der Hofleute unterstützte diese weise Bitte.

So ließ sich denn Narada überzeugen, daß seine Herrscherpflicht ihm gebiete, zu Hause zu bleiben und dem greisen Feldherrn die Führung des Kriegszuges zu überlassen, und schweren Herzens gab er nach.

Jauchzend scharten sich die Krieger um Mahimsasas Banner, das sie nicht mehr gehofft hatten im Felde wehend zu erblicken, und wenige Tage, nachdem der Fürst jenes Wort gesprochen, nahm das Gebirge in den Schatten seiner Täler und Schluchten die mutigen Scharen auf, um sie erst nach geraumer Zeit wieder freizugeben und dann auf schreckliche Weise gelichtet.

Jene schwarzen Höhlenbewohner rühmten sich nicht eines göttlichen Wesens als Stammvater, wie es die Arier tun, sondern betrachteten sich selbst als Abkömmlinge der Affen, und weder ihre Gesichtszüge noch ihre langen, sehnigen Arme straften diesen seltsamen Ahnenstolz Lüge. Sie spannten den großen Bogen mit dem Fuß und vermochten den Pfeil quer durch den Leib eines Elefanten zu treiben. Im Krieg verwandten sie auch Pfeile, die statt einer Spitze ein halbmondförmiges Eisen trugen, womit sie dem Feinde einen Arm oder den Kopf glatt abschnitten, und wenn sie angriffen, war ihr Geheul so furchtbar, daß im Anfange selbst die ältesten Kriegsilfen scheuten. Nie stellten sie sich zur Schlacht, sondern fochten aus dem Hinterhalt und leisteten zähen Widerstand in den Engen, die sie zuvor mit Baumstämmen und Steinen versperrt hatten, und wo sie von oben ganze Felsenstücke auf unsere Krieger hinabwälzten. So waren sie zwar keineswegs Helden, zeigten sich aber in ihren eigenen Umgebungen als noch furchtbarere Gegner, als es die berühmtesten Helden hätten sein können.

Mahimsasa machte unter solchen Umständen nur langsame, wenn auch stetige Fortschritte. Endlich erreichte er aber ihren Hauptort, der in einem mäßig breiten Talkessel lag. Die Stadt lehnte sich an die Felsenwände und war nach vorne durch eine mehr als mannshohe Mauer geschützt. Hier leistete der Feind hartnäckigen

Widerstand; und nachdem die Mauer erstürmt war, verteidigte er sich Schritt für Schritt zwischen den Steinhütten.

Schon sank die Sonne zwischen glühenden Wetterwolken, die über dem Gebirgspaß sich ballten, als „die schwarze Haut" endlich in den Winkel zusammengedrängt war, den die senkrechten Felswände bildeten.

Hier bot sich nun den Unserigen ein seltsamer Anblick. Denn gerade da, wo sich alles zusammenschloß, gähnte eine finstere Höhle, und ein mächtiger, über sie hervorspringender Sandsteinblock war bis zur rohen Ähnlichkeit eines Tigerkopfes ausgehauen; dessen aufgesperrter Rachen die Höhle vorstellte, indem der Rand der Wölbung in ein spitziges Zahnornament ausgezackt war; auch waren einige Tropfsteinzapfen – aus dem Inneren herstammend – als besondere Fangen eingesetzt. Da nun die Affensprossen in diese Ecke hineingetrieben wurden, sah es aus, als ob ein kolossaler Tiger seinen blutroten Rachen aufsperrte, um sie alle zu verschlingen.

Da erhob sich Mahimsasa in dem goldglitzernden Howdah auf dem Rücken des Ilfenstiers, der ihn in hundert Schlachten getragen und dessen Haut von Speer- und Pfeilwunden so durchfurcht war wie eine alte Wettertanne von Blitzschlägen; und mit gewaltiger Stimme, die das Waffengetöse und die Schlachtrufe und das heulende Todeslied der Wilden übertönte, verkündete er Gnade für alle, die ihre Waffen von sich werfen und dem König Narada Gehorsam schwören wollten. Einige der Feinde taten dies; bei weitem die meisten aber wehrten sich bis zum letzten Atemzuge, den sie unter den drohenden Tigerzähnen aushauchten. Denn in die Höhle sich zurückzuziehen, wagte keiner, da diese das große Heiligtum des Volkes war, wo ihre Gottheit thronte und in welches nur der Priester hineingehen durfte, um das Opfer darzubringen; dieser aber lag schon, selber ein Opfer, vorne im Tigerrachen, von einem Pfeile durchbohrt.

Nun erwog Mahimsasa in seinem furchtlosen und weisen Herzen, daß die Einnahme und Zerstörung der Stadt für ein so wildes Volk wenig zu bedeuten habe, solange das Heiligtum unberührt und das Götzenbild, dem sie drinnen opferten, unversehrt blieb:



denn alle, die noch ringsum in Wäldern und Gebirgshöhlen steckten und immer noch seinen Verbindungen drohten und seine Posten überfielen, würden sich für unbezwungen halten. Verlautete es aber, daß ihre Gottheit vernichtet sei, dann würden auch jene dem Sieger huldigen.

So erhob er denn abermals seine Stimme und verkündete, daß es seine Absicht sei, in den Tigerrachen hineinzugehen und das Götzenbild der schwarzen Haut mit seiner eisernen Schlachtkeule zu zertrümmern; worauf er seinen Ilfen niederknieen ließ und sich hinunterschwang.

Bei dieser Botschaft belebten sich ringsum die Gesichter der schwarzen Haut auf sonderbare Weise. – Die schon stumpfsinnig dreinblickenden Gefangenen lächelten einander mit geheimnisvoller Bosheit zu; und die Sterbenden, die schon in ihren letzten Zügen lagen, erhoben ihre Köpfe, die von einem vergnügten Zähnefletschen abscheulich entstellt waren; – aus dem Tigerrachen aber ertönte das hohle, keuchende Lachen des Priesters, das sofort in einem schaurigen Röcheln hinstarb, um dann aus dem Inneren des Berges in gespenstischem Widerhall zurückzukehren.

Da erblaßte selbst der kühnste Krieger. Die Häuptlinge drängten sich um ihren geliebten Feldherrn und beschworen ihn, sich nicht in die Höhle hineinzuwagen, wo ihm wahrscheinlich ein Hinterhalt gelegt war – denn darauf schien die Freude zu deuten, die unsere Feinde nicht verbergen konnten. Er möge doch wenigstens ein Gefolge der ausgesuchtesten Krieger mit sich nehmen. Niemand war eifriger, sich als Begleiter anzubieten, als der Prinz Ajatasattu, der junge Halbbruder des Fürsten, der den Gedanken nicht ertrug, daß er nicht an einem so seltenen Abenteuer teilnehmen sollte. Denn keiner wußte, welche Gefahr drinnen im Höhlenheiligtum lauerte, und ob sie menschlicher oder dämonischer Art sei; daß sie aber unerhört schrecklich sei, daran konnte niemand mehr zweifeln.

Ob er nun der Stimme der Weisheit folgte, die ihm sagte, daß die Wirkung auf diese wilden Gemüter weit stärker sein würde, wenn er, der Feldherr, allein ihr Götzenbild zertrümmerte, als wenn er von einem starken Gefolge begleitet in das Heiligtum hin-

eindränge, oder ob diese innere Stimme die des Ehrgeizes war, die selbst dem Weisen noch immer verlockend klingt: Mahimsasa schlug jede Begleitung aus.

Allein trat der edle Greis in die Höhle des Tigerkopfes hinein. Der Rachen verengerte sich sofort zum Schlund. Dieser enge Felsengang, der nur in Mannesbreite und -höhe ausgehauen war, lief schnurgerade in den Berg hinein, und so begleitete das glühende Licht der untergehenden Sonne den mutig Vorwärtsschreitenden noch immer, zumal die glänzenden Kristalle und edlen Gesteine, die den Felswänden zu entwachsen schienen wie Pilze der Erde, jenes fern im Rücken gelassene Tageslicht in Tiefen hineinlockte, wo es sonst wohl nimmer hineingedrungen wäre. Als es aber endlich dennoch versagen wollte, mündete der Gang in einen gewölbten Raum aus.

Hier waren die Wände mit mannigfachen Juwelen eingelegt: von der Kuppel hingen kristallklare Tropfsteinzapfen herunter wie Hängezieraten, und der Boden war blank geschliffen, daß man meinte, in die Luft hinauszutreten, so vollkommen spiegelte er Wände und Wölbung wider. All dies glänzte geheimnisvoll dämmernd in der letzten Glut der Abendsonne, aber außerdem noch im grünlich gelben Schimmer eines anderen Lichtes, das aus einem zweiten Gange hereinströmte, der in schräger Richtung hier einmündete.

Genau in der Mitte dieser Tempelhalle befand sich ein kleiner Altar, worauf eine Kumme aus bandartig rot- und gelbfarbigem Jaspis stand. In ihren Boden war ein großer Diamant eingefaßt, der den ganzen hereinströmenden Lichtschein zu sammeln und wieder auszustrahlen schien. So war die Höhlung der Schale wie von einem leuchtenden Fluidum gefüllt, und darin lag eine menschliche Hirnschale – offenbar die eines Kindes – gänzlich leer, als ob der Inhalt gierig ausgefressen worden wäre.

Mahimsasa seufzte:

– Dazu also wurden unsere Kinder gestohlen! Hieher gelangten die armen Kleinen. Wahrlich, Zeit ist es, daß diesem ein Ende gemacht wird. Wohl seh' ich, daß der ganze Feldzug nichtig und umsonst ist, wenn dieser Opferschmaus jemals noch stattfindet.

Prüfend ließ der alte Krieger den Nagel seines Daumens die Schneide seines Schwertes entlang gleiten. Dann schliff er die geschmeidige Klinge auf dem glatten Rand der Jaspiskumme, wobei ihm ein wenig Schleim zustatten kam, der an diesem Rande klebte.

Als er sich zum Weitergehen wandte, glitt sein rechter Fuß aus. Er blickte hinunter und bemerkte einen schleimigen Streifen, der sich vom Fuße des Altars über den spiegelblanken Steinboden in den weiterführenden Gang hineinzog.

Die Stirn Mahimsasas runzelte sich nachdenklich.

Er wußte jetzt, welche Gestalt das Götzenbild dieses unheiligen Heiligtums hatte.

Mit dem nackten Schwert in der Linken wie ein Dolch gehalten — um es schnell in die Rechte hinüberzuführen, die jetzt die schwere Eisenkeule umspannte, betrat Mahimsasa den neuen Gang, in dem ein grünliches Dämmerlicht zitterte.

Der Gang war so niedrig, daß der Feldherr, der von mehr als gewöhnlicher Manneshöhe war, sich etwas bücken mußte. Die Ausmündung war nicht sichtbar, doch schien sie nicht weit entfernt zu sein. Mahimsasa war sich völlig darüber klar, daß diese Strecke die gefahrvollste sei, ja daß ein Angriff dort ihm wahrscheinlich tödlich sein würde. So schritt er denn so schnell vorwärts, wie seine gebückte Stellung und die Vorsicht wegen des schleimigen Pfades in der Mitte es ihm erlaubten. Ein stoßweise kommendes, trockenes, heißes Zischen begrüßte schon sein Nahen.

Jetzt öffnete sich der Ausgang — und sogleich sah er die Schlange. Sie saß aufrecht, sprungbereit, an der entgegengesetzten Wand der Zelle, auf einer kleinen Erhöhung, wie auf einem Hügel von Diamanten. Ihre Körpergröße war die eines mäßigen Pythons, aber die aufgeblähte Haube, die mit einem Kranz von Rubinen gesäumt war, verriet, daß er eine Kobra vor sich hatte, und im weit aufgerissenen Rachen glänzten zwei Giftzähne wie die Hauer eines Ebers.

Mitten in der Stirn aber leuchtete ein großer gelber Edelstein, von dem das Licht ausging, das, von unzähligen Kristallen und

Diamanten aufgefangen, gebrochen und weiter geschickt, das Innere dieses Felsentempels dämmerig erhellte.

Mahimsasa sprang, ohne einen Augenblick zu verlieren, durch die Türöffnung und schleuderte seine Keule, die den Kopf des Kobrakönigs an der linken Seite traf und den Giftzahn dort zerschmetterte. Er wich deshalb nach rechts aus, als die Schlange nun ihren Vorstoß machte, der wegen der Erschütterung verspätet und unsicher erfolgte; der Kobrakopf streifte gerade seine linke Schulter und nur mit der Wirkung eines abgleitenden Keulenschlages, weil ja der Giftzahn fehlte. Bevor aber der Wurm den Nacken biegen konnte, um mit der rechten Fange zu wirken, hatte das Schwert Mahimsasas seinen Kopf gerade unterhalb der Haube, vom Rumpfe getrennt. Noch drohte freilich der Schlangenkörper selbst, der sich auch schon, nach der Art des Pythons, um die Beine Mahimsasas geschlungen hatte, bestrebt, ihn zum Fallen zu bringen, was mit einem weniger sehnenstarken Manne wohl auch gelungen wäre.

Der abgehauene Kobrakopf, der noch voller Leben steckte, und mittelst der beweglichen Haube, die wie ein auf das Trockene gebrachter Plattfisch klatschend auf den Boden schlug, sich ein wenig hin und her bewegen konnte, betrachtete mit brennenden Augen diesen Kampf, in der Hoffnung, mit seinem tödlichen Zahn den Fuß des Helden erreichen zu können, um danach wohl gar mit seinem Körper wieder zusammenzuwachsen. Fauchend und zischend mußte er nun sehen, wie Mahimsasas Schwert immer wieder einen der lebendigen Knoten zerschnitt, bis die abgetrennten Stücke sich ringsum auf dem Boden krümmten, vergebens einander suchend.

Es muß nun, – ruft hier der alte Chronist aus –, ein prächtiges Schauspiel für eine nicht zu zaghafte Gottheit gewesen sein, zu sehen, wie jener unvergleichliche Edelstein, in den fauchenden und schnappenden Kobrakopf eingefaßt und gleichsam aus ihm hervorblitzend, die diamantenstrotzende Tempelzelle erhellte; und mitten in ihr, von den machtlos sich bäumenden und windenden Pythonstümpfen umgeben, den greisen Helden, dessen hageres Gesicht, den Bartschmuck verschmähend, mit Zügen wie in Bronze gegossen, eher an einen Sannyasin, denn an einen großen Krieger gemahnt hätte.

wäre nicht der gebieterische Blick dagewesen, offenbar gewohnt eine Lage zu überschauen, um unzögerlich die Tat dem Rat folgen zu lassen. Betrachtete man seine gerade und schlanke Gestalt, die mit dem Scheitel fast die Decke berührte: so meinte man, eine eherne Säule zu sehen, die diese Demantwölbung trug – wie er denn in der Tat noch jahrzehntelang die Stütze des Reiches sein sollte. Die scharfgebogene Nase, dem Schnabel eines Raubvogels nicht unähnlich, konnte in solchen Umgebungen die Vorstellung vom himmlischen Greifen Garuda erwecken, der soeben einen Schlangendämon vernichtet hatte: aber der gütige Ausdruck seiner hellen Augen, wie er nun den Göttern dankte, weil es ihm vergönnt worden war, durch diese Tat einem solchen Greuel ein Ende zu machen, mochte wohl jedem sagen, daß in diesem grausigen Heiligtum, das verblendete Menschen zur Verehrung eines Ungeheuers aus den Felsen ausgehauen hatten, jetzt endlich ein wahrhaft verehrungswürdiges Wesen erschienen war.

Als solches sahen ihn denn auch Freund und Feind an, als er wieder zwischen sie trat.

Die vor der Tigerhöhle versammelte Menge hatte mit steigender Erregung, aber sehr verschiedenen Gefühlen, die Rückkehr Mahimsasas erwartet. Bei den Unserigen wuchs die Furcht bis zu lauten Fragen und Klagen; die Feinde vermochten kaum, ihre freudige Hoffnung zu knebeln. Schon war es dunkel geworden. Der Prinz Ajatasattu rief nach Fackeln, um in die Höhle hineinzudringen und den Feldherrn zu befreien oder zu rächen – im Geheimen nicht unzufrieden, weil somit doch auch ihm ein Abenteuer hier vorbehalten war.

Da wurde man tief drinnen im dunkelsten Dunkel des Tigerrachens ein Licht gewahr: das sah aus wie ein gelblich funkelnder Stern, der sich näherte. Als er aber endlich aus dem engen Gang, der gleichsam den Schlund vorstellte, in den offenen Rachen hervortauchte und seinen Glanz in diesem verbreiten konnte, erkannten alle die ragende Gestalt Mahimsasas und sahen, daß dieser Schein von einem an seinem Stirnband befestigten Diamanten ausstrahlte.

Jauchzend stürzten ihm seine Häuptlinge bis zur Wölbung der

Tigerzähne entgegen, ergriffen seine Hände und umklammerten seine Kniee, während die Freudenrufe der gemeinen Krieger, sich weiter und weiter verpflanzend und immer mächtiger anschwellend, den Widerhall der Berge weckten. Die entwaffneten Feinde aber zeigten mit Fingern und murmelten und riefen: — „Der Stein — der Schlangenstein — sieh ihn — den Unverwundbaren, den Herrn des Schlangensteins, den Herrn der Welt!"

Und sie krochen auf dem Bauche heran, um seine Füße zu lecken.

Also huldigten die Leute der schwarzen Haut, diese Sprossen der Affen und Nachbarn der Tiger, unserem großen Mahimsasa.

Den sie aber „den Herrn der Welt" nannten, wollte nur ein getreuer Diener seines Fürsten Narada genannt sein. Ihm hatte er nun dieses wilde Volk unterworfen, denn — wie er es richtig vorausgesehen hatte — von diesem Augenblick an wagte niemand den geringsten Widerstand. Und die Gunst seines Herrn ließ ihn nach seiner siegreichen Rückkehr auch nicht unbelohnt bleiben. Keine Geschenke oder Ehrenbezeugungen freuten ihn halb so viel wie die herzliche Zuneigung des jungen Fürsten. Denn dieser wollte den Feldherrn immer um sich sehen, nicht nur um seinen weisen Rat in Dingen, die das Reich und das öffentliche Gemeinwohl betrafen, sofort zur Hand zu haben, sondern weil er auch in persönlichen Angelegenheiten diese Stimme der durch Erfahrung reifen Herzensgüte und den Anblick edelster Menschlichkeit nicht entbehren mochte. Am liebsten weilte er mit ihm unter einem schattigen Baum seines Parkes und ließ sich dort von der ebenso gelehrten wie frommen Nonne Isidasi die Reden des Buddha vortragen oder diesen und jenen dunklen Punkt der Lehre erörtern, wobei der ebenso tiefe wie scharfe Verstand Mahimsasas unermüdlich war, bis zu den letzten erreichbaren Wurzeln solcher Fragen zu dringen.

Am meisten hätte es nun wohl den Neigungen des edlen Greises entsprochen, sich jetzt, nachdem sein eigentliches Tagewerk vollendet war und er auf Ruhe wohlverdienten Anspruch hatte, dem religiösen Leben gänzlich zu weihen und den weißen Anzug des Hausvaters mit dem gelben Mantel eines Mönches zu vertauschen. Zwei Rücksichten hielten ihn aber von diesem Schritte zurück:

erstens die Treue gegen seinen Fürsten, der seine hohe Weisheit noch dem Staatsdienste erhalten wissen wollte; dann aber war er auch noch durch eine gar sanfte und liebliche Fessel an das Leben in der Häuslichkeit gebunden.

Mahimsasa hatte vor Jahren seine innig geliebte Gemahlin verloren, und sie hatte ihm keine Kinder hinterlassen. So wäre sein herrlicher Palast ihm öde erschienen, wenn nicht die Hallen und Säulengänge oft von einer kleinen, vogelartigen Kinderstimme widergehallt hätten.

Dies Kind war Amara, das Töchterlein seines bedeutend jüngeren Bruders, Baku. Obschon der Kriegerkaste angehörend, hatte sich dieser der Kunst gewidmet und war ein großer Baumeister und Bildner geworden. Er war schon gegen die Fünfzig, als sein Weib ihm dies Kind gebar – sein einziges –, um dann zu sterben. Die Kleine wurde das schönste Kind, daß man je gesehen hatte. Goldige Locken umwallten das rosige Gesicht, gleichsam ein äußeres Wahrzeichen, daß hier eine Seele in ursprünglicher arischer Reinheit durch die Jahrhunderte, die seit dem Eindringen unserer vedischen Altvordern in die Gauen Indiens verflossen waren, hindurchgedrungen sei, unbefleckt von dem dunklen Blut, das in diesem Zeitraum von allen Seiten hereingesickert war und unserer edlen Rasse schon etwas ihrer heroischen Art genommen hatte. Wie der erste Blick der Herbstsonne, wenn sie die Regenwolken durchbricht, war ihr Lächeln; und an wen sie mit ihren kleinen Armen sich liebevoll drückte, der mochte wohl nimmer recht wissen, ob er vor Freude lachen oder vor Wehmut weinen sollte – eine so rührende Innigkeit hauchte ihr Wesen aus.

So war sie denn die Augenweide und die Herzensfreude ihres Vaters, aber womöglich noch mehr die ihres Oheims. An seine kleine Amara dachte er, als er in jener leeren, von Abendsonnenglut und Edelsteinglanz durchsponnenen Tempelzelle stand und am Rande der Jaspisschale sein Schwert schliff – sie schien vor ihm zu stehen als der Genius unzähliger Kleiner, die hier geopfert wurden und die ihren Angehörigen ebenso lieb gewesen. Und wenn die Ehrenbezeugungen und Liebeszeichen, an denen es Fürst und

Volk bei seinem Siegeszug nicht fehlen ließen, ihm auch alle wert waren, so freute und rührte ihn doch nichts so sehr als das Blumengewinde, das die kleine Amara selbst gebunden hatte und ihm um den Hals schlang, als er sie emporhob und küßte – recht als ob sie ihm dankte im Namen aller durch ihn gerächten hingeopferten Kinder und im Namen aller durch ihn geretteten noch ungeborenen.

Und nicht wissend, ob er lachen oder weinen sollte, tat Mahimsasa beides.

Die Erziehung des Lieblings ließ er sich nun besonders angelegen sein, um so mehr als es öfters geschah, daß ein plötzliches, rätselhaftes Gefühl unheimlichen Bangens über ihn schlich, wenn die Kleine auf seinem Schoße saß und mit einem begehrlichen Lächeln auf den Schlangenstein zeigte, bis er das Stirnband mit dem wundervollen Stein abnahm und es ihren Kinderhänden zum Spielen anvertraute. Alsdann war es ihm, als ob der Schatten des „Tigerrachens" sich über ihn senke und mit der Ahnung durchschauere, daß irgendeine schreckliche Gefahr diesem lieblichen Geschöpf noch in jungen Jahren drohe. So fühlte er sich denn berufen, ihr väterlicher Hüter zu sein, zumal ihr eigener Vater dazu ihm wenig geeignet schien. Denn obwohl er die schönen Kunstwerke seines Bruders sehr bewunderte, konnte er nicht umhin, mit seinem durchdringenden und ruhigen Blick auch seine Fehler zu bemerken – eben solche Fehler, die gewöhnlich den Künstlern anhängen und sie so selten jene wahre innere Größe erreichen lassen, die ihm selbst in so ausgezeichnetem Grade zu eigen war. Denn wenn man auch von der Eitelkeit absieht, die den Künstler noch leichter als andere Männer an ihrem Gängelbande führt, so geht dieser oft so sehr in seinem Werke auf, daß er darüber seine menschlichen Pflichten vernachlässigt, und vor Schauen vergißt er das Sehen; sieht er aber, dann erblickt er die Dinge und Verhältnisse bald im Lichte seiner Hoffnung, bald im Schatten seines Fürchtens, nicht aber so, wie sie in Wirklichkeit sind, und so bleibt er sein Leben lang ein Kind und wird nie richtig zum Manne. Wohl mag es Ausnahmen geben, aber Baku gehörte nicht zu ihnen.

Dies war das Urteil Mahimsasas, wenn er zwar liebevoll und

nachsichtig, aber auch aufmerksam und unverblendet das Wesen und Treiben seines Bruders beobachtete. Und er tat sich selber das Gelübde, wie ein Vater über das still aufblühende Mädchen zu wachen, das ihm seine Liebe reichlich vergalt.

Also wußte Mahimsasa sich im Frieden so gut wie im Kriege zurecht zu finden, und es fehlte ihm weder an Tätigkeit für den Geist, noch an Befriedigung für das Gemüt. Nicht so der Prinz Ajatasattu. Vergebens suchte Fürst Narada, ihn an seinen Lieblingsstudien teilnehmen zu lassen und den Blick seines jungen, sehr begabten Bruders auf das Unvergängliche zu richten. Umsonst waren auch seine Bemühungen, den Prinzen in dem friedlichen Dienst des Staates zu beschäftigen. Ja, selbst die Aussicht, einmal in der Führung des Heeres den greisen Meister zu ersetzen, wozu Ajatasattu durch vorzügliche kriegerische Eigenschaften gar wohl befähigt war, hatte für seinen ungeduldigen Tatendrang nicht hinlänglichen Reiz, um als fernes Ziel ihn zu dauernder und stetiger Wirksamkeit zu locken. So vernahm er mit großer Freude, daß zwischen zwei westlichen Nachbarfürsten eine Fehde ausgebrochen sei. Trotz aller Mahnungen seines Bruders Narada bot er demjenigen, der Unrecht hatte, aber der schwächere war, seine Dienste an, weil er meinte, daß auf seiner Seite am ehesten Ruhm zu gewinnen wäre. Er verhalf ihm auch zum Siege und weilte dann an seinem Hof, sei es, daß – wie er behauptete – die Jagdgründe dort ausgiebiger waren, sei es, daß es ihm angenehm war, das Auge seines Bruders und Fürsten nicht auf sich und seinem Treiben ruhen zu fühlen. Bald danach aber, als der große König der Javaner mit seinem mächtigen Heere Pendschab überflutete, begab er sich eilends zu einem Fürsten dieses Landes, Porus, und nahm an seiner Seite teil an der unglücklichen Schlacht am Ufer des Jehlam. Seitdem hatte man nichts von ihm vernommen. Sein Bruder beweinte ihn als tot und ehrte sein Andenken als das eines Helden, der im Kampfe gegen fremde Barbaren gefallen war.

Unterdessen hatte Fürst Narada geheiratet. Er führte eine Fürsten-

Javaner: Jonier, Griechen (Alexander der Große).

tochter von den Gangaländern heim, deren Schönheitsruhm durch die Lande ging. Mahamaya hatte man sie genannt – das ist: die große Täuschung. Wenn nämlich diese Sinnenwelt, wie die Weisen lehren, eine bloße Täuschung ist, so ist doch die größte Täuschung in ihr, gleichsam das berückendste Muster im Schleier Mayas, die sinnliche Liebe, die in der Gestalt dieses wundervollen Weibes verkörpert zu sein schien. Deshalb eben hieß sie Mahamaya, und war auch außer Mahimsasa am ganzen Hofe kein Mann, jung oder alt, der nicht vom Zaubertrank ihrer Schönheit berauscht wäre. Dieser aber sah sie mit kalten Augen an und fand, was er suchte: dies und jenes auszusetzen. Hat doch auch der Weiseste irgendeine kleine Torheit; und so verdroß es den Ohm Amaras, allenthalben eine Schönheit bis zum Himmel gehoben zu hören, die von der seiner Nichte so verschieden war wie die Nacht vom Tage. Diese war jetzt nahe daran, aus einem lieblichen Kind eine reizende Jungfrau zu werden. „Werden diese lautschwatzenden Toren, mit den Augen bis zum Überlaufen voll von den üppigen Formen jenes dämonischen Weibsbildes, auch noch zu schätzen wissen, welche wahrhaft reine, himmlische Schönheit sich ihnen in der Gestalt unserer Amara offenbart?" Dies waren seine Gedanken, und er nahm es seinem Bruder übel, daß dieser sich immer wieder abquälte, den Prachtgliedern der Herrscherin in einem Bildwerke gerecht zu werden.

Mit tödlichem Groll bemerkte Mahamaya, daß dieser berühmte und mächtige Mann für ihre Schönheit unzugänglich war, ja, die Stirn hatte, in seinem innersten Herzen dieselbe zu leugnen, und daß alle ihre Anstrengungen, ihn für sich zu gewinnen, spurlos an ihm abglitten – Anstrengungen, deren geringste genügt hätte, jeden anderen Mann, der ihr je begegnet war, zu ihrem kriechenden Sklaven zu machen. So schrieb sie es auch seinem Einfluß zu, daß ihr fürstlicher Gemahl anstatt durch die Lockspeise ihrer Liebkosungen immer anhänglicher zu werden, im Gegenteil schon bevor ein Jahr um war, merklich kühler wurde. Und vielleicht hatte sie nicht so ganz unrecht. Denn obwohl Mahimsasa nie mit einem Wort andeutete, wie sehr er die Wahl seines Fürsten bedauerte, war Narada doch zu sehr an ihn gewöhnt, um nicht seine Gedanken zu lesen,

und mochte wohl dadurch in der keimenden Abneigung bestärkt werden, die durch die vertrauliche Bekanntschaft mit seiner Frau sich zu regen anfing.

Nun hatte zwar Mahamaya ihren Gemahl nie geliebt, vielmehr war schon von Anfang an seine ganze Art und Weise ohne Harmonie mit ihrem eigenen Wesen. Aber das Gefühl, daß die Leidenschaft, die ihre Entschleierung nach der Handergreifung in der Brust des Bräutigams aufgewühlt hatte, sich unwiederbringlich verlor, daß alle die Reize, die ihr die Natur als Wiegengeschenke gegeben, und alle Künste und Schliche, die ihre Ayah nach allen Regeln der Liebeswissenschaft ihr beigebracht hatte, nicht vermochten, jene hinsiechende Leidenschaft wieder zu frischem Leben zu wecken — diese tropfenweise sich mehrende Erfahrung war in der Tat ein bitterer Trank für den Stolz dieses verwöhnten Weibes.

So mußte denn auch ihre Milchschwester Nimbavati, die sie aus der Heimat in die Fremde begleitet hatte, die geduldige Zuhörerin bei manchen Verzweiflungsausbrüchen sein und ihre ganze Erfindungskraft aufbieten, um irgendeinen Trostgrund oder etwas Hoffnungsfreudiges vorzuführen, da sie sonst unter der noch übler werdenden Laune der vornehmen Milchschwester sehr zu leiden hatte.

Bei einer solchen Gelegenheit vermutete sie, daß dies alles wohl eine von Lackshmi verhängte Strafe sei, weil sie in diesen Jahren es versäumt hatten, ihre Lampenfeier zu begehen.

Mit dieser Feier aber hatte es folgende Bewandtnis.

Sie war einheimisch in den Gegenden an der Ganga, wo auch Mahamaya zu Hause war. Dort gehen, in gewissen Vollmondnächten, die Mädchen und jungen Frauen nach dem Ufer des heiligen Stromes oder nach dem des Nebenflusses, der gerade ihre Gegend durchströmt, und tragen in der Hand ein Lämpchen aus Ton, wie ein Boot geformt und mit einem brennenden Docht versehen. Dies Lämpchen setzen sie in das Wasser, und wenn das kleine Fahrzeug, ohne an einem Stein Schiffbruch zu leiden oder auf einer Sandbank zu stranden oder in Schilf und Seegras fest-

Ayah: Amme.
Lackshmi: Gattin Vishnus, die Göttin des Glücks.

zuhängen oder von Strudeln umgeworfen zu werden, glücklich auf dem ruhigen Rücken des Stromes davongetragen wird, die kleine Flamme noch immer wie ein güldenes Fähnlein wehend, dann hat die Göttin das Opfer huldreich angenommen, und was die Besitzerin eines solchen glücklichen Lampenschiffleins sich im Herzen wünscht, das wird gewißlich in Erfüllung gehen.

— Wir sind ja aber hier nicht an den Ufern der Mutter Ganga, und nicht einmal ein Nebenfluß strebt ihr zu durch dies unheilige Land! seufzte Mahamaya.

— Dafür können wir nichts, erklärte die praktische Milchschwester, der es wohl nur darauf ankam, die Fürstin aus ihrer dumpfen Verzweiflung herauszulocken: — was nicht unsere Schuld ist, das wird uns die Lackshmi auch nicht anrechnen, wenn wir nur tun, was in unserer Macht steht. Nun ist nicht weit von hier, am Fuße des Palastberges, ein Wasserlauf, der gerade jetzt nach der Regenzeit reichlich genug und doch auch nicht zu reißend sein wird. Dort setzen wir unsere Lämpchen hinaus, wenn es jetzt in ein paar Nächten Vollmond wird — gerade der erste nach der Regenzeit, es könnte sich nicht günstiger treffen — und wenn sie, ohne zu erlöschen, in den See hinausgeführt werden, dann dürfen wir das Beste hoffen, denn auch mein Wunsch soll nur deinem Glück gelten.

Mahamaya umarmte und küßte Nimbavati: —

— Liebste Schwester! du bist zu meinem Heil geschaffen! — Aber wie können wir dort hinunterkommen? Nie wird man uns unbegleitet gehen lassen. Wenn aber schon, wie du weißt, die zufällige Anwesenheit eines Mannes das Lampenopfer nichtig macht, wie viel mehr dann eine ganze Kette von Trabanten und Wärtern?

— O laß das meine Sorge sein! Der Wärter an der Tür des Cenana ist mir schon mehr als gewogen, und wenn ich den am nördlichen Gartenpförtchen noch nicht kennen sollte, so hab ich doch Zeit genug, um ihn kirre zu machen. Er soll glauben, was ich ihm sage, daß ich eines deiner Mädchen ein hübsches und frommes Spiel aus meiner Heimat lehren will, das sich nur zu zweien spielen läßt.

Cenana: die Frauengemächer.

Wie könnte er denn hartherzig genug sein, um mich daran zu hindern? Wenn er dich nur nicht für einen verkleideten Mann hält, wird er nichts dagegen haben, daß wir allein zusammen zum Fluß gehen.

Also sprach Nimbavati mit der schlauen Leichtfertigkeit, die seit den Tagen von Krishna und Radha der Milchschwester der Heldin eines Liebesabenteuers zu eignen scheint; und Mahamaya versicherte ihr noch einmal, sie sei zu ihrem Heil geboren.

Alles ging nun auch, wie Nimbavati sich es erdacht hatte. In der nächsten Vollmondnacht befanden sich die beiden Milchschwestern unten im waldigen Tale, durch welches der kleine Fluß seinen Weg zum See suchte, dessen Fläche nur ein paar hundert Schritt entfernt durch Gebüsch und zwischen Stämmen ruhig strahlte, während zu ihren Füßen das eilende Wasser bald rieselnd im Mondlichte glitzerte, bald murmelnd in das Dunkel des überhängenden Ufers hineinglitt und hinter ihnen der große, vom Bergfelsen geworfene Schatten, aus dem sie soeben hinausgetreten waren, über den stummen Baumwipfeln ausgebreitet lag.

Sie ließen den Überwurf von der Schulter gleiten und standen nun für ihr sinniges Spiel bereit. Der duftige Musselinrock — silbergrau uud goldiggelb — der vom perlenblitzenden Gürtel bis zu den von goldenen Spangen umfaßten Knöcheln in leichten Falten fiel, würde ihre Bewegungen nicht hindern, wenn sie dem schwimmenden Lämpchen, das noch mit unbeweglicher Flamme in ihrer Rechten ruhte, springend und watend folgten und dies leuchtende Fahrzeug mit dem langen Zweig bugsierten, den sie in der Linken hielten.

Noch einen Augenblick, und beide Lämpchen tanzten fröhlich auf dem Strom dahin. Mahamaya und Nimbavati folgten ihnen, bald am Grasufer laufend, bald von Stein zu Stein springend, bald plätschernd ins Wasser tretend — bald lachend, bald fluchend; nun einen kleinen Angstschrei ausstoßend, wenn eine Lampe, von einem Strudel gefaßt, sich im Kreise drehte; nun einen Jubelruf ertönen lassend, wenn es ihnen gelang, mit der langen Rute ein in den Schilfen hängen gebliebenes Leuchtschifflein wieder flott zu machen

in fortwährender Spannung, noch aufgeregter als zwei spielende Kinder: galt es doch das Glück!

So ging es eine Zeitlang, und schon konnten sie die Ausmündung in den See offen vor sich sehen — da teilte sich nach links ein Seitenarm ab, der, bald schmal und reißend, bald breit über Kies sich ergießend, zwischen Gebüsch und Gestein sich buchtend zu verlaufen schien; und das schwimmende Lämpchen Mahamayas nahm diesen wenig versprechenden Weg, während das milchschwesterliche nach einigem Besinnen auf dem Hauptstrom seewärts schoß, von der jubelnden Nimbavati begleitet.

Mit Angst und Mühe bugsierte Mahamaya ihr feuerbeflaggtes Fahrzeug weiter, und schon öffnete sich auch ihm nicht gar zu weit entfernt das freie Meer, als es von bösen Geistern, in der Gestalt einiger herabhängenden Zweige, am anderen Ufer gefangen genommen wurde. Mahamaya sprang auf einen Stein hinaus, von wo aus sie zwar mit der Spitze ihrer langen Rute das gefährdete Glücksschiff gerade erreichen, nicht aber befreien konnte. Schon war sie daran, ins Wasser hinunter zu steigen und hinüber zu waten, als etwas geschah, das ihr wie ein Wunder vorkam.

Aus dem dichten Schatten einer Tamarinde sprang eine glänzende Gestalt in den Strom hinaus, war mit ein paar Schritten am anderen Ufer, löste vorsichtig das Lämpchen aus dem Netzwerk der Zweige heraus und setzte es ebenso behutsam mitten auf den Strom, der es sofort mit sich von dannen führte.

Mahamaya vergaß aber gänzlich, ihrem Glücksschifflein nachzusehen, so sehr war ihr Blick von dieser fremden Gestalt festgebannt.

Es war ein Mann in Rüstung — aber in welcher Rüstung!

Wenn Mahamaya einen vollbewaffneten Krieger gesehen hatte, dann war es ihr immer vorgekommen, als gewahre sie ein metallenes Gehäuse, worin — wie eine Schnecke — ein menschenartiges Wesen stecke, dessen einzige Bestimmung es sei, auf Befehl des Fürsten zu töten und sich töten zu lassen. Aber diese Rüstung schmiegte sich, von den Schultern bis über die Hüfte hinunter, so biegsam an die Haut wie diese an die Muskeln, deren lebendiges Spiel bei jeder Bewegung sichtbar war. Um die Schenkel aber

fielen lose Riemen, und das Wasser, das ihm um die Knie schäumte, bewegte sie, als ob weiße Nymphenhände mit ihnen ein neckisches Spiel trieben. Ja, selbst der blanke Helm schien belebt, trotzig erhob er seinen Kamm, um den Krieger noch höher zu machen, und schob einen gesichtartigen Schirm hervor, damit die Augen aus seinem Schatten heraus wie Sterne leuchten könnten — und schob ihn auch nicht weiter hervor, weil die vollen Lippen aus dem krausen Bart heraus im Mondlichte feucht glänzen sollten.

Also stand diese Erscheinung vor ihr: ein Krieger und ein Mann — wenn auch kein irdischer — so lebenstrotzend, daß er selbst das Toteste und Starrste, was er anhatte, mit seinem Leben durchdrang.

Wie lebhaft war aber erst sein Lächeln, als die Lippen sich nun öffneten und sprachen: —

— Eine Apsara bist du wohl, du Schwellgliedrige, Schönbrauige, vom Himmel herabgestiegen, um auf unserer Erde zu spielen. Denn zu dieser Stunde liegen ja die Menschentöchter schlafend auf ihrem Lager.

Mahamaya vermochte kein Wort hervorzubringen.

— Und habe ich gar dein Spiel gestört, als ich dir helfen wollte, du Juweläugige? Was war's mit dem schwimmenden Lämpchen? Soll es dir das Glück senden?

— Es hat mir das Glück gebracht.

Mahamaya hauchte die Worte kaum hörbar aus und schloß die Augen, um dies strahlende Bild gleichsam ganz in sich zu verschließen.

Dann schwankte sie.

Und sofort fühlte sie sich von zwei starken Armen umfaßt und emporgehoben und aus dem Mondschein in den tiefsten, duftgesättigten Schatten hineingetragen ...

Am folgenden Tage weilte Mahamaya mit ihren Frauen im Taubenhof, wo der Abrichter seine beflügelten Scharen vorführte. Die Fürstin folgte nicht eben sehr aufmerksam den Künsten, welche

Apsara: Himmelsnymphe.

die Tauben, dem Stab und den Rufen des Abrichters gehorchend, in ihren lustigen Reigen tadellos ausführten. Auf der Ruhebank zurückgelehnt sprach sie leise mit Nimbavati, die sich über sie vorneigte, und in deren geduldiges Ohr sie die Lobpreisungen ihres Helden ergoß.

— Und wer er war, woher er kam — das hat er dir nicht gesagt? fragte Nimbavati.

— Brauchte er denn das, o du Törin! Rama war es, Krishna, Vishnu selber — wer sonst hätte wohl so herrlich erscheinen können, in solcher goldigen Himmelsrüstung, wie ich dir beschrieben habe. Aber ach! wie soll ich ihm nun wieder begegnen? Liebste Nimbavati! du mußt Mittel finden, daß wir wieder heute nacht dort hinuntergehen können, denn gewiß erwartet er mich an derselben Stelle.

— O, das ist nicht nötig, versetzte die schlaue Milchschwester, und würde nicht einmal das Rechte sein. Wenn dein Liebhaber wirklich Vishnu ist — und wer könnte daran zweifeln? — dann brauchst du nur die heutige Nacht auf der obersten Terrasse des Schlosses zuzubringen, gleich jener Königstochter, die der Weber in Vishnus Gestalt besuchte, wovon du wohl gehört hast.

— Nein, davon habe ich nie gehört, sagte die Fürstin. Wie war denn das?

Und während sie aus einer goldenen Schale mit der Hand Reiskörner schöpfte und sie den Tauben hinwarf, die augenblicklich eine Ruhepause hatten und um sie herumtrippelten, lauschte sie lächelnd der Erzählung Nimbavatis.

Jener Weber hatte sich in die Königstochter verliebt und siechte vor Sehnsucht und Verzweiflung dahin. Nun war aber sein bester Freund ein Stellmacher, ein Meister in seiner Kunst. Dieser versprach Rat zu schaffen. Man wußte, daß die Königstochter während dieser heißen Nächte auf der obersten Terrasse des Palastes schliefe, wo niemand hinauf konnte. Der Stellmacher verfertigte nun eine sehr künstliche Flugmaschine, in der Gestalt Garudas, des himmlischen Adlers, Vishnus Reittiers. Sie war so eingerichtet,

Rama und Krishna galten beide als Inkarnationen von Vishnu.

daß man sie in Bewegung setzen, lenken und stoppen konnte mittelst eines Keiles, je nachdem man diesen eintrieb, auszog oder seitwärts rückte. Auf diesen falschen Garuda setzte sich nun der Weber, prächtig angetan, einen Diskus in der Hand, ein Diadem auf dem Kopfe, bekränzt und Vishnu gleich an Aussehen, und fuhr nachts auf die Terrasse zur schönen Königstochter, die er nach dem Gandharven-Ritus ehelichte, ohne Vater und Mutter zu fragen, ohne Priester, ohne Vedaspruch und ohne Opfer. Als es nun später ruchbar wurde, daß sie dort von einem Liebhaber nächtige Besuche empfinge, hielten ihre Eltern heimlich Wache; da sie aber diese göttliche Gestalt durch die Luft kommen sahen, priesen sie ihr Glück und die Ehre, die ihrem Hause widerfahren sei.

— Hieraus ersehen wir nun auch, fügte Nimbavati hinzu, daß es Vishnus Art ist, auf diese Weise seine Auserkorene zu besuchen. Denn wie wäre sonst der Stellmacher auf diesen Gedanken gekommen? Wenn er sich gestern in einer bescheidneren Gestalt genaht hat, so geschah das offenbar, um dich zu schonen, damit du nicht zu sehr erschrecken oder wohl gar sterben solltest, wenn er sofort in seiner ganzen Majestät, auf Garuda reitend, sich dir offenbarte. Dir geziemt es aber, jetzt zu zeigen, daß du ihn wohl erkannt hast. Deshalb mußt du ihn unbedingt heute Nacht auf der Terrasse erwarten.

Mahamaya umarmte sie stürmisch und nannte sie die beste und weiseste aller Milchschwestern. Dann verkündigte sie sofort ihren Frauen, die Nächte seien jetzt so luftlos, daß sie in der vorigen Nacht gar nicht in ihrem Zimmer habe schlafen können. Sie sollten deshalb ihr Nachtlager auf der obersten Terrasse bereiten; erst wollte sie das elfenbeinerne Bett hinaufgetragen haben, dann bestimmte sie sich für das aus Sandelholz; sie bezeichnete ihnen auch, welche Kissen, Decken, Teppiche, Tischchen, Schemel und sonstige Geräte hinaufgeschafft werden sollten; und zwar müsse das alles sofort geschehen, als ob damit auch das Herankommen der ersehnten Nachtstunde beschleunigt würde.

Gandharven-Ritus: Gandharven sind himmlische Genien.

Als sie sich dadurch etwas beruhigt hatte, ließ sie wieder den Taubenabrichter die Vögel einige Künste machen und war mit ihrem Lob nicht karg. Sehr bald hatte sie jedoch keinen Blick mehr dafür, sondern fing wieder an, Nimbavatis Ohr mit dem Preis ihres Glücks als Vishnubraut zu belästigen. Dabei entblößte sie ihre Brust und betrachtete das Perlenmal, das der Geliebte ihr zum Seingedenken mit den Zähnen eingeprägt hatte. Dadurch wurde ihre Sehnsucht zu solcher Glut angefacht, daß ein Tränenstrom sich vergebens bestrebte, sie zu löschen. Die Fürstin erklärte ihrer Milchschwester, daß sie es gewiß nicht bis zur Nacht aushalten würde: ihr göttlicher Liebhaber müsse sich ihrer erbarmen und sich ihr schon früher zeigen, damit sie durch den Anblick neue Kräfte schöpfe, denn sie fühle sich schon jetzt einer Ohnmacht nahe.

Die fügsame Nimbavati zögerte nicht, sie in dieser Hoffnung zu bestärken.

– Wir wollen uns sofort ein Zeichen geben lassen, sagte sie. Wenn die weißen Tauben am höchsten steigen, dann wirst du ihn jetzt bald erblicken. Steigt aber die blaue Schar am höchsten, dann mußt du dich freilich bis zur Nacht gedulden.

In diesem Augenblicke trat ein Zenanawärter herein. Fürst Narada ließe die Fürstin bitten, sich sofort in die Audienzhalle begeben zu wollen.

Nimbavati wurde so bleich wie Asche und verwünschte alle schwimmenden Lackshmilampen. Sie dachte nicht anders, als daß der Fürst von der nächtlichen Begegnung Kunde erhalten habe, und fühlte sich als Anstifterin des Frevels schon eingesackt auf dem Boden des Sees liegen.

Mahamaya wurde von solchen Befürchtungen nicht in Unruhe versetzt. Denn könnte Vishnu auch gar leicht auf seinem Garuda über den Taubenhof hinfliegen, um sie zu stärken, so war in der Audienzhalle schwerlich etwas von ihm zu erwarten. Sie versicherte der Milchschwester, daß sie so bald wie möglich zurückkehren werde.

– Und sieh', rief sie freudig, das Zeichen ist günstig: die weißen Tauben sind am höchsten gestiegen!

Als Mahamaya in die Audienzhalle trat, fand sie dort den gan-

zen Hofstaat versammelt. Neben dem Thron stand ein in goldener Rüstung herrlich glänzender Held.

Mahamaya blieb auf der Schwelle stehen und vermochte kaum einen leisen Aufschrei zurückzuhalten.

Narada aber nahm den Fremden an der Hand und führte ihn vor sein Gemahl.

— Begrüße, Mahamaya, deinen Schwager Ajatasattu, der uns wie ein von den Toten Auferstandener wiedergegeben ist. —

Ajatasattu hatte in der Tat in jener furchtbaren Schlacht bei Jehlam mehr als eine Wunde erhalten, war aber zusammen mit dem König Porus, der ebenfalls verwundet war, glücklich aus der Niederlage entkommen. Als nun König Porus dem Sieger huldigte, folgte Ajatasattu ihm ins Lager Alexanders. Das fremdartige Treiben hier, all das Neue und Überraschende, das ihm vor Augen kam, die Bekanntschaft mit Leuten einer anderen und, wie ihm vorkam, feinsinnigeren Bildung, der Umgang mit geprüften Kriegern, die unter fremden Himmelsstrichen so viel Merkwürdiges erlebt hatten, der bestrickende Verkehr mit den Javaner Frauen, von denen es im Lager wimmelte, blonde Frauenbilder, die aus Gold und Elfenbein gemacht schienen, vor allem aber die überwältigende und bestrickende Persönlichkeit des Welteroberers selbst: — all das berauschte den Abenteuer suchenden Prinzen so sehr, daß er sich nicht loszureißen vermochte. Auch wurde er bald der erklärte Liebling Alexanders. Dieser wollte unter den Indern ein Inder sein. Was nun aber in sein Lager zusammengeströmt war, kam fast alles aus dem Indus- oder dem Fünfstromland. Unter denjenigen aber, die aus dem eigentlichen Indien hergeeilt waren, war Ajatasattu der einzige Prinz aus einem Fürstenhause; die anderen waren nur einfache Krieger oder gehörten sogar den niedrigsten Kasten an, wie der später so berühmte Chandragupta. Hier war nun aber ein echter indischer Fürstensohn, der ihm von den wunderbarsten selbstgeschauten Dingen erzählte — wie von edelsteinstrotzenden, von Schlangen geschützten Felsengrotten — und der ihm versicherte, er würde von den Indern als der Avatar Vishnus, der wiedergeborene Rama, angebetet werden.

Als nun der große Eroberer, anstatt solchen schmeichlerischen Träumen nachzugehen, den eindringlichen Vorstellungen seiner Feldherren und dem Murren seiner Krieger nachgeben mußte und nach Persien zurückzog, trieb sich Ajatasattu jahrelang an den kleinen Höfen im Induslande und im südlichen Pendschab herum in der Hoffnung, in diesen bewegten Zeiten selbst irgendwo die Macht an sich reißen und ein eigenes Reich gründen zu können. An jedem solchen Hof befand sich damals eine einheimische und eine javanische Partei. Ajatasattu schloß sich überall der letzteren an, um durch ihre Hilfe emporgehoben zu werden. An einem Orte aber wurde die Verschwörung schon in ihrem Anfange entdeckt; am anderen freilich ging alles nach Verabredung bis zum entscheidenden Streich bei einem abendlichen Fest: bei dem verzweifelten Kampfe im Palastgarten aber behielten die Getreuen die Oberhand, und Ajatasattu kam nur mit dem nackten Leben davon. Da er nun wohl einsah, daß sein Stern ihm in diesen Gegenden nicht leuchtete, eilte er, ohne irgendwo den mindesten Aufenthalt zu machen, Tag für Tag weiter wandernd, seiner Heimat zu.

Die Nacht brach an, als er sich noch mitten im felsigen Hügelland nördlich von seiner Vaterstadt befand. Er kannte diese Gegend nicht genau; da er aber das Rauschen eines Baches in der Nähe vernahm, meinte er, er brauche nur diesem zu folgen, um sein Ziel zu erreichen. Dies war freilich anfangs mit großen Schwierigkeiten verbunden. Als aber der Vollmond aufging, wurde der Abstieg ihm bedeutend erleichtert, und endlich sah er zu seiner nicht geringen Freude den See vor sich glitzern. Erschöpft vor Müdigkeit streckte er sich im tiefen Dunkel einer Tamarinde, und schon umnebelte der Schlaf seine Sinne, als er hinter sich freudige Mädchenstimmen vernahm. Sofort war jede Müdigkeit wie weggeblasen. Er lauschte gespannt wie ein Jäger beim Annähern der Beute, bereit ein Liebesabenteuer, wenn es sich ihm hier plötzlich darbot, an der Stirnlocke zu fassen. Dieses blieb ihm denn auch, wie wir wissen, nicht aus.

Narada nahm seinen Bruder mit der herzlichsten Freudigkeit auf. Wenn Ajatasattu als einziges Besitztum aus seinen langen

Irrfahrten die prächtige Rüstung mitbrachte, die ihm der Welteroberer selber zum Abschied geschenkt hatte, in der er aus dem nächtlichen Gemetzel geflohen war, um dann später in diesem Anzug Mahamaya als ein Wesen aus der Himmelswelt zu erscheinen, so ließ die Großmut seines Bruders, der ihn um jeden Preis seine Enttäuschung vergessen lassen wollte, ihm bald Reichtum und Besitz in reichstem Maße zuteil werden.

Jenes ehebrecherische Liebesglück, das von der schwimmenden Lackshmilampe eingesegnet war, führte nun ein lichtscheues, aber üppiges Dasein, gleich dem giftigen Nachtschatten im Dunkeln wuchernd und glühend. Mahamaya vergaß gänzlich enttäuscht zu sein, weil ihr Liebhaber nicht Vishnu war; und konnte er nun auch nicht auf dem Adler reitend sie nachts auf der Terrasse besuchen — was unleugbar eine große Bequemlichkeit gewesen wäre — so gelang es doch der unermüdlichen und unerschöpflichen Schlauheit Nimbavatis, immer neue Gelegenheiten herbeizuführen, bei welchen die Liebenden sich völlig unbemerkt trafen. So regte sich denn auch kein Verdacht, obwohl die heiße Ungeduld Mahamayas oft genug die Vorsicht zur Seite werfen wollte und der guten Milchschwester ihre Aufgabe nicht gerade erleichterte.

Aber dieser Liebesgenuß vermochte das stürmische Herz des Prinzen keineswegs zu erfüllen. Die Pläne, die er im fernen Westen hatte aufgeben müssen, warum sollte er sie hier im Heimatland nicht verwirklichen? Lagen doch die Verhältnisse, wie er sehr bald entdeckte, noch unendlich günstiger hier. Zwar eine javanische Partei gab es am Hofe nicht, dafür aber war die Herrscherin selbst seine Sklavin, bereit, ihm mit jedem Mittel zu dienen. Ihre Macht über die Männer war unbegrenzt, so unbegrenzt, daß es ihr sogar gelingen mußte, sie ihrem erklärten Liebhaber dienen zu lassen. Dann waren die Brahmanen von der größten Unzufriedenheit mit seinem fürstlichen Halbbruder erfüllt; sie knirschten mit den Zähnen vor Wut, weil dieser den Orden des Buddha, besonders die unter der Führung der frommen Isidasi stehenden Nonnen auf das entschiedenste begünstigte, ja, ihnen seine ganze Huld schenkte. Mit Ingrimm und Entsetzen sahen die Priester die Opfergaben in immer

geringeren Mengen herbeifließen, und die Zukunft schien ihnen mit dem völligen Verlust ihrer althergestammten Größe zu drohen. Aber auch die Krieger waren wenig zufrieden, da unter dieser Herrschaft keine Aussicht auf einen Feldzug war, und der Fürst nur darauf bedacht schien, Kanäle und Hospitäler zu bauen. So schäumten sie vor Ungeduld wie feurige Pferde, denen die Bahn verschlossen ist. Ajatasattu schloß sich nun immer mehr allen Unzufriedenen an, und sein Hauspriester, der ebenso fanatische wie gewandte Bharadvaja, war unermüdlich, die Beziehungen immer mehr zu befestigen und zu erweitern.

Eine scharfe Anspornung erhielt der Ehrgeiz des Prinzen durch die Nachricht, daß sein alter Gefährte und Nebenbuhler in der Gunst des Welteroberers, Chandragupta, im Pataliputra im Osten die Herrschaft an sich gerissen hatte, wie es schien durch eine ähnliche Hofumwälzung wie die, an denen er sich selbst schon ein paarmal ohne Erfolg beteiligt hatte. Wenn er aber Chandragupta recht kannte, dann würde dieser rastlose Emporkömmling sich nicht damit begnügen, sondern bald seine Nachbarn mit Krieg überziehen. Möge er auch damit nur Erfolg haben! Hatte er nur erst selber die Herrschaft hier an sich gerissen, dann würde er mit Chandragupta natürlich zusammenstoßen, und wie sollte ihm dieser — ein Çudra — widerstehen können? Alles, was Chandragupta sich gewann, müßte dann an ihn fallen, und warum sollte er sich nicht ganz Indien unterwerfen?

Mit solchen hochfliegenden Plänen berauschte sich Ajatasattu, denn der Geist des fremden Eroberers hatte es ihm angetan.

Aber ein Hindernis stand noch unerschütterlich zwischen ihm und solchen glänzenden Aussichten. Dies Hindernis war Mahimsasa.

Von ihm hatten alle diese Krieger, die jetzt zu Ajatasattu als zu ihrem Führer emporblickten, einstmals das Waffenhandwerk gelernt; ihre Wunden wie ihre Beute hatten sie unter seiner Leitung gewonnen. Sie waren gewohnt, seinem geringsten Befehl unweigerlich zu gehorchen, ja auf den Wink seiner Brauen aufzupassen. Eins war sicher: solange sie seine Stimme vernahmen, solange der Blitz seines Adlerauges sie erreichen konnte, würde keine Krieger-

hand sich zu einer Tat erheben, die seinem Willen entgegen war. Tag und Nacht sann deshalb Ajatasattu darüber nach, wie er den greisen Feldherrn beseitigen könnte. Vergebens wollte er seinen Bruder dazu verleiten, Mahimsasa in irgendeinem wichtigen Auftrag an einen Nachbarhof zu schicken. Der Fürst blieb dabei, der alte Feldherr solle Ruhe haben. So schien denn der einzige Ausweg der zu sein, Mahimsasa mit Gewalt aus dem Weg zu räumen, und das Herz des Prinzen wäre auch vor dieser Maßnahme nicht zurückgescheut.

Aber auch hier schien ihm ein unüberwindliches Hindernis im Wege zu stehen. Mahimsasa war wie Açvatthaman im Mahabharatam durch seinen Edelstein geschützt. Freilich trug Açvatthaman seinen wunderkräftigen Stein in die Stirn selbst hineingefügt, wie eben jener Schlangenkönig den Schlangenstein getragen hatte; aber dieser verließ auch seinen jetzigen Besitzer nicht, wenn er auch nur an einem goldenen Stirnreifen befestigt war, und nicht nur feite seine Wunderkraft den Greis gegen Waffen, so daß er hiebfest war wie eine eherne Säule, sondern auch Gift, selbst wenn es durch das Essen beigebracht wurde, konnte dem Körper nichts anhaben, der immer von diesem Diamanten berührt und von seiner geheimnisvollen Kraft durchstrahlt wurde.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Kala Rama legte lächelnd das Manuskript auf den Tisch und sagte: — Sie sehen, was für Wunderkräfte damals dem Schlangenstein zugeschrieben wurden. Aber ich fürchte, daß er sie wohl zum größten Teil eingebüßt hat, wie denn auch nur ein schwacher Abglanz seiner Leuchtkraft noch vorhanden ist. Sonst würden wir uns allerdings freuen können, unserem Freunde, Sir Trevelyan, ein solches schützendes Amulett mitgegeben zu haben, wenn er, wie ich hoffe, in ein so wildes Land geht.

— Sir Trevelyan? In ein wildes Land? fragte Amanda verwundert und blickte Kala Rama an mit einem Ausdruck von Bestürzung, die sie nicht sofort zu bändigen vermochte — einem vielsagenden Ausdruck, den der Minister mit seiner Äußerung vielleicht gerade hatte hervorlocken wollen.

— Ja, Amanda weiß ja noch gar nichts davon, sagte der Professor.

— Nach Afghanistan, antwortete der Minister. Die englische Regierung hat ihn beauftragt, eine geheime Mission nach Kabul zu übernehmen.

Und er fing an, mit der größten Genauigkeit die politische Situation und seine Anschauungen darüber auseinanderzusetzen, als ob er zu einem alten Diplomaten anstatt zu einem jungen Mädchen spräche. Freilich hätte auch kein alter Diplomat seinen Ausführungen mit größerer Aufmerksamkeit folgen können, als dies junge Mädchen es tat.

Zehntes Kapitel

Auf gefährlichen Wegen

Um Gottes willen, Edmund! rief Arthur erregt, sobald die Tür sich hinter Kala Rama geschlossen hatte; — was soll denn das heißen? Hast du denn wirklich gar keine Ahnung, von wem dieser Mordanschlag ausgegangen ist? —

— Vielleicht hab' ich meinen kleinen Verdacht, aber —.

Edmund warf den Kopf zurück und machte eine Handbewegung, als ob er einen zu unbedeutenden Gegenstand zur Seite schöbe.

Sein Blick haftete sinnend an dem vor ihm auf dem Tische stehenden offenen Schrein, wo der Schlangenstein auf seinem Lager von weißer Seide lag und „leuchtete, funkelte und strahlte wie eine nach dem Tode genesene Seele" — aber (so wollte es ihn bedünken) nicht wie eine g u t e Seele: — tiefer, geheimnisvoller, zweideutiger, in dem fließenden Doppelschimmer seines grünen und goldgelben Scheines.

— Dies ist ein viel größeres und sonderbareres Rätsel, vielleicht auch ein gefährlicheres! Was bedeutet dies, daß Kala Rama mir den Schlangenstein schenkt? Was soll sein ganzes Betragen heißen? Verstehst du etwas davon?

Arthur zuckte die Achsel: —

– Wer kann Kala Rama verstehen? – eine Ausnahme, wie du sagst.

– Aber hat er uns durchschaut? Das ist die Frage! Ist er uns auf der Spur?

– Ich glaube kaum.

– Und die Geheimschrift, die er kannte?

– Gerade darum! Sie hat ihn ebenso überrascht wie uns und ist sicher nicht mit seinem Wissen hineingekommen.

– Das ist wahr – kein Zweifel, daß er überrascht wurde. Was soll man aber davon halten, daß er weiß, wer es geschrieben hat? Und vor allem, warum liegt ihm so viel daran, daß ich gehe?

– Warum nicht die allereinfachste Erklärung, daß er deinem Oheim recht gibt, und daß du eben von hier gehen mußt, um in Afghanistan zu sein?

Edmund schüttelte nachdenklich den Kopf.

– Das erklärt nicht alles. Sein Wort, daß ich doch hier nichts Wichtiges vorhaben könne, und sein Blick dazu – – –

– Nun, angenommen auch, daß er fürchtet, ein Liebesabenteuer wäre im Gange zwischen dir und der Rani – darauf schien mir sogar sein letztes Wort direkt zu deuten: daß „mancher Raja in dieser Beziehung jeden Thag beneiden könnte".

Edmund nickte.

– Das ist ja möglich, Edmund. Aber etwas Schlimmeres braucht er jedenfalls nicht zu argwöhnen.

Edmund ging mit hastigen Schritten hin und her wie einer, der mit sich selber nicht zufrieden ist.

– Jedenfalls war ich unvorsichtig, sehr unvorsichtig! Ich hätte mich sofort stellen müssen, als ob mir die afghanistanische Mission sehr willkommen wäre, als ob mich hier in der Tat nichts zurückhielte.

Edmund war kopfschüttelnd vor dem Schrein stehen geblieben, und sein Blick wurde wieder von dem seltsamen Schimmer des Steines gefangen genommen.

– Sein Geschenk wollte ich nicht annehmen, fing er an, in einem Ton, als ob er mit sich selber spräche. – Als ich mich weigerte, war es mir, als hörte ich seine Stimme antworten: Sie sind zu

zartfühlig, um mein Geschenk anzunehmen, aber nicht, um mir meinen ganzen Besitz abzunehmen. Einen Diamanten können Sie von mir nicht annehmen, aber mein Lebenswerk können Sie im Bunde mit unwissenden Brahmanen umstürzen, das Gastrecht mißbrauchen, um eine Verschwörung anzuzetteln und die höchste Macht an sich zu reißen.

– Ich denke, es war die Stimme des Gewissens.

Edmund lachte kurz auf und strich mit beiden Händen die schwarzen Haarmassen vom Halse zurück:

– Ganz recht. So nennen wir diese europäische Erbkrankheit. O wie hatte ich recht: ich bin noch lange nicht Asiate genug. Denke ich doch nicht einmal daran, wie unsere großen Vorfahren in England, den „blöden Heinrich“ in den Turm zu schicken! Dem guten Navina Pala Dhyan Singh soll kein Haar gekrümmt werden – er möge für den Rest seiner Tage sein Opium anderswo trinken, wo es ihm ebenso gut bekommen wird. Sobald der Handstreich gelungen ist, führt ihn Jang Kafur über die Grenze.

– So trafst du ihn? fragte Arthur lebhaft.

– Jawohl. Oben im alten Krishna-Tempel. Er haftet mir für das Leben des Raja, und ich darf ihm vertrauen; denn ich kenne den alten Haudegen von so vielen Eberjagden her, und eigentlich liebt er Navina Singh.

– Und verrät ihn.

– Nun, seine Wut ist gegen die Regierung Kala Ramas gerichtet, besonders gegen alle seine Neuerungen. Der brave Alte ist ein frommer Krishna-Anbeter und ganz in den Händen der Brahmanen. Besonders fürchtet er, daß sein Weib nicht seinen Scheiterhaufen besteigt und also auch nicht seine Seele nach dem Svarga führt, das Paradies, das er vielleicht von selber nicht so leicht erreicht, da er wohl manches auf seinem Gewissen haben mag. Auch ist er fest überzeugt, daß ich, mit dem Blut des Sonnenhauses in meinen Adern, ein noch besseres Recht auf den Thron habe als der jetzige Raja, der Nachkomme eines Emporkömmlings, eines Çudra.

Arthur blickte seinen Vetter mit einem ziemlich spöttischen Lächeln an.

— Zuletzt glaubst du noch selber, daß du nur dein Erbe nimmst.

— Nun, nach der Meinung vieler — —

— Die dabei ihre Rechnung finden.

— Ich finde meine, also —

— Freilich hast du früher nicht viel auf Stammbäume gegeben!

— Das ist wahr. Ich habe mit Shelley und Byron Pathos und Satire reimweise über die Aristokraten und alle adeligen Vorurteile ausgegossen. Auch muß ich sagen, daß unsere Eichen-Stammbäume mit den Wurzeln bei Hastings mir wenig imponieren; aber bei so einem vieltausendstämmigen Banyan-Stammbaum hat es doch seine eigene Bewandtnis. — Und wenn nach Goethes Mephistopheles „Blut ein ganz besonderer Saft" ist, so gilt dies wohl in erhöhtem Grade von Götterblut, fügte er scherzend hinzu. Ich spüre das als später Rama-Sproß.

— Jedenfalls bist du dem vielgeschmähten Warren Hastings Dank schuldig, weil er den tapferen Oberst Trevelyan in diese wilden Gegenden schickte, wo er eine Begum ehelichte.

— Zum tödlichen Ärger seiner ganzen hochkirchlichen Familie! Gott hab ihn selig, den alten Großpapa! Ich seh ihn noch vor mir mit seinem nußbraunen Gesicht und den silbernen Brauen und Schnurrbart — wie vergnügt konnte er lachen, wenn er mich auf seinem Knie reiten ließ: „Jetzt heißt's aber sattelfest sein, Ed! jetzt reiten wir mit den Rajputen auf die Sauhatz." Ja freilich sind wir Warren Hastings Dank schuldig.

— Wir? rief Arthur in mehr als fragendem Ton, mit einem finsteren Blick vor sich hinstarrend.

— Ich denke, du hast dich auf die Barke eingeschifft, die Cäsar und sein Glück trägt.

— Leider ja — und doch — —

— Was „leider" und „doch"! Mann, sei doch nicht ein halber Kerl, der will und doch nicht will.

— Dies habe ich nie gewollt, wahrlich dies nicht. Du denkst

Begum: Hinduprinzessin.

wohl gar, ich hätte mich mit dir eingeschifft, um an der Beute des Abenteuers teilzunehmen?

— Oder einfach aus Lust am Abenteuer selbst, wie ich es an deiner Stelle getan hätte. Und warum denn auch sonst? Habe ich dich gezwungen oder überredet? Ich zog dich ins Vertrauen, als es nur noch ein Liebestraum war . . .

— O damals, als du auf der Veranda bei einer Zigarre abends mir dein Herz ausschüttetest, ja, da hatte das ein ganz anderes Aussehen — wie konnte ich ahnen, wozu das führen würde? — und was war es? Ein Nichts, ein flüchtiger Blick —

— Ja wohl, nur was beim Lüften des Schleiers mir entgegengeblitzt hatte — ein Blick — ein „Augenblick"! Ja, aber das genügte! War es mir doch, als starrte mich die Nacht mit Sternenaugen an — die Liebesnacht — o mehr, weit mehr noch: die Weltennacht der Vergangenheit, aus der die Zukunft tagt, das Dämmerlicht dieser trüben Gegenwart, in dem ich bis jetzt hingelebt hatte, mit Flammenglut verscheuchend — so traf es mich damals.

— Es war die Stimme des Bluts, warf Arthur fast nachlässig hin, meinetwegen auch gerade der indischen Blutstropfen, die in deinen Adern rinnen.

— Ja, es war ihre Stimme, sagte Edmund, sich in den Stuhl zurückwerfend, ich weiß es, ich fühle es — so traf damals der Blumenpfeil des Liebesgottes das Herz meines Ahnherrn, geschickt von „der Schön-Brauigen", der Rajatochter. Ein solcher Blick gab mir das Leben, mir, der ich damals noch im weiten Reiche des Ungeborenen, Ahnungslosen schlief — — — und wahrlich, jetzt wieder gibt er mir Leben und weit mehr: die edlere Zwillingsschwester des Lebens, die Liebe — Liebe, wie sie niemand im trägen Westen sich träumt, und Macht, wie sie nur im Morgenlande wächst.

— Wenn es nur wenigstens bei der ersteren bliebe, rief Arthur, erregt aufspringend. Auch das wäre schon schlimm genug: das Weib des guten Fürsten, der dir Gastrecht gewährt, zu verführen! — — Doch daß nun auch dieser Brahmane mit seiner Priesterschlauheit dich gleich durchschauen muß und auf dieser Liebe sein frevelhaftes

Ränkespiel aufbaut, daß es gar zu einem Verbrechen kommen muß — — —

— Verbrechen — nun, wenn ein Wort dich kopfscheu macht —!

— Ein Wort, wiederholte Arthur und trat fast drohend vor ihn hin. — Keine Stunde ist vergangen, seitdem du selber sagtest, Kala Rama habe dieses kleine Land durch seine Lebensarbeit emporgehoben — — — oder war das vielleicht satirisch gemeint?

— O nein, nein, er hat vieles vollbracht, das erkenne ich an.

— Der Name Kala Rama ist nicht nur in Indien berühmt; die englische Regierung, ja, jeder Gebildete in England —

Ein übermütiges, knabenhaftes Lachen seines Vetters unterbrach ihn: —

— O das ist ja noch das Beste von allem! Ich denke, meinen Onkel, Lord Pembroke, wird der Schlag rühren, wenn er hört, daß ich, anstatt nach Afghanistan zu gehen, den großen Kala Rama, der wegen seiner Verdienste für die Kultur nächstens für den Hosenbandorden in Vorschlag kommt, — abgesetzt habe.

— Abgesetzt — und — kein Haar auf seinem Kopf gekrümmt? fragte Arthur mit schauderndem Stimmklang.

— Gewiß nicht, antwortete Edmund ernst.

— Leicht gesagt, meinte Arthur. Wie willst du das verhindern? Glaubst du, Kala Rama ist der Mann, um ruhig zuzusehen?

— Er wird gar nicht in die Lage kommen zuzusehen, dafür ist schon gesorgt; und zwar wird es gerade deine sehr friedliche Rolle bei der Sache werden, dies zu überwachen.

— Meine Rolle? Ich sollte Kala Rama gefangen nehmen?

— Schützen sollst du ihn, lieber Vetter.

— Nenne es schützen, es bleibt doch —

— Nein, wirklich und wahrhaftig schützen. Deshalb habe ich ja dies für dich ausersehen, etwas das du mit dem besten Gewissen tun kannst und wo du mir noch von dem größten Nutzen bist; denn ich gestehe, daß, wenn etwas Ernstes dem Minister zustoßen sollte — na, daran wollen wir gar nicht denken, das wird eben nicht geschehen, so wie das jetzt geordnet ist. Komm, Arthur, setze dich nun ruhig hierher und höre mich an.

Etwas widerwillig nahm Arthur auf dem Stuhl Platz, den Edmund ganz nahe an den seinen hingerückt hatte, so daß er seine Stimme nicht zu erheben brauchte.

— Wenn es morgen abend hinlänglich dunkel ist — doch nein, zuerst die anderen Punkte der Ordnung nach, damit du ganz im Bilde bist. Jang Kafur, den ich also richtig an der Tempelruine traf, steht morgen abend mit fünfhundert Lanzen vor dem betreffenden Tor des Palastparkes.

— Welches Tor?

Edmund lächelte und tippte ihm vertraulich auf die Schulter.

— Gut gefragt, Mitverschworener! das ist nämlich gerade der schwierigste Punkt; das wissen wir noch nicht. Es hängt ja davon ab, an welchem Tor einer von unseren drei Vertrauten im Palast die Wache hält, und das wird erst im letzten Augenblick entschieden. Navina Singh ist zwar nicht mißtrauisch — dazu hat ihn das Opium zu sehr beruhigt; im höchsten Grad mißtrauisch aber sind diese alten indischen Palastgebräuche, denen immer routinenmäßig gefolgt wird. Die Rani muß uns das in der elften Stunde verraten. Gleichviel, Jang Kafur wird es vorher noch zur rechten Zeit wissen. Das Signal sowohl für ihn und für die anderen draußen, um in den Garten hineinzudringen, wie auch für die Mitverschworenen drinnen, um zu handeln, ist das Feuerwerk. Nämlich das Festprogramm ist dies, daß nach einigen Schaustellungen, Tänzen und so was, die unten im Garten stattfinden, der Raja mich auf der obersten Terrasse im Pfauenpavillon empfängt. Ich erreiche sie auf der großen, in mehreren Absätzen hinaufsteigenden Treppe, von der du wohl schon gehört hast. In dem Augenblick, wo ich die Terrasse betrete, geht nun, um mich zu begrüßen, das Feuerwerk los, und seine Raketen sind die Funken, die unsere Minen sprengen. Jang Kafurs Lanzen spazieren in den Park hinein, unsere Freunde drängen sich um den Fürsten zusammen —

— Um ihn zu schützen, schob Arthur mit spöttischer Miene hinein.

— Sehr richtig — und der Putsch ist da.

— Und Kala Rama auch. Er sagte selbst, er wollte bei dem Gartenfest anwesend sein.

— Wird er auch, aber an diesem Zeitpunkt schon nicht mehr; denn nun kommt dein Departement. Du weißt, daß das neue Schulgebäude, das Kala Rama der Stadt schenkt, fast fertig steht, und wohl auch, daß es von der Bevölkerung nicht gerade mit günstigen Blicken betrachtet wird. Du hast aber wahrscheinlich doch keine rechte Vorstellung davon, in welchem Grade der Pöbel in den letzten Tagen von den Brahmanen aufgewühlt worden ist, gerade in Beziehung auf diese neue Schule. In ihr werden die Kinder lernen, die Götter zu verleugnen, ihre Eltern zu verachten, alle guten alten Sitten mit Füßen zu treten, neue Sprachen anstatt der Muttersprache zu reden und was dergleichen mehr die Pfaffen dem Mob vorgelogen haben. Sobald es nun hinlänglich dunkel ist, wird die Schule von einem Pöbelhaufen in Brand gesteckt, die Flammen werden im Palastgarten deutlich sichtbar sein, und so gewiß wie wir beiden Bösewichter hier sitzen, wird Kala Rama keinen Augenblick zögern, sich dorthin zu begeben, um zu versuchen, was seine Autorität da wirken kann. Dort bist du nun mit mehreren unserer zuverlässigsten Leute, schützest ihn gegen die fanatische Volksmenge und führst ihn zu diesem Zwecke hierher, wo er in dem Zimmer des Professors ruhig lesen kann, während drüben im Park die hundertundsoundsovielste indische Palastrevolution hoffentlich ziemlich blutlos verläuft. Wenn also Kala Rama deine ganze Sorge ist — — —

— O durchaus nicht, rief Arthur, indem er aufsprang und den Stuhl zurückschob, um erregt hin und her zu gehen, — glaube das ja nicht! Die Sache ist böse, möge man sie wenden und drehen, wie man will.

— Nun, was soll denn dies in der letzten Stunde? Wenn dein Gewissen so zart ist, warum bist du denn mitgegangen? Meinetwegen doch nicht? da muß ich sehr bitten. Bei einem solchen Unternehmen heißt es: „Jeder für sich, und der Teufel für uns alle“ wie unsere Matrosen sagen.

— Wenn es nur nicht wird: „Jeder für sich, und der Teufel hole den Letzten“, wie wir Schotten sagen.

— So wird es nicht werden, wenn man das Herz am rechten Fleck hat. Bis jetzt glaubte ich, du hättest es. Jetzt seh' ich, es sinkt dir in die Hose, wenn es losgehen soll.

Der Appell ans Herz wirkte auf den jungen Schotten mit einer Macht, die ihm das Blut in die Wange trieb und es ebenso schnell wieder zurücksog, so daß er abwechselnd rot und blaß seinem Vetter gegenüberstand und den Atem nochmals tief holen mußte, bevor er sprechen konnte.

— Gerade weil ich ein Herz habe, und zwar auf dem rechten Fleck, mußte ich mitgehen. Und weil ich es habe, – verabscheue ich die Sache, zu der ich mitgehen mußte – so liegen die Dinge. Es war für mich: „In for a penny, in for a pound." Ich mußte nicht nur dein Mitwisser, sondern dein Mitschuldiger werden, oder von hier fortgehen. Letzteres hieße aber, Amanda verlassen, sie mitten in solchen Gefahren zurückbleiben lassen.

Edmund spitzte die Lippen und ließ durch einen leisen, pfeifenden Ton sowohl sein plötzliches Verständnis der Situation wie seine Überraschung verlauten.

– Ach so, die hat es dir angetan? Ihr habe ich es also zu danken? Denn offen gestanden, ich hätte deine getreue Schottennatur ungern an meiner Seite vermißt, in dieser Sache, wo ich von so vielem Verrat umgeben bin. Ja, ja, ein reizendes Mädchen, eins von den Geschöpfen, denen zuliebe man schon sein Gewissen ein wenig verkürzen kann.

– So? Ich meinte, du hättest sie kaum bemerkt, obschon du sie freilich länger kennst, als ich.

– Gewiß habe ich es, und wenn nicht früher, heute mußte ich sie wenigstens entdecken.

Das Gesicht Arthurs nahm einen etwas beunruhigten Ausdruck an.

– Heute? Wie so denn?

– Nun, kürzlich, als sie mich so plötzlich draußen auf der Veranda stehen sah, während ihr anderen alle durcheinander schriet, da konnte sie einen leisen Aufschrei vor Freude nicht zurückhalten, so daß ich mir schmeicheln darf, daß sie wenigstens einen kleinen Anteil an meinem Schicksal nimmt.

Arthur biß sich auf die Lippen.

– Ein Glück für mich, sagte er mit einem halb spöttischen Lächeln,

daß du nicht länger ein gefährlicher Rival bist; wenn du die Rani nimmst, kannst du doch nicht Amanda haben.

— Na, was das anbelangt — in Indien kann man alles.

— Edmund!

Die blitzenden grauen Augen und die in plötzlicher Wut zusammengebissenen Lippen seines Vetters ließen Edmund einen Schritt zurückweichen. Dann lachte er kurz auf.

— Nun, nimm's doch nicht gleich so tragisch, Mann! Denke ich doch nicht daran, dir in den Weg zu treten! Nur mit den albernen Konventionsgesetzen darfst du mir hier nicht kommen, als ob wir in Grosvenor-Square wären. Also gewinne dir deine deutsche Jungfrau, wie ich meine Rani.

— O, noch hast du sie gar nicht gewonnen, guter Edmund, und wer weiß, ob du sie gewinnst! sagte Arthur mit einem Blick, dessen freudiges Aufleuchten ein plötzliches Auftauchen einer vorher nicht gesehenen Hoffnung verriet. — Ja, wer weiß es? kaum daß du sie ein paar mal unter vier Augen gesehen hast — Blicke gewechselt, wenn sie auch orientalisch feurig sind, Worte zugeflüstert, mögen sie auch von indischer Dreistigkeit sein, was ist das schließlich? Mit einem Fremden kokettieren, das ist wohl auch für eine Cenanafrau etwas anderes als das, worum es sich hier handelt. Wer steht dir dafür, daß sie nicht im letzten Augenblick zurückscheut, die ganze Sache umwirft? Denn alles hängt doch nur an ihr. — — Ja, wenn du sie nur erst besäßest, sie bis zum Wahnsinn berauscht, zu deiner Sklavin gemacht hättest, aber noch gehört sie dir nicht — — —

— Nicht! rief Edmund, mit blitzenden Augen aufspringend; laß die Hoffnung fahren, Arthur! sie wird es tun!

Arthur starrte ihn ungläubig an.

— Sie wird es? — und morgen ist das Fest.

— Ja, und zwischen heute und morgen liegt die Nacht, eine indische Vollmondnacht, und eine ganz besondere dazu. Chandra Singh brachte mir die Mär: Ruinen ragen aus seichtem Wasser in verborgener Bucht empor. Nach uralter Sitte wird die Rani in dieser Nacht, wenn der Vollmond aus dem Waldesdunkel steigt, sich dorthin begeben, nur von ihrer Ayah begleitet, um Lackshmi

das Lampenopfer zu bringen. Halb eine poetische Opferfeier, halb ein kindisches Spiel. Die Gabe der schwimmenden Lampe, — o, sie wird nicht vergebens werden, die Glücksgöttin wird sie erhören, Arthur.

Dem jungen Schotten entging der triumphierende Blick seines Vetters; unstet schweifte sein eigener am Boden umher. Er fühlte, daß seine letzte Hoffnung eine vergebliche war, daß diese nie rastende Tatkraft ihre Sache durchsetzen würde.

Aber eine plötzliche Gedankenverbindung eröffnete ihm eine neue Aussicht:

— Chandra Singh hat dir das Geheimnis verraten?

— Ja, auf der Jagd. Eine Mitteilung vom Oberpriester, der ja auch dafür zu sorgen hat, daß solche Opfer gelingen.

— Und man sagt, daß Chandra Singh selber die Rani liebt.

— Nun, ein sehr lustiges Gesicht schnitt er auch nicht dabei, wiewohl er's versuchte. Der Brahmane hat ihn eben unter der Knute, denn er ist so abergläubisch wie irgendein altes Weib.

— Edmund! dann ist der es, der die Thags im Hinterhalt gehabt hat.

— Riechst du auch die Lunte, Brüderchen? Wenn er und sein sauberer Freund Pertab selber keine Thags sind, will ich gehängt sein — aber noch lange nicht erdrosselt! — Aber lassen wir die Lappalie!

— Du hast es selber nicht als eine Lappalie behandelt, als du Kala Rama den Romal gabst.

— O ho! siehst du nicht, was ich da für ein nettes Spielchen vor hatte? wenn bei ihm sich ein leiser Verdacht gegen mich regen sollte, was könnte dann geeigneter sein, ihn von der richtigen auf eine falsche Fährte zu bringen, als dieser Romal? Sind doch die Kali-Anbeter seine bittersten Gegner. Und mich wollen sie aus dem Weg räumen. Sieht das etwa danach aus, als ob ich gegen ihn etwas vor hätte? als ob ich mit seinem Feinde unter einer Decke steckte? Es konnte mir wahrlich nichts Bequemeres kommen als diese Thags.

Arthur blickte ihn etwas verdutzt an. Er hatte einen Augenblick

gehofft, daß dieser meuchlerische Mordversuch seitens der nächsten Verbündeten und geschworenen Anhänger geeignet wäre, Edmund von diesen zu trennen und von einem Vorhaben abstehen zu lassen, das, selbst wenn es gelänge, ihn mit neuen tödlichen Gefahren des Verrats umgab. Jetzt sah er, wie sehr er sich geirrt hatte, und konnte trotz seiner Mißbilligung nicht umhin, die Unerschrockenheit, das zähe Festhalten des Zieles, besonders aber die Elastizität zu bewundern, mit der sein Vetter selbst ein Attentat, das ihm auf ein Haar das Leben gekostet hätte, behende zu seinem Vorteil wandte und es unter die Mittel zu seinem Zweck eingliederte.

Edmund las seine Gedanken und klopfte ihm lachend auf die Schulter: –

– Nein, nein, Arthur! so lasse ich mich nicht abschrecken. Ich habe Tippo Sahibs Wort zu dem meinigen gemacht: „Lieber zwei Jahre als Tiger leben, denn zweihundert als Schaf" ... Und nun mußt du mir ein zuckersüßes, abschlägiges Schreiben an unsern guten Onkel Archibald aufsetzen. Ach, nimm auch diesen Schatz mit, fügte er hinzu, indem er den Deckel des kleinen, silbernen Schreins zumachte – und schließe ihn in den eisernen Schrank ein. Ich mag mich nicht länger von dem Ding anglotzen lassen.

Elftes Kapitel

Othello und Desdemona

Als Arthur das Zimmer verlassen hatte, war es, als ob eine Maske vom Gesicht Edmunds fiele. Die lebhafte Energie, die wagemutige Unternehmungslust, die freudige Siegeshoffnung verschwanden, sobald er allein war und sich in den Sessel sinken ließ. Mit nachlässiger Hand fing er mechanisch an, in den die Tischplatte bedeckenden Papieren zu kramen.

Ein kleiner Brief fiel ihm in die Hand, dessen Handschrift ihm bekannt sein mochte, denn seine fast müden Züge überflog ein halb

wehmütiges Lächeln, wie bei dem plötzlichen Wachwerden alter Jugenderinnerungen.

Noch hielt er den ungeöffneten Brief in der Hand, als die Türe sich leise öffnete und Amanda in das Zimmer trat. Edmund blickte auf, mit einem gewöhnlichen Höflichkeitslächeln, das aber sofort herzlicher und wärmer wurde; denn ein seltsam gemischter Ausdruck, der, in dem klaren, festen Blick des Mädchens wie in einem Brennpunkt gesammelt, offenbar auf ihn zielte, ihn irgendwie anging, gab dem Reiz ihrer Züge, der durch das Gespräch mit Arthur ihm vielleicht mehr als sonst zum Bewußtsein kam, eine erhöhte Macht.

Er warf den Brief von sich und erhob sich – eine Bewegung, die sie mißdeutete.

– Ich fürchte, daß ich Sie störe, Sir Trevelyan, sagte das Mädchen, und ich möchte Sie nicht fortjagen. Ich suchte Sie gerade – ich sah, daß Ihr Vetter nach dem Kiosk hinunterging, und dachte, Sie würden allein sein.

– Was ich jetzt glücklicherweise nicht mehr bin, da ich eine so angenehme Gesellschaft genieße, sagte Edmund galant. Es war sehr freundlich von Ihnen, mich aufzusuchen.

Zwischen den Papieren gewahrte sein zufällig umherschweifender Blick einen lebhaften grünen Fleck, den Maroquinband von seinen Gedichten, die er ihr am Tage vorher gegeben hatte.

„Ah," dachte er, „sie ist von der Lektüre so ergriffen – welches Mädchenherz könnte auch meinem „Schatz des Piraten" widerstehen! – und konnte nicht länger warten, um mir ihre Bewunderung auszusprechen. Nun steht das arme Mädchen verlegen da und weiß nicht, wie anfangen."

– Setzen wir uns also, mein gnädiges Fräulein, und plaudern wir, begann er das Eis zu brechen.

Aber Amanda blieb stehen und schüttelte den Kopf.

– Ich habe Ihnen etwas zu sagen, das sobald wie möglich gesagt werden mußte. Ich muß Sie warnen.

– Warnen?

Das Gespräch schien eine wenig literarische Richtung nehmen zu wollen – und keine so angenehme, wie er sich es versprochen hatte.

— Ja, ich muß Sie fragen, Sir Trevelyan, ob Sie —

Das Mädchen stockte, und brennendes Rot übergoß ihr Gesicht; dann setzte sie resolut fort: —

— ob Sie sich auf irgendeine Weise die Feindschaft des Rajputen Chandra Singh haben zuziehen können.

Edmund stutzte sichtbar bei dieser Frage. Die freimütige Ableugnung einer solchen Möglichkeit, auf die Amanda im Geheimen gehofft hatte, blieb aus. Im Gegenteil, ob er auch mit Worten nichts gestand, meinte sie, es ihm ansehen zu können, daß er von dieser Feindschaft sehr wohl wußte. So war es denn so: sie waren Rivalen in der Bewerbung um die Gunst der Rani!

Ihr Herz pochte, und sie fühlte sich plötzlich so schwach, daß sie den angebotenen Stuhl doch annehmen mußte.

— Ich glaube nämlich zu wissen, daß Chandra Singh Sie tödlich haßt. Ja, ich muß noch mehr sagen — daß er heute nach Ihrem Leben getrachtet hat.

— In der Tat? rief Edmund. Aber gestatten Sie mir die Frage: woraus schließen Sie das?

— O das ist es gerade, was mir zu erklären so schwer fällt. Es ist ja eine schwere Anklage, und dafür soll man gute Gründe anführen können, und ich habe keine — nichts als Blicke und Mienen, die zwar mich selbst überzeugen, aber keinen anderen. Urteilen Sie selber, was es mich kostet, Ihnen davon zu sprechen. Welches Unheil könnte ich nicht damit anstiften, wenn ich mich irrte! Das ist es aber eben; ich weiß, daß ich mich nicht irre. Die schlecht verhehlte Freude des Rajputen, als Sie nicht zuhause waren, die überlaute Versicherung, daß keine Gefahr da sei oder sein könne, und dann, als Sie plötzlich draußen standen, der Blick voll Enttäuschung und Wut, den er mit seinem Vertrauten wechselte, mit dem kleinen, fast verwachsenen Mann —

— Pertab, meinen Sie.

— Ja, so nannte Herr Steel ihn. O ich weiß es, als ob ich es gehört hätte, sie haben Ihnen eine Falle gestellt, der sie nur zufällig entgangen sind, ohne sie auch nur zu bemerken.

— Bis auf den letzten Punkt sind Ihre Schlüsse vollkommen

richtig, Fräulein Eichstädt, antwortete Edmund ruhig, und machen Ihrem Scharfsinn die größte Ehre.

— Bis auf einen Punkt? wiederholte Amanda und starrte ihn fragend mit halbgeöffneten Lippen an.

— Ja, liebes Fräulein, ich bin Ihnen dankbar – mehr als das, ich bin Ihnen herzlich verbunden, weil Sie Ihre Beobachtungen nicht schüchtern bei sich behielten und auch wohl keinem anderen anvertraut haben?

Amanda schüttelte den Kopf.

— Tun Sie das auch nicht, bitte, lassen Sie das zwischen uns bleiben, und ich will Ihre Offenheit mit der echten, vollgewichtigen Münze bezahlen. Ja, Sie haben mir Gewißheit gegeben, wo ich nur Verdacht hatte, und das ist mir allerdings von der größten Wichtigkeit. O, die Falle habe ich recht deutlich verspürt.

Er erzählte ihr sein Abenteuer, nur etwas anschaulicher und dramatischer, als er es dem Minister berichtet hatte, wozu ihn wohl die anders geartete Zuhörerschaft aufmuntern mochte.

Amanda saß ihm gegenüber, den Arm, von dem der weiße offene Ärmel hinunterglitt, auf den Tisch gestützt – einen schönen, leicht gebräunten Arm von fast kindlicher Form, deren Linie vom Ellenbogen ab mit anmutigem Schwung, ohne Übergang am Gelenk in die Hand hinauflief, in welcher der etwas schräg geneigte Kopf mit dem kurzen Kinn ruhte, wie um eine feste Stütze zu haben, um unverwandt den Erzähler im Auge zu behalten, während die halbgeöffneten Lippen weiter zu fragen schienen und die Brust deutlich verriet, wie getreulich ihr Atem mit der Steigerung seiner Fährlichkeiten Schritt hielt.

Unter den vielen Spitznamen, die ihm der Byron-Shelleysche Kreis in Pisa beigelegt hatte, war Othello einer der beliebtesten gewesen. Nie hatte er sich seiner so würdig gefunden wie in diesem Augenblick. So mochte wohl Desdemona gesessen haben, als sie mit durstigem Ohr Othellos Rede verschlang, wenn er von manchem harten Fall sprach, wie er ums Haar dem droh'nden Tod entrann.

Und würde es auch weiter nach dem Texte gehen:
Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand;
Ich liebte sie um ihres Mitleids willen — ?

Nun — von Liebe war ja nicht die Rede. Bei ihm wenigstens nicht. Nur von einem eigentümlichen Interesse. Bei ihr freilich mochte es anders sein. Warum sollte sie nicht etwas in ihn verliebt sein? Die Natur hatte an Edmund nicht gerade ein Muster der Bescheidenheit erschaffen, und seine Lebenserfahrungen hatten ihn nicht gelehrt, von seiner Anziehungskraft dem schönen und schwachen Geschlecht gegenüber gering zu denken.

— Dieser Fremde hat Ihnen das Leben gerettet, sagte Amanda, als er endlich schwieg; und man hörte ihrer Stimme die tiefe innere Erregung wohl an. Und wer mag er wohl gewesen sein? —

— Weiß ich es? Jedenfalls ein wandernder Yogi, einer, den sie für einen Heiligen hielten. Nun, wer hinter dieser Bande steckte, erriet ich wohl, aber Ihre Beobachtungen haben mir Sicherheit gegeben. Liebes Fräulein Amanda, wie soll ich Ihnen danken?

Er nahm bei den letzten Worten Amandas Hand und drückte einen Kuß darauf.

— Danken? Nur dadurch, daß Sie vorsichtig sind und Ihre Freunde nicht in zu große Unruhe um Ihre Sicherheit versetzen.

— O jetzt bin ich gepanzert! Dank Ihrer Wachsamkeit wird Chandra Singh finden, daß er besser tut, mir solche Streiche nicht zu spielen.

Amanda erhob sich.

Es verdroß Edmund, daß dieses Gespräch schon zu Ende sein sollte. Das Interesse, das sein Vetter bei ihm für das junge Mädchen geweckt hatte, war vielfach gesteigert worden durch den scharfen Blick und Verstand, den sie so unerwartet zutage legte, vor allem aber durch den lebhaften Anteil an seiner eigenen Sicherheit, den sie dadurch verriet. Er sah sie ungern scheiden. Da bemerkte er wieder jenen grünen Fleck zwischen den weißen Papieren. Seine Gedichte! Richtig! hatte er doch gedacht, daß sie ihretwegen käme, und gewiß brannte sie auch darauf, von ihnen zu reden, um ihre Bewunderung auszusprechen; nur war das liebe Mädchen

eben zu scheu, um in dieses neue Gebiet hinüberzuspringen. Es wäre unritterlich gewesen, wenn er ihr nicht geholfen hätte.

– Ich sehe hier mein Buch liegen, das ich Ihnen gab, und darf mir wohl damit schmeicheln, daß sie sich mit meinen Gedichten die Zeit etwas vertrieben haben. Darf ich fragen, wie sie Ihnen gefallen?

– Was kann Ihnen daran liegen, meine Meinung zu hören? fragte Amanda offenbar ausweichend, aber ausweichend auf eine Weise, die der bescheidene Dichter gänzlich mißverstand: –

– O die Dichter leben vom Lobe der Frauenlippen.

Ein schalkhaftes, etwas mutwilliges Lächeln umspielte die Lippen Amandas, als sie erwiderte:

– Sie sind also so sicher, daß es Lob sein muß?

Edmund stutzte und antwortete mit einer galanten Verbeugung:

– Von solchen Lippen würde auch Tadel gern angenommen werden.

– Nun, da Sie es so wollen: ich lese lieber Lord Byron selber.

Edmund biß sich auf die Lippen; darauf war er allerdings nicht vorbereitet gewesen. Dann warf er Kopf und Haar zurück mit der ihm eigenen Bewegung, die sie so gern mochte: –

– O ich schäme mich durchaus nicht, meinen unsterblichen Freund zum Vorbild genommen zu haben.

– Brauchte es gerade in der Dichtung zu sein? Er endete mit einer großen Tat. –

– Und Taten schätzen Sie höher? Nun wohl, ich war mit ihm bei dieser Tat, wie Sie wissen, und Ihre Worte bringen mir unser letztes Zusammensein mit schmerzlicher Deutlichkeit in Erinnerung.

– Es tut mir leid, Sir Trevelyan, sagte Amanda mit aufrichtiger Teilnahme – wenn meine Worte eine unheilbare Wunde aufgerissen haben; es war gewiß nicht meine Absicht.

– Das weiß ich, und ich zeige es Ihnen dadurch, daß ich Ihnen von jener Abschiedsstunde erzähle. Sie sind der erste Mensch, mit dem ich davon spreche. Wir saßen nachts bei einer Flasche schwarzen Weins zusammen auf dem Achterdeck der guten Brigg Herkules,

die uns von Genua nach den Gestaden Griechenlands getragen hatte. Sie lag unter der hohen Felsenküste Kephalonias, und gegen den hellen Mondscheinhimmel zeichnete sich die Gebirgssilhouette Ithakas mit dem Einschnitt in der Mitte — wie ein versteinerter Hexameter dem Meer entsteigend. Am nächsten Morgen sollte ich nach Morea gehen, um persönlich die Verhältnisse dort zu untersuchen. „Wenn die Dinge sich zu einer Farce entwickeln, sagte Lord Byron, dann gibt es neuen Stoff für ‚Don Juan'; nehmen sie eine heroische Wendung, dann kriegt ihr einen neuen Canto von ‚Childe Harold'. „O wer weiß", sagte ich, „wenn wir uns wieder begegnen, ist vielleicht Griechenland frei und du bist sein König" — Und hätte er gelebt, so wahr ich hier stehe, er wär's geworden. Da lachte Byron und rief: „Dann, bei Jupiter, sollst du das Rajablut in deinen Adern wachrufen und dir eine Krone in Indien suchen, und dann wollen wir beide das Verseschreiben lassen. Wer würde Reime schmieden, wenn er herrschen kann!" So trennten wir uns; ich ging nach Morea und von dort nach Athen ...

— Und richteten sich dort einen Harem ein, um wie ein Türke — —

Amanda hielt inne, erschrocken über die Worte, die sie nicht hatte zurückhalten können, und deren bittere Ironie ihn wie ein Schlag traf.

Edmund trat einen Schritt zurück, und in seiner dunklen Gesichtsfarbe war das plötzliche Erröten sichtbar.

— Wie können Sie wissen? — Aber mit vor Wut heiserer Stimme fügte er hinzu: Hat Arthur Ihnen —?

— O Sie schreiben es ja selber, Sir Trevelyan, in einer Note.

— Richtig, das vergaß ich. Und lächelnd erfolgte die Frage: Vielleicht hat die Note Ihnen noch mehr als meine Gedichte mißfallen?

— Bewundern konnte ich es nicht gerade.

— Jedenfalls schloß ich bald genug meinen Harem, und ich lag nicht üppig gebettet in den acht Monaten, als ich mit meinem Freunde Odysseus die Höhle im Parnaß gegen die Türken verteidigte — und schrieb auch keine Verse. Diese schlechte Gewohnheit riß erst später ein.

Odysseus: griechischer Häuptling, ward in Athen vom Verteidigungs-Ausschuß ermordet.

Amanda sah ihn verwirrt an, überrascht durch diese unerwartete Frage.

– Ja, ich denke eben, wenn ich hinginge, möchte ich ihn doch mitnehmen; trauen Sie ihm ebenso viel Mut zu wie mir?

Amanda schwieg. Die Gedankenstriche der Brauen rückten einander näher, bei der stummen Erörterung dieses Problems.

– Vielleicht nicht ganz soviel Wagemut, aber genug, um Ihnen zu folgen.

– Das würde genügen.

– Sehen Sie, rief Amanda mit freudigem Aufblicken, Sie gehen! In Ihrem Herzen sind Sie schon entschlossen. Wie wird sich der gute Kala Rama freuen!

Edmund war im Begriff gegen diese schnelle Schlußfolgerung zu protestieren, besann sich aber noch rechtzeitig darauf, daß er auf sehr unvorsichtige Weise dem Minister gegenüber seine Weigerung ausgesprochen hatte, und daß er ja gerade eine Gelegenheit suchte, um den Eindruck, den eine so bestimmte Weigerung vielleicht zurückgelassen hatte, wieder zu verwischen.

– O nein, Fräulein Amanda, entschlossen bin ich noch keineswegs, aber sagen Sie ihm, daß ich es mir noch überlegen werde.

– Gewiß, das werde ich ihm sagen. Aber jetzt muß ich mich beeilen, die Rani erwartet schon meinen Besuch.

Zwölftes Kapitel

Aus alten Tagen

Edmunds Blick folgte ihr, als sie hinausging, und blieb an der Tür haften, die sich nach ihr schloß.

„Wie kommt es“, dachte er, „daß ich monatelang mit diesem Mädchen unter einem Dache lebe – von der See- und Flußreise gar nicht zu reden – und sie erst jetzt so recht entdecke? Welch’ Temperament, welch’ lautere Flamme der Begeisterung, des Idealismus – und welcher Eigensinn! Wie hübsch dazu, sogar schön,

besonders wenn sie so spricht. Bin ich denn blind gewesen? Nur geblendet, wenigstens in der letzten Zeit. Meine königliche Lotusrose – wie unnahbar auf abgrundtiefem Wasser schwimmend – hat meinen Blick so fest auf sich gezaubert, daß ich der Hyazinthe, die im Grase neben meinem Fuße wuchs, nicht achtete."

„Aber freilich heute mußte ich sie entdecken, wie ich dem guten Arthur sagte – armer Kerl, ob diese Blume wohl für ihn duftet? – es schien mir nicht, als ob sie sich viel um ihn kümmerte! – Ihr Aufatmen, der freudige, halb erstickte Schrei, als sie mich hier auf der Schwelle stehen sah, nachdem sie, wie ich jetzt weiß, in tausend Ängsten um mich geschwebt! – und wie huschten alle Schatten dieser Ängste über ihr Gesicht, während ich ihr jetzt alles erzählte, und wie reizend kleidete sie das – –!"

Edmund meinte den Grund gefunden zu haben, warum das Bild des jungen Mädchens ihn jetzt so mächtig erfüllte. Hätte er die Fähigkeit besessen, tiefer in sich zu blicken, würde er aber entdeckt haben, daß der eigentliche Grund ganz wo anders steckte. Daß ein junges Mädchen, mit dem er so lange tagtäglich zusammen gewesen war, für ihn sehr eingenommen sei, daß seine Todesgefahr ihr Innerstes in den ängstlichsten Aufruhr versetzen müsse, war für einen Mann mit Edmunds natürlichem Selbstbewußtsein und mit seinen Lebenserfahrungen etwas so Selbstverständliches, daß, wenn jemand behauptet hätte, Edmund könnte nicht durch ein paar Worte und Blicke die Zündstoffe in diesem kleinen deutschen Mädchenherzen zu hellen Flammen entfachen, er nur ein mitleidiges Lächeln für eine so naive Ansicht gehabt hätte. Über das Selbstverständliche regt man sich nicht auf: kaum daß man es beachtet. Aber dies Mädchen hatte sich nicht geschmeichelt gefühlt, als er nach ihrem Urteil über seine Gedichte fragte; sie hatte nicht mit schüchterner Verlegenheit einige Komplimente hervorgestottert, als er solche erwartete, ja fast herausforderte; im Gegenteil, sie hatte ihn an seinem empfindlichsten Punkt verwundet. Diese zarten, aber keineswegs nach dem Cupido-Bogen gezeichneten Lippen hatten nicht nur bebend vor Erregung ihn gewarnt – sie hatten auch, im Spottlächeln gekräuselt, ihm einen beißenden, fast epigrammatischen Sarkasmus ins Gesicht ge-

schleudert. Diese klaren, braunen Augen hatten nicht nur im Schatten seiner Fährlichkeiten ihre Leuchtkraft eingebüßt — sie hatten auch spöttisch sprühend über ihn gelacht — — —!

Das war etwas Neues. Dieser Stachel saß tief drinnen und nagte und reizte ihn auf — sowenig er sich das eingestehen wollte. Und dies war der nächste, wenn auch lange nicht der tiefste Grund, weshalb er sich jetzt unter dem Einfluß dieses Frauenwesens befand, und ihr Bild ihm nicht aus dem Sinn wollte.

Nach seiner Gewohnheit schloß er die Augen, um dies Bild deutlicher zu sehen.

Da stand sie wieder vor ihm, wie in dem Augenblick, als sie nach der Warnung weggehen wollte, und er sie mit seiner Frage zurückhielt. Jugendlich schlank war sie, aber die geschlossene und volle Kraft aller Formen zeugte davon, daß sie von einem tüchtigen Stock käme. Vor allem hatten ihre Schultern — weder schwächlich dreieckig abfallend noch viereckig stehend — jene harmonische Rundung, die man so selten findet — so recht ein Paar Schultern, um den Arm darum zu legen, und gerade in der passenden Höhe, wie Edmund jetzt fand, obwohl er sonst wohl noch höher gewachsene Frauen vorgezogen hatte. Vom vierschrötigen Vater hatte ihr Äußeres herzlich wenig; sie mußte ihrer früh verstorbenen Mutter ähnlich sehen, und aus irgendeinem unsinnigen Grund war es ihm angenehm zu wissen, daß diese von altem deutschen Adel gewesen. Er fand Rasse in diesem Gesicht, das jenen viereckigen Typus aufwies, den man in den Übergangsgebieten zwischen Europa und Asien trifft — nur daß hier die Kontur viel sanfter und feiner war, von einer durch und durch beseelten Linienführung, die im leichten und weichen Schwung des kurzen Kinns ihm um so mehr behagte, als das lange Kinn der typischen englischen Lady ihm immer langweilig vorgekommen war.

Ganz besonders aber wunderte er sich über ihre Augen, die ihm früher nie aufgefallen waren.

„Wie unkonventionell sind diese Augen“, sagte er sich. „Wenn es für uns ein unbestrittenes Dogma gab, war es dann nicht dies, daß zu einem schönen Frauengesicht lange, wie mit dem Pinsel ge-

zeichnete Brauen gehörten, wie bei der Haidée oder der Gulnare dort? Meine Griechinnen hatten das, und die Rani hier — der Pinsel etwas tief getüncht freilich, und in einem Strich geführt: — ein Adler, der über den Abgründen der Augen schwebt. Und hier nur zwei wohl getrennte, braune Gedankenstriche. Und sonderbar! gerade das gefällt mir nun: hinter diesen Gedankenstrichen stecken Gedanken!

„Und nun die Augen selbst! Groß sind sie nicht, aber wie leuchtend! Olivbraun — fast die berühmten „grünen" Augen der Spanierinnen. But, damn their eyes! die Südländerinnen haben nie diese lebendige Durchsichtigkeit — wie im Waldesschatten dahineilendes Wasser! Und vor allem der Ausdruck, wie sie mich so ansah, als sie mir ins Gewissen reden wollte und vom selbstlosen Dienen der Menschheit sprach. — Woran mich das nur erinnert — so lebhaft, so — — Es ist zum Verrücktwerden — es äfft und neckt mich! jeden Augenblick meine ich, die Ähnlichkeit ergreifen und mit Namen nennen zu können, und dann ist sie wieder entflohen — über die Schwelle der Erinnerung weg und verschwunden. Ähnlichkeit? aber ist es auch Ähnlichkeit? ist es nicht vielmehr — „Identität des Verschiedenen"? Woher kommt mir nun der Ausdruck angeflogen? Richtig, der Professor brauchte ihn kürzlich, als wir über die Seelenwanderungslehre sprachen: die Formel der Wiedergeburt: dasselbe in anderer Erscheinung. Gut! und was war denn die erste Erscheinung? woher kenne ich den Ausdruck dieses Blickes? —

„Nein! hol' mich der Teufel, ob ich jetzt länger in der Erinnerungswildnis nach einem Ähnlichkeitsspuk herumjagen will, wie der von Puck genasführte Lysander!"

Mit einer ungeduldigen Bewegung ergriff er den Brief, den er gerade hatte öffnen wollen, als sie hereintrat. Das Kuvert war „London" gestempelt; aber nicht nach der nebelgrauen Metropole der Themse rief der Brief ihn zurück, sondern nach der sonnigen Stadt am Arno, wo er unvergeßliche Jugendtage in der Gesellschaft zweier unsterblicher Dichter verlebt hatte, nach dem lieblichen, stillen, von der Größe verlassenen, in wehmütiger Schönheit ruhenden Pisa.

Der Brief war von der Witwe eines dieser Dichter – von Mary Wollstonecraft Shelley. Wie oft hatte er damals ein Billett mit dieser festen und doch so anmutsvollen Handschrift bekommen, das nur ein paar Worte enthielt: – „Wir sehen Sie doch heute?“ – „Kommen sie heute Abend?“ – wenige Worte – aber welche Verheißungen von neubelebenden, geistigen Eindrücken enthielten sie! Eindrücke, wie sie nur wenigen Sterblichen zuteil werden: denn das Gespräch dieses neunundzwanzigjährigen inspirierten Knaben, in dem der Genius der Poesie sich verkörpert zu haben schien, war mit den Improvisationen der größten Tonsetzer vergleichbar, von deren Zauber selbst ihre fertigen Meisterwerke kaum einen Begriff geben können.

Es schien ihm, indem er diese Schriftzüge erblickte, als ob er das schrille, fröhliche Pfeifen der Schwalben vernähme, die zur Abendzeit in solcher Menge über Pisas Quais kreisend hin und her schwirrten, wie er sie sonst nie gesehen hatte; daß er den kühlenden Hauch des Arno verspüre, dessen gelbe Fluten, mit dem Glanze der letzten Sonnenstrahlen in ihre Wirbel verwoben, unter der Marmorbrücke heranrauschten, worauf er stand; hinter ihm der im goldenen Abendlicht gebadete Lungarno Medizeo, in dessen Häuserkurve Palazzo Lanfranchis ernste, vom Geiste Michelangelos geprägte Fassade hervorleuchtete und ihm noch zu rufen schien. Das Echo seiner eisenbeschlagenen Türe war noch in seinem Ohr, die Kälte der großen düsteren Vorhalle in seinem Rücken und in seinem Sinne Lord Byrons prickelnde Konversation, die in dem „devilmay-care“ Stil seines „Don Juan“ mit allem zwischen Himmel und Erde und mit diesen selbst Ball spielte, und ihn immer unzufrieden mit sich selbst und mit seinem Dichterfreunde entließ. Doch das lag nun hinter ihm, und er hätte wie ein freigelassener Schuljunge vor Freude aufschreien mögen, als er nach Casa Frasi hinübereilte, wo in der kleinen, hellen Wohnung der Shelleys eine kongenialere Atmosphäre ihn erwartete, in deren Herzenswärme alle die Sympathien und Gefühle, die der „Pilger“ drüben im düsteren Palazzo als törichte Illusionen denunzierte, sich zur vollsten Blüte entfalteten. Er meinte den kleinen, geistsprühenden

Kopf des göttlichen Poeten vor sich zu sehen und das blonde, liebe Gesicht Marys, deren stiller Reiz in seinem ungestümen Herzen unvermerkt eine zarte Schwärmerei erweckte, die ihn später sogar dazu brachte, ihr seine Hand anzubieten, freilich nur um die Ablehnung zu erhalten: sie würde nie den Namen Shelley gegen einen anderen umtauschen.

O wie brachte jetzt der Anblick dieser Zeilen von der Jugendfreundin ihm jene goldenen Tage so lebhaft zurück, auf einmal so greifbar nahe und doch wieder so unendlich fern, als ob sie einem anderen Leben angehörten, — als wäre er hier in Indien wiedergeboren worden und sähe zurück auf ein Leben in Italien. Und wie reich, wie unbegreiflich reich schien ihm jetzt jenes Leben! Es war Liebe, Poesie, Freundschaft, Enthusiasmus, Begeisterung für die höchsten Ziele der Menschheit, für den Kampf der Licht-Geister gegen die Finsternis des Aberglaubens, für Recht und Freiheit — es war Jugend! ... Und einen Augenblick war es ihm, als müsse er den Kopf auf den Tisch legen und schluchzen, schluchzen in den melodischen Klagelauten, die ihm sein unsterblicher Freund, der Pilger, in jenem pompös-düsteren Palastraum vorgetragen hatte:

No more — no more — Oh! never more on me
The freshness of the heart can fall like dew ...

„Nein", murmelte er mit einer unmutigen Bewegung, wie um seine Träumerei abzuschütteln, „ein sentimentaler Konspirator, — das fehlte nur noch! Laß uns doch nun endlich sehen, wie es der guten Mary geht."

Der guten Mary ging es nicht sehr gut. Aber die edle, hartgeprüfte Frau hatte nur wenige Zeilen übrig für ihr eigenes trauriges Leben, für die Armut, in die der Haß ihres Schwiegervaters sie mit eiserner Hand hinunterdrückte. Was dann folgte, versetzte ihm mit einem Ruck wieder mitten in die Zeit zurück, von deren Traumpfad seine Gedanken sich soeben mit Gewalt losgerissen hatten.

„Dein letzter Brief, lieber Tre, enthielt einen Satz, der mir sehr lebhaft unsere ersten Pisaer Tage zurückrief, vielleicht die glücklichsten meines Lebens. „Da wir arm sind", schreibst du, „so sind die Reichen unser Erbe, und wir haben das gute Recht sie auszuplün-

dern und auf jede Weise auszunutzen." Nun, ist das nicht ein so gutes Beispiel, wie irgendeines der Paradoxen, womit du uns damals überraschtest, von jener Corsaren-Moral, über die sich Shelley zuerst empörte und dann lachte, während sie Albé auf das höchste entzückte. „Bei Jupiter, rief er, dieser Corsar ist noch verruchter als ich selber, ihm ist nicht einmal das Geld heilig." Aber er hatte unrecht, denn vieles war dir noch heilig, wofür er nur ein Achselzucken oder einen Witz hatte. Wenn ich an dich denke, wie du damals zwischen den beiden Dichtern hin und her pendeltest, da kommt es mir vor, als ob Shelley stets dein guter Genius gewesen wäre, und Byron nicht selten dein böser. Es will mich auch bedünken, als merkte man es dir später an, daß dieser gute Genius dich verlassen hatte. Ach, merkt man es doch uns allen an, daß er uns verlassen hat! Wie öde war es in unserem Kreis, sobald die Wellen des Mittelmeeres sich über ihm geschlossen hatten! Aber bedenken wir nur immer, daß es auf uns selber ankommt, ob er uns wirklich verlassen hat. Und du, lieber Freund, bist ja auf immer als sein Eigentum gestempelt. Was ich jetzt sage, würden viele als Blasphemie auffassen, du aber nicht: Es hat Heilige gegeben, die mit den Wundenmalen des Heilands stigmatisiert waren, und ein solches Mal hast du davon getragen in dem Augenblick, als du aus dem Scheiterhaufen das noch unversehrte Herz Shelleys rettetest cor cordis cordium! Als ich dir zum letzten Mal die Hand drückte, fühlte ich noch die Narbe jener alten Brandwunde, und ich sagte mir: d i e s e r wenigstens kann nicht untreu werden — kann nie jenem göttlichen Dichter und Propheten oder seinem Geiste untreu werden . . ."

Edmund ließ mit einem tiefen Seufzer den Brief in den Schoß sinken, und unwillkürlich suchte sein Blick ein großes Aquarell, das an der hinteren Wand des Zimmers hing: Die Bogenlinie einer flachen sandigen Küste mit unabsehbarem dichtem Pinienwalde, worüber blaue Berge ihre hier und dort weißlich glitzernden Gipfel

Albé, Spitzname Lord Byrons im Shelleyschen Kreise.
cor cordium (das Herz der Herzen) ist die Inschrift, die Mary auf Shelleys Grabstein setzen ließ.

erheben; im Vordergrunde, mitten auf dem Sande zwischen Wald nnd Wasser, flammt ein Scheiterhaufen, von einigen Männern umstanden; ein kleiner Zweimaster spiegelt seine weißen Segel in den blauen Fluten. Es war nur ein mäßiges Kunstwerk, offenbar mit großer Treue von Dilettantenhand hergestellt, aber das warme, fast glühende Licht, das von außen hereinströmte, verlieh ihm eine täuschende Wirklichkeitskraft, und der Scheiterhaufen, der, bei nüchternem Tageslicht gesehen, nur einige gelbe und rote Farbenkleckse war, schien jetzt Edmund so feurig zu lodern und zu prasseln, wie damals als Leigh Hunt die Weinlibation in seine Flammen goß und Byron über die Asche seines Dichterbruders homerische Verse rezitierte, während er selbst seine Hand wagte, um jenes heilige, wie durch ein Wunder bewahrte Herz den Gluten zu entreißen.

— Ihm treu, seinem Geiste treu! — — stöhnte er leise, ohne den Blick von dieser Szene wegwenden zu können.

Als er endlich wieder den Brief vornahm, war zu seiner Beruhigung die Fortsetzung, wie es schien, nur eine leichte Plauderei: Stadtklatsch und Neuigkeiten aus dem englischen High Life. „Kaptain Robert und seine Frau gingen nach Paris und ruinierten sich, so daß sie jetzt in Zurückgezogenheit in Nordengland leben müssen. Mrs. R. S. macht Bulwer den Hof, zur endlosen Eifersucht Mrs. Bulwers, und die ganze Stadt spricht von nichts anderem. Bulwer aber spielt den Liebenswürdigen seiner eigenen Frau gegenüber, die allerdings alle Mrs. R. S. in der Welt durch Schönheit weit überstrahlt. Er brütet jetzt über einem mystischen Roman und sagt: er beneide dich, weil du jetzt im alten Lande der Mysterien bist. Am Ende schreibst du auch einen jetzt? Weißt du noch, wie Shelley eines Abends in Casa Frasi, als du uns gerade ein paar Gedichte vorgelesen hattest, dich fragte, warum du immer Byrons Verse nachahmen wolltest. „Weil es leichter ist, sie nachzuahmen, als die deinigen", gabst du zur Antwort. „Warum überhaupt nachahmen", sagte er dann, „warum überhaupt Poesie? Du hast viel von der Welt gesehen, ich glaube, du solltest einen Roman schreiben."

Ein neues Licht wurde ihm bei diesen Worten plötzlich angezündet. Warum Byron nachahmen? Diese Worte Shelleys, waren sie

nicht auch die Amandas? Und war das die einzige Ähnlichkeit? Shelley war es ja, an den sie ihn erinnert hatte, ohne daß er sich darüber klar werden konnte, was es denn eigentlich war, das ihren Worten und ihrem Wesen einen solchen vertrauten Hintergrund gab. Shelley – sein guter Genius – wie er leibte und lebte, wenn er irgendeine ihm heilige Sache verfochten hatte. Ihr Auge – freilich hatte es nicht jene rehartige Größe und wilde Tiefe wie das des Poeten; aber sein Blick leuchtete mit derselben fast übermenschlichen Gradheit und Ehrlichkeit; in ihrer Stimme klang dasselbe echte Glockenerz der Begeisterung: „Wenn es jemand gegeben wird, der Menschheit zu dienen, Segen zu verbreiten und Greueltaten zu verhüten, und bliebe er selbst dabei auch ganz unbekannt, welch' seliges, erhebendes Gefühl müßte das sein!" Von wem hatte er wohl solche Worte vernommen, außer von Shelley allein? „Bei Gott, das Mädchen hat recht!" rief er erregt. „Bin ich deshalb der vertraute Freund zweier der größten Dichter der Welt gewesen, um selbst als ein mäßiger, vielleicht gar ein schlechter Poet zu denken?" Er nahm den kleinen grünen Band, der auf dem Tische lag, schlug ihn aufs Geratewohl auf, las einige Zeilen und warf ihn wie angeekelt wieder von sich.

Ja, Amanda hatte recht. Sie wollte nicht Verse, sie wollte eine Tat. Nun, die kann sie haben; aber welche? – hatte sie auch dort recht? Die Tat, an die er dachte, von der wußte sie zwar nichts, aber könnte ihr Urteil darüber zweifelhaft sein? Für eine ganz andere Tat war sie begeistert eingetreten. Hatte sie auch da recht? Er wollte, er konnte das nicht zugestehen.

Ein aufgescheuchter Schwarm von Schmähungen gegen den Staat, der jede freie individuelle Bewegung unterdrückte, jeden Funken genialen Strebens zerstampfte – und vor allem gegen dies Albion, das seit Pitts Tagen unentwegt an der Spitze der Reaktion ging, das seine größten Söhne verbannte, seine beiden Dichterdioskuren geächtet hatte, das zu dem gemeinen Egoismus aller Staaten auch noch die Heuchelei seiner feigen, unter der Flagge der Zivilisation segelnden Krämerpolitik hinzufügte – eine wahre Dithyrambedurchstürmte in abgegriffenen, poetischen und rhetorischen

Phrasen der englischen Sturm- und Drangperiode sein erhitztes Gehirn. Und dieser Politik zu dienen — das wäre seine Aufgabe? Ein junges Mädchen, das all dies nicht kannte, konnte sich das wohl einbilden — — er nicht! Im Gegenteil: Diesem Gifthauch mit Gewitterkraft entgegenzustürmen, ein Feuer lebendigen Geistes anzufachen, das jenen Hauch wegwehte, wo er im Begriff stand, Altes und Schönes, Hochpoetisches anzufressen und in den ekelhaften Sumpf moderner Nichtigkeiten versinken zu lassen — war es nicht gerade dies, was er tun wollte, wenn er hier fest im Sattel säße? Warum sollte nicht dies kleine Land unter seiner Führung der Ausgangspunkt einer Regeneration Indiens werden? Durch Verbindung mit den kriegerischen Sikhs im Norden, mit jenen Kriegern, die Kala Rama mit Cromwells „Ironsides" verglichen hatte, mußte es möglich sein, eine Macht zu bilden, die alle Krämer der indischen Kompagnie mit ihren Söldnerheeren schließlich gänzlich aus diesem prächtigen alten Lande wegjagte. . . .

Und war er nicht der Mann dazu? Durch das alte Rajablut in seinen Adern mit diesem Indien inniglich verknüpft, und auch mit der Energie des Westens als zweitem köstlichen Erbteil ausgerüstet? . . .

So berauschte er seine Phantasie mit heroischen Zukunftsvisionen, um den unschönen Zug eines hinterlistigen Verrates mit glänzenden Farben zu übertünchen. Was bedeutet denn schließlich ein solcher sogenannter Verrat in diesem Lande der steten Palastrevolutionen, hier, wo in ganzen Dynastien kein Prinz den Thron bestieg, ohne seinen Vater im Kerker verschmachten zu lassen und seine Brüder hinzumorden? — Und dieser Selbstbetrug gelang ihm so gut, daß es ihm kaum auffiel, wie diese politisch-heroische Wendung seines Vorhabens doch erst nach dem Gespräch mit einem jungen Mädchen eingetreten war, während er bis dahin die ganze Umwälzung nur in dem Lichte eines besonders romantischen Abenteuers betrachtet hatte. Noch weniger freilich fiel es ihm auf, daß er, der mit wohlfeilen Invektiven gegen den Staat anfing, nunmehr mit einem Staate schloß, dessen Mittelpunkt freilich er selber war.

Eine wilde, kriegerische Musik weckte ihn aus seinen Träumen.

Das war der abendliche naubut, der oben vom Palasttor ertönte, wo einige Soldaten aus Leibeskräften die kupfernen Heerpauken bearbeiteten und in die königlichen nakârah-Hörner bliesen, um die gute Stadt zu benachrichtigen, daß auch dieser Sonnenuntergang Seine Majestät, den Maharaja Navina Pala Dhyan Singh in seinem Residenzpalast noch vorfinden würde und daß allerhöchst dieselbe nicht etwa fern von seiner getreuen Hauptstadt in irgendeinem seiner Jagdschlösser weile.

Noch dieser Sonnenuntergang, und auch noch der nächste – und dann? – Würde dann auch noch der naubut die Anwesenheit Navina Dhyan Singhs verkünden oder nicht vielmehr die eines neuen Raja?

Edmund sah vor sich die wenig imponierende Gestalt Dhyan Singhs, in ihrer pantoffeligen und schlafrockmäßigen Hülle, das in all seiner Bärtigkeit weichliche Gesicht, nicht unähnlich dem Chandra Singhs, nur mit schlafferen Zügen, in welchen die Wirkungen des Opiums sich tiefer eingenistet hatten – die typische Erscheinung der Dutzend-Rajas, wie sie überall in Indien teils „regierend", teils abgefunden vegetierten, nicht besser und nicht schlimmer als die anderen, höchstens mit dem negativen Verdienste ausgestattet, einen Klügeren walten zu lassen. Und es kam ihm fast lächerlich vor, wenn jemand ihm das Recht bestreiten wollte, einen solchen Schattenkönig zur Seite zu schieben und sich an seine Stelle zu setzen – um dem erstaunten Indien zu zeigen, was ein Mann auf dem Thron sei.

Die kriegerischen Töne der Hörner und Pauken verklangen.

Erregt vom Rausche seiner Selbstsuggestion, den sie noch gesteigert hatten, sprang er auf und wandte sich an das Byron-Bild wie an einen leibhaftig Anwesenden: –

– Ja, alter Freund, George Gordon Noël Byron, oft warst du ebenso viel Prophet wie Poet, und wahrlich niemals war der Sehergeist kräftiger über dir als in jener Nacht, auf dem Verdeck des „Herkules", unter der Küste Kephalonias! denn so wahr es deine Züge sind, die mir so bewegt entgegenleuchten, meine indische Krone will ich haben!

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein plötzlicher Schatten sich über seine erhobene Stimmung zu senken schien und ein kaltes Schauern sein soeben vor Enthusiasmus glühendes Herz zusammenpreßte.

— Wie? — Werde ich sie nicht haben? — Lächelst du spöttisch, — schüttelst gar den Kopf? — Du wärst kein Seher gewesen?

Ihm kam es vor, als sei er nicht mehr allein. War es die Lebendigkeit des gemalten Bildes, das jetzt, von dem hereinströmenden glühenden Abendlicht gestreift, aus dem Rahmen zu treten schien? — Oder — — ? —

Edmund wandte sich um — und taumelte ein paar Schritte zurück.

Dreizehntes Kapitel

Der Yogi

Eine hohe Gestalt stand draußen — purpurviolett gegen das Licht.

So blendend war der Glanz des tropischen Sonnenuntergangs, dessen Safran- und Scharlachfarben in der feurigsten Rosenglut zerschmolzen, die über dem ganzen Himmelsgrund flammte, daß es dem Auge unmöglich war, mehr als die bloßen Umrißlinien zu erkennen. Diese aber verrieten sofort den Inder. Ein Strahlenbund schoß zwischen den Waden herein, die unter dem herabhängenden Zipfel des Gewandes frei waren, und ein hoher Turban krönte diese fremde Erscheinung.

Es war vielleicht zu entschuldigen, wenn Edmunds Nerven durch das Abenteuer, das er unterwegs erlebt hatte, eine Erschütterung erlitten hatten, deren Nachwirkungen noch so weit vorhielten, daß sein unmittelbarer Gedanke bie dem Anblick eines Inders, der plötzlich, wie aus der Erde emporgewachsen, auf seiner Schwelle stand, der an einen Thag war, der im nächsten Moment den geweihten Romal so fest um seinen Nacken geschlungen haben würde, daß selbst sein Todesschrei erstickt worden wäre.

Sofort aber erkannte er beschämt, daß dieser Besuch zwar mit jenem gefährlichen Abenteuer in Verbindung stände, aber in einer ganz anderen als der, die er so reflexmäßig gefürchtet hatte.

Denn schon hatte die Turbanspitze der breiten Schulterlinie Platz gegeben, und die volle, tiefe Stimme, die ihr „Salem, Sahib" sprach, ließ ihm keinen Zweifel darüber, daß er seinen rätselhaften Retter vor sich hatte.

– Willkommen, Fremder! sagte er mit höflicher Verbeugung. Bitte, tretet näher! Verzeiht, wenn im ersten Augenblick diese Überraschung mich aus der Fassung brachte, sie ist aber gar freudiger Art. Daß Ihr Euren Sinn geändert und der Stadt Euch zugewendet habt, gibt mir die Hoffnung, daß ich Euch auch als Gast in meinem Hause begrüßen darf.

– Ich danke Euch, Sahib! antwortete der Fremde mit freundlicher Stimme; doch eines Daches habe ich mich längst entwöhnt.

– Ihr seid ein Wanderer, wohl gar ein Büßer?

– Wer ist nicht Büßer, wer nicht Wanderer? Weltwanderer sind wir, das ist unsere Buße.

– Ihr weicht mir mit weisen Worten aus. Verzeiht, wenn meine Frage lästig war. Es ist verzeihlich, glaube ich, daß ich gerne wüßte, wem ich meine Rettung verdanke.

– Eurem Bruder.

– Nun, Brüder sind wir ja auch alle. Wenigstens sagen die Christen es – und handeln auch danach, wie jenes erste Brüderpaar. Nun, wie Ihr wollt, bleibt in der Nebelkappe, und wenn ich Euch mit irgend etwas dienen kann – – –

– Nicht um bedient zu werden – Euch zu dienen kam ich her.

Edmund lachte lustig.

– Nun, was das angeht, ich sollte meinen, Diener habe ich hier gerade genug.

– Das fragt sich noch, Sahib.

– Auch bin ich schon so tief in Eurer Schuld – –

– O, was Ihr mir bis jetzt schuldig seid, das ist nur sehr wenig.

– Das kann ich nicht glauben. Ich hätte diese Gefahr überschätzen sollen?

— Ich habe Euch nur das Leben gerettet.

— Nun ich denke, das wäre doch etwas, lachte Edmund. Freilich weiß ich, daß Ihr Inder das Leben niedrig einschätzt. Es ist Euch nur ein Leiden, ich aber — —

— Verzeiht, Sahib, nicht so habe ich das gemeint. Aber denket Euch, Ihr wäret so reich, daß Ihr den ganzen Boden Indiens mit goldenen Münzen pflastern könntet, nach einer einzigen dieser Münzen streckte ein Dieb die Hand aus, Euer Bruder aber verhinderte den Diebstahl. Würdet Ihr ihm viel zu danken haben? Weniger noch habt Ihr bis jetzt mir zu danken.

— „Bis jetzt", sagt Ihr? und später werde ich Euch mehr zu danken haben?

— Wenn ich Euch zeige, was ich vermag, und wenn Ihr es versteht.

Edmund sah ihn eine kurze Weile schweigend und prüfend an.

— Ihr seid ein Yogi, wenn ich Euch recht verstehe, und rühmt Euch wohl der magischen Kraft, die Wunder wirkt.

— Was Ihr so Wunder nennt, entgegnete der Fremde in einem geringschätzigen Ton.

— Fast glaube ich Euch, denn ich muß gestehen, als Ihr mir dort oben entgegentratet, ergriff mich wie nie zuvor ein Gefühl des Außerordentlichen. Yogikünste habe ich ja schon viele gesehen. Aus einem Kern, den ich selber in den Topf legte, ließ einer einen Mangobaum aufwachsen und blühen und Früchte tragen, die ich aß. Ein anderer hat sich vor meinen Augen fußhoch in die Luft erhoben, als er Abschied nahm. Solche Künste aber erwarte ich nicht von Euch.

— Und das mit Recht.

Edmund trat einige Schritte zurück und zeigte nach dem Bilde Lord Byrons empor, das in der letzten Tagesglut seltsam auflebte.

— Nun wohl, seht Euch dies Bildnis an. Zehn Jahre sind dahin, seitdem der Mann, der diese Züge trug, die Welt verließ, die noch von seinem Namen widerhallt. Denn er war einer jener Feuergeister, über deren Aschenrest dies greisenhafte Geschlecht jahrhundertelang seine Hände wärmt. Wer aber das Flammenleben mit erlebt hat, wer die Funken sprühen sah, die nachher sternen-

gleich die Völkernacht durchleuchteten, der weiß, was Leben heißt. Und so weiß ich es. Er war mein Freund. Oft saßen wir in später Nacht beisammen und sprachen ernst vom Leben und vom Tod und von dem dunklen Jenseits des Todes und auch wohl davon, ob je von dorther ein Abgeschiedener zurückkehrt und uns Kunde bringen kann. – Yogi! könnt Ihr ihn zur Stelle bringen, so daß ich die mir vertrauten teuren Züge wieder sehe und jetzt wie damals seine Stimme höre?

Gespannt blickte Edmund den Fremden an, atemlos seine Antwort erwartend. Dieser schien nichts Außerordentliches an seiner Forderung zu finden, sondern antwortete mit ruhiger Stimme, in der fast eine leise Heiterkeit durchklang:

– Wenn Ihr verlangt hättet, Euren anderen Freund zu sehen, ihn, dessen Herz Ihr aus den Flammen des Scheiterhaufens gerissen habt, am Gestade der blauen See –

Edmund trat zurück, und mit starrer Bestürzung diesen sonderbaren Inder anblickend, rief er:

– Shelley meint Ihr? Wie könnt Ihr wissen?

– An der Hand, die Ihr mir entgegenstreckt, sehe ich noch das Brandmal. Wenn Ihr ihn zu sehen verlangtet, das dürfte wohl schwerer halten, denn weniger war er mit Erdenrest behaftet. Die Erscheinung Lord Byrons aber könnte wohl ein jeder bannen, der sich mit so niederen Nekromantenkünsten abgibt.

– Niedere Nekromantenkünste! rief Edmund in höchster Erregung. Treibt Ihr Spott mit mir? Niedere Künste! Schaudernd steht die Menschheit noch wie vor Jahrtausenden an dem Abgrund, der Alles oder Nichts in sich verbirgt – ein ewiger Schoß, ein ewiges Grab – wer weiß es? Sie lacht über ihren Glauben und weint über ihren Zweifel. – – – Nur ein einziger Schimmer von dort, nur eine Stimme aus dem Jenseits, ja, bloß ein Laut, wenn er nur nicht ein Echo unserer Seufzer ist – ein Laut, der uns zeigt, daß etwas da ist – wer würde das mit allen seinen Besitztümern zu teuer erkaufen?

Die Erregung des Engländers dem Übernatürlichen gegenüber, die durch Stimmklang und Geberde gleichsam an eine sympathische

Saite bei seinem Gast appellierte und deren Mitklingen erwartete, vermochte keineswegs, den seltsamen Fremden anzustecken. Dieser antwortete mit großer Ruhe und in einem Ton, der fast einen traurigen Klang hatte:

– Ja, so gebiert sich die Unwissenheit immer neu, und aus dem kleineren, gewöhnlichen Tagestrug taumelt sie in den größeren der Nacht. Die niederen Elemente der menschlichen Natur, – gleichsam die letzten Kohlen, die noch nicht ganz in Asche zerfielen, weil noch ein Restchen der Lebenskraft in ihnen flackert: – diese Kohlen zu einer trüben Glut angefacht und durch den dumpfen Sinn des Zauberers vergeistigt – geradeso wie ein Vampyr blutsaugend sich versinnlicht: – ein solcher leerer Schemen wäre Euch der einst so liebe Freund, wäre Euer Byron wieder! Ja, noch mehr! denn was war Byron? Ein Mensch, wenn auch ein seltener, dieser aber wäre Euch ein Bote aus der Ewigkeit... Ich schick Euch eine tibetanische Rotmütz', die macht Euch das vor, und um wenig Geld.

Es lag nicht in Edmunds Natur, sich leicht imponieren zu lassen. Aber dieser Inder, der — nachdem Edmund sich, seinem eigenen Gefühl und seinen Vorstellungen nach, zu einer nicht geringen idealistischen Höhe erhoben hatte – ihn fast verweisend behandelte, dieser Inder imponierte ihm unleugbar. Edmund hatte schon von den Rotmützen gehört, von den Lamas der alten, unreformierten Sekten in Tibet, sowie von ihren vielen Zauberkünsten, die wohl auch das nekromantische Gebiet umfaßten, und er empfand recht deutlich, welch mitleidige Geringschätzung die letzten Worte des Fremden enthielten.

Sein Auge hatte sich nun daran gewöhnt, den Mann, mit dem er sprach, zwischen sich und dem starrenden Abendlicht zu haben, auch war letzteres jetzt beträchtlich erblaßt. So konnte er nun ohne Schwierigkeit die Gesichtszüge seines Gastes unterscheiden, vor allem aber die großen, tiefen Augen, deren Blick er dem Indologen gegenüber mit dem geheimnisvollen Glitzern des Schlangensteins verglichen hatte. Dieser Blick schien sich in sein Gehirn hineinzubohren, Herz und Nieren zu durchleuchten, sein ganzes Wesen

aufzurütteln und seinen Geist zu bannen. Unwillkürlich dachte er an den berühmten Vers in Coleridge's: „The rime of the ancient mariner" –

„He holds him with his glittering eye" –

Hatte dieser ungeladene Gast auch seine Geschichte, die er erzählen wollte und mußte? und war sie von ebenso schauriger Natur, wie diejenige, die der alte Seemann dem unwillig lauschenden Hochzeitsgast berichtet? Würde er selbst wie dieser als „ein traurigerer und weiserer Mann" von hinnen gehen?

Diese Fragen dämmerten im Hintergrund seiner Seele, als er sich endlich so weit faßte, daß er mit etwas unsicherer Stimme fragen konnte:

– Wenn Ihr mit solcher Geringschätzung von diesen geheimnisvollen Dingen sprecht, um des Himmels willen, Mensch – wenn Ihr anders ein Mensch seid – was könnt denn Ihr?

– Ihr wünschet, Euren Freund zu sehen, antwortete der Fremde, – ist denn ein Freund Euch näher als Euer eigenes Selbst? Warum begehrt Ihr nicht, Euch selbst zu sehen?

Edmund wandte sich unwillkürlich etwas ab – könnte ihm doch in diesem Augenblick nichts Unerwünschteres passieren, als daß ihm von fremder Hand sein eigenes Innerstes entschleiert würde. Aber er wandte nur den Körper ab, denn es war ihm nicht möglich, seinen Blick von dem des Fragenden loszureißen:

„He holds him with his glittering eye" –

– Mich selbst? fragte er in einem gezwungenen, scherzenden Ton, – nun, ich denke dazu genügt ein Spiegel.

– Ja, wenn Euch der Spiegel genügt, den Euch ein Glaser macht. Nun aber der ungeheure Vergrößerungsspiegel heroischer Vergangenheit? – Gelüstet es Euch nicht, darin Euch selbst zu sehen, und das, was Ihr seid, durch das, was Ihr wart, zu erkennen?

Edmund versuchte nicht mehr dem Blick des Fragenden zu entgehen. Ein neues Interesse war in ihm geweckt, ein stürmisches Verlangen regte sich in der Tiefe seines Gemüts.

– Verstehe ich Euch recht? fragte er eifrig, Ihr könnt –?

— Ich kann den Schleier lüften, der ein früheres Leben deckt.

— Und das sagt Ihr mir so ruhig, wie ich Euch sage, daß ich auf dreißig Schritt mit der Pistole eine Kerze putzen kann!

— Könnte ich es sonst tun?

— Nun, wenn Ihr das könnt, verlangt von mir, was Ihr wollt — wenn Ihr mir das große Mysterium enthüllet, mir ein früheres, von mir gelebtes Leben zeigt, ja mehr noch — mich es erleben laßt, so erleben, daß ich es untrüglich fühle: ja, ich war es, ich bin es — derselbe jetzt und damals, trotz der Zeit: — verlangt von mir, was Ihr wollt —

Er war in seiner Erregung mit hervorgestreckten Händen dem Fremden näher getreten. Dieser aber erhob beschwichtigend seine Hand.

— Geduld verlange ich, bis die Stunde kommt. Bis dahin auf Wiedersehn!

Und er wandte sich zum Fortgehen.

— Dies eine saget mir noch: Als Ihr mir dort oben in den Dschangeln begegnetet, war das ein Zufall?

— So nennt Ihr es, nicht ich.

— Doch warum ginget Ihr fort und kamet jetzt wieder?

— Ich hatte Euch damals noch nicht erkannt.

— Ihr habt mich aber in der Zwischenzeit nicht mehr gesehen.

— Wohl sah ich Euch, Sahib.

— Wo?

— Dort, wo Ihr Euch selber sehen werdet, wenn die Stunde kommt.

Der Inder trat auf die Veranda hinaus und war schon daran, die Stufen nach links hinunter zu schreiten, als Edmund ihm nachrief:

— Was wird Euch aber zeigen, wann diese Stunde gekommen ist?

Auf den oberen Stufen stehend, wandte der Inder sich um, und, ihn noch einmal mit seinem Blick durchbohrend, antwortete er mit voller, klarer Stimme zwei Worte:

— Index providentiae —

Vierzehntes Kapitel

Die drei Reiherrufe

Ein an der Schwelle einschlagender Blitz hätte Edmund nicht plötzlicher lähmen können, als diese Worte es taten.

„Was ist das? Er weiß um die Inschrift im Brief! er selbst hat das Wort geschrieben – was bedeutet dies? Weiß er alles? – Wieviel weiß er? – Ich muß ihn sprechen."

Entschlossen stürzte er nach der Türe, stieß aber dort mit Arthur zusammen.

Dieser fleißige junge Mann hatte in einem am Seeufer belegenen Gartenkiosk gearbeitet, wo Amanda sich zu dieser Tagesstunde aufzuhalten pflegte. Daß sie es heute ausnahmsweise nicht tat, war allerdings eine Enttäuschung für sein Herz gewesen, wogegen derselbe Umstand seinem Fleiß zu statten kam. So hatte er denn einen vollkommenen Entwurf zum Briefe an Lord Pembroke fertig gebracht und war – faute de mieux – sehr zufrieden mit dieser diplomatischen Leistung. Das beschriebene Blatt in der Hand, eilte er durch den Garten, um es seinem Vetter und Meister vorzulegen. Obwohl das hinsterbende Tageslicht schon das Lesen schwierig machte, haftete sein Blick, als er die Verandatreppe hinanstieg, noch an einigen, wie ihm schien, besonders gelungenen Zeilen des Schreibens. Da bemerkte er an der anderen Seite der Treppe eine hohe, weißgekleidete Gestalt, die ihm, indem sie sich entfernte, den Rücken zukehrte, und deren Haltung seinen Blick fesselte. Der Weißgekleidete, offenbar ein Inder, blickte zurück, wie um zu sehen, ob ihm jemand folgte; – und mit dem einen Fuß auf der obersten Stufe blieb Arthur so festgebannt stehen, wie drinnen im Zimmer sein Vetter.

Nur einen Augenblick, – dann sprang er auf die Veranda hinauf und stieß in der Tür so heftig mit Edmund zusammen, daß sie beide zurückprallten.

– Edmund? rief Arthur bestürzt.

– Was ist's denn, Arthur? Hast du ein Gespenst gesehen?

— Der Fremde? fragte Arthur stotternd.
— Nun?
Arthur ergriff seinen Vetter krampfhaft am Arm.
— Er hat mit dir gesprochen?
— Gewiß. Aber laß mich jetzt, ich muß ihm nach. Er sagte zuletzt ein Wort.
— Gib es auf, Edmund!
— Aufgeben? — Was? —
— Das Ganze hier.
— Du bist wohl verrückt? Was soll das heißen?
— Geh nach Afghanistan, sage ich dir, hier ist dein Spiel doch aus.
— Bst!
Edmund erhob die Hand, einem Vogelschrei, der vom Hintergrund erscholl, lauschend.
— Mein Spiel aus? Jetzt erst beginnt es — hörst du?
— Einen Reiherruf, ja.
— Und noch einer — horch, — und ein dritter —
— Nun?
— Das Zeichen. Das Boot erwartet mich.
— Welches Boot?
— Eines, das mir der Oberpriester schickt, um mich nach den Ruinen zu führen, wo die Rani —
— Geh nicht hin, Edmund, noch ist es Zeit!
Er wollte seinen Vetter am Rock festhalten. Dieser aber riß sich los und stürmte die Treppe hinunter; offenbar hatte er über das neue Liebesabenteuer, das ihm winkte, schon des Fremden vergessen, dem er soeben hatte nachfolgen wollen.
Nicht so aber Arthur.
— Mein Gott, er stürzt sich blindlings ins Verderben. Nein, ich muß ihm nach, er soll mich hören!
Und er stürzte in den Garten hinunter:
— Edmund! Edmund!


Vor
dem dritten
Schakal-
schrei

He hath awakened from the dream of life

Shelley

Erstes Kapitel

Die Zierde des Palastes

Edmunds Boot, mit einigen seiner Leute bemannt, wartete auf Amanda an dem östlichen Rand des Gartens, wo durch den Vorsprung eines kleinen Felsenhügels sich ein natürlicher Hafen gebildet hatte.

Eine Ruderfahrt von wenigen Minuten genügte, um die gegenüber sich erhebende Felsenmauer zu erreichen. Der Palastberg bildete hier eine hervorspringende Ecke, wodurch die schmale südliche Bucht, an deren Ende die Hindustadt lag, von dem großen Seebecken getrennt wurde.

Ziemlich an der Ecke, auf der jetzt in violetten Schatten gehüllten Südseite, gähnte in dem rostroten Felsen ein wenig einladendes grottenartiges Tor über dem Wasser. An der Stelle, die jetzt der Bungalow einnahm, hatte sich in alten Tagen ein befestigtes Vorwerk befunden, das in jenen wehrhaften Zeiten einen vorgeschobenen Posten und ein Ausfallstor nach der Wüste bedeutete. Damals mochte der Verkehr zwischen dem Wassertor und dem Hafen, der heute ausnahmsweise wiedereröffnet war, täglich stattgefunden haben.

Amandas einzige Begleiterin war ein Dienstmädchen, das schon zu Lebzeiten ihrer Mutter bei ihnen gewesen war und sich keinen Augenblick bedacht hatte, seinem guten Herrn und dem lieben Fräulein nach dem heißen Indien zu folgen, obwohl das für seine Begriffe ziemlich dasselbe war, wie für einen anderen, eine Höllenfahrt zu unternehmen. Aber wenn es der Herrschaft einfällt zur Hölle zu fahren, was soll dann eine getreue Dienerseele tun? Barbara Schwitzgäbele befahl ihre Seele den Heiligen, schnürte ihr Bündel und begab sich unter die Heiden – ein Wagnis, das ihr um so höher anzurechnen ist, als sie sehr wohl entdeckt hatte, daß nicht nur der gelehrte Professor, sondern auch das Fräulein gar arge Ketzer wären; und zwar nicht etwa nur Protestanten – was schon schlimm genug gewesen wäre – sondern überhaupt fast selber Heiden, wo-

durch die Gefahren ungemein gesteigert wurden. Solche Bedenklichkeiten waren da; das half aber alles nichts: sie mußte mit.

Und so saß sie denn hier im Boot neben Amanda – eine derbe Schwäbin, von etwas unbestimmbarem Alter, mit blankroten harten Apfelwangen und runden Beerenaugen, die alles sahen und sich über nichts wunderten – denn seitdem sie die heimatliche Scholle aus dem Gesichtskreis verloren hatten, waren sie auf alle Ungeheuerlichkeiten gefaßt, – geschweige denn, daß sie etwas hätten bewundern sollen. Daß Bärbele im Begriff stand, in das Allerheiligste einer Cenana hineinzudringen und Gesicht zu Gesicht mit einer indischen Fürstin zu stehen, ein Vorzug, den viele Damen, die höher in der Welt als selbst ihr Fräulein gestellt waren, gern mit teurem Geld bezahlt hätten – das imponierte ihr nicht im geringsten und interessierte sie nicht halb so viel, wie wenn sie unterwegs gewesen wäre, um einen Kuhstall zu besichtigen.

Schweigend saß sie neben ihrer jungen Herrin, die vor einer nicht ganz zu bezwingenden Erregung und Neugierde ebenfalls verstummt war. Man sah es ihrem Gesicht wohl an, daß sie diese Fahrt höchlichst mißbilligte, sich aber bewußt war, daß, wenn es dem Fräulein beliebe, ihren niedlichen Kopf, den Bärbele ihr heute so sorgfältig frisiert hatte, in den Rachen eines Tigers zu stecken, sie, Barbara Schwitzgäbele, nicht deshalb mit ihr nach Indien gegangen wäre, um den ihrigen zu salvieren. Für den Rest möchten die gesegnete Mutter Gottes und die Heiligen sorgen!

Im Wassertor war das schwere eiserne Gitter, das sonst den Eingang versperrte, in die Höhe gezogen. Man erwartete sie. Ein Cenanawärter, der aussah, als ob er eilig aus dem Bett gesprungen wäre, den Überzug seines Kissens auf den Kopf gesetzt, seine großblumige Steppdecke um sich gebunden und die Füße in die Pantoffeln seiner Frau gesteckt hätte, machte einen rechtwinkligen Salam. Am Fuße einer steilen Treppe, deren hohe Stufen sich bald ins Dunkel verstiegen, harrten acht Träger mit zwei Tragsesseln, deren eigentümliche Form sie geeignet machte, ohne Gefahr für den Insassen, von zwei Männern eine Felsentreppe hinaufgetragen zu werden.

Das Arrangement fand keine Gnade vor Bärbeles Augen. Als Amanda sich anstandslos in den einen Sessel setzen wollte, hielt das Mädchen sie am Ärmel zurück und fing an, in ganz waschechtem Schwäbisch die etwas verdutzten Inder zu benachrichtigen, daß ihr Fräulein und sie selbst im Schwarzwald viel steilere Felsentreppen mit viel schlechteren Stufen hinauf und hinunter gestiegen wären, und daß es ihnen nimmer einfallen würde, sich in so eine Schachtel zu setzen, damit sie, die ungetauften Affen, mit ihnen hinunterkollerten, daß sie Fratzen schneiden könnten, soviel sie wollten — —

Hier wurde aber ihre substantielle Person von zwei Paar brauner Arme umfangen und in die eine „Schachtel" gesetzt. Amanda sprang lachend in die zweite, und aufwärts ging es, so schnell, daß den Insassen Sehen und Hören verging. Denn die halbnackten Inder, deren „Ungetauftheit" ihren Bewegungen nicht hinderlich zu sein schien, sprangen die Stufen hinauf gleich den Affen, die sie nach Bärbeles Anschauung waren, und die sie nach ihrer eigenen Anschauung vielleicht noch im vorhergehenden Leben gewesen waren, und schrieen dabei ebenso ohrenzerreißend wie so eine Bande Affen, die von einem gelungenen Raubzug nach ihrem Felsennest zurückkehrt. Die Beförderung der Beute schien ihnen wenig Mühe zu verursachen — die Träger wechselten alle Minuten, ohne daß dadurch eine merkliche Unterbrechung der Fahrt entstanden wäre. Gewöhnlich befand man sich in ziemlich tiefem Dunkel; ab und zu fand aber das Licht Eingang durch einen engen Schlitz in der rauh behauenen Wand; und zwar war es bald eine kolossale Goldbarre, bald ein blauer Stahlbalken, der sich hereinbohrte — woraus Amanda schloß, daß diese in den Felsen ausgehauenen Treppengänge zwischen der dem See zugekehrten Westseite und der südlichen, die Bucht begrenzenden Seite des Berges hin- und hergingen.

Plötzlich befand man sich im offenen Tageslicht — in einem inneren Palasthof. Links nur der Himmel über kolossalen Mauerzinnen; rechts das Tor zu einem anderen Hof, glitzernd von Bronze und von glasierten Steinen, aber nur mit einem flüchtigen Blick zu genießen: denn beim Aussteigen stand Amanda an der Schwelle einer offenen Tür, vor welcher der Cenanawärter in Kissen, Stepp-

decke und Frauenpantoffeln rechtwinklig salamte, zum Eintreten auffordernd.

Amanda begriff nicht, wie er in diesem Anzug den halbnackten Trägern vorausgeeilt sein könne. Es war in der Tat ein anderer – ähnelte ihm aber wie ein Zwillingsbruder.

Der ziemlich lange, halbdunkle Korridor brachte die Palastbesucher zu einer Tür, die von selber aufging, und vor welcher ein Drillingsbruder salamte.

Sie traten in ein leeres Zimmer. Ihnen gegenüber war eine spitzbogige Türöffnung, durch eine Bambusportiere verhängt. Schwarze Finger teilten ihre rasselnden Stränge, ein runzeliges Affengesicht grinste ihnen entgegen, und ein jetzt ganz zum Vorschein kommendes, altes hageres und gebücktes Weibsbild, das in gelben Seidenstoff eingewickelt war, winkte ihnen näher zu treten.

Das Allerheiligste der Cenana war durchaus keine von orientalischem Prunk strotzende Märchenhalle aus „Tausend und eine Nacht". Es war ein nackter Raum, weiß getüncht – nur daß dies Weiß nirgends weiß war, sondern mystischer heller Schein, in dem gleichsam Visionen von Farben hin und her zu fluten schienen, als ob das Weiße im Begriff wäre, alle Farben des Regenbogens aus sich zu gebären. In diesem Land des reflektierten Lichtes hatte Amanda schon seltsame Lichtwirkungen im Inneren von Hindutempeln oder mohamedanischen Moscheen gesehen, wunderbare Phänomene eines leuchtenden Helldunkels, aber nichts, das diesem ähnlich käme. Das Licht sickerte herein, durch ein paar doppelte, von Schnitzwerk durchbrochene Marmorplatten, aus einer Galerie, die durch ähnliche Öffnungen nach einem kleinen Hof blickte. Solchermaßen filtriert hatte es gleichsam seine Wirklichkeit eingebüßt und teilte allem, worauf es fiel, etwas Unwirkliches mit. Ein Dutzend bunt gekleideter Mädchen, die in einer Ecke kauerten, sahen aus wie große Stiefmutterblumen, die verzauberte Mädchen waren, und die alte Gelbgekleidete, die Amanda hereingewinkt hatte und jetzt neben diesem Beet stand, war gewiß die Hindu-Circe, die sie verzaubert hatte.

Am unwirklichsten aber kam ihr die Rani selbst vor, wie sie dort

auf einem fußhohen, mit Gurtgeflecht bespannten Holzgestell vor ihr lag.

So also sah sie aus, „die Zierde des Palastes"! Ein Augenpaar vor allem: groß, mandelförmig geschlitzt, tiefschwarz, fast lauter Pupille, zu wenig voneinander durch die hohe Nasenbrücke getrennt, unter einer einzigen gewölbten Brauenlinie, die nicht weit von dem massigen groben Rabenhaar entfernt war, — nur Raum da für eine Traube schwerfälliger Rubinen; im linken Flügel der langen, leichtgebogenen Nase ein blitzender Brillant; kurze, vollgeschweifte, sehr rote Lippen — alles in ein mattbraunes Oval gesetzt: das war das Gesicht, das sich aus einem Haufen regenbogenfarbiger Schleier heraus neugierig Amanda entgegenstreckte. Und als nun aus dieser duftigen Hülle ein spangenglitzernder Arm hervorglitt und ihr eine kleine Hand mit spitzen, hennagefärbten Nägeln zum Kuß hinreichte — als die Bewegung des unter den Musselinfalten hingestreckten Körpers sie mit einer Welle von Widerwillen übergoß — — —

War dies Wesen wirklich ein Weib oder eine von jener gelben Fee in Frauengestalt verzauberte Schlange? ... eine Lamia?

Die farbenschillernden Verse Keats' in „Lamia" — einem Lieblingsgedicht Edmunds, welche die Weibschlange schildern, flogen ihr durch den Kopf. Sie mußte sich Gewalt antun, um diese Fingerspitzen mit den Lippen zu berühren und auf einem Schemel Platz zu nehmen, anstatt mit einem Aufschrei davonzulaufen.

Dann stärkte sie sich durch einen Blick auf die getreue Bärbele, die nur wenige Schritt von ihr entfernt stand und offenbar von Lichtzauber und anderer Magie des Ortes so wenig beeinflußt war, als ob sie im Obstgarten ihres Vaterhauses stände.

Sie hielt einen flachen, in ein seidenes Tuch gewickelten Gegenstand krampfhaft in den Händen. Daß sie den nicht verlöre, war, was man von ihr verlangen konnte! —

Dies erinnerte Amanda an das, was zuerst zu tun war.

Sie winkte das Mädchen heran, ließ sich den Gegenstand geben und enthüllte ihn. Es war ein schön geschliffener Handspiegel. Mit einigen wohleinstudierten Hindustani-Worten überreichte sie das Geschenk der Rani.

Die Zierde des Palastes spiegelte sich sofort und drückte ihre Zufriedenheit aus.

— Ayah! rief sie.

Die alte böse Fee verließ ihre Wache am Blumenbeet, nahm von einem kleinen Tisch einen goldigen Musselinschleier, so fein, als ob er von den Spinnen für eine Elfenkönigin gewebt wäre, und reichte ihn der Rani, die ihn ihrem Gast übergab.

Nachdem Amanda das Geschenk hinlänglich bewundert hatte, händigte sie es dem Mädchen ein.

Die wichtige Zeremonie des Geschenkaustauschens war glücklich überstanden. Die Dinge fingen an, mehr Realität zu gewinnen.

Aber welch Zwitterlicht von seltsamster Mischung des Wirklichen und des Unwirklichen begann jetzt zu spielen, als durch die Vermittelung einer Dolmetscherin, die notdürftig das Englische beherrschte, ein Gespräch zustande kam, während die „Zierde des Palastes" Süßigkeiten naschte und sie ihrem Gaste aufnötigte! Welch sonderbarer Abgrund von Unwissenheit und Aberglauben, von erhitzter Phantasie und langweiligster Nüchternheit offenbarte sich dem immer mehr erstaunenden Blick Amandas! Immer unvorbehaltener entschleierte sich ihr die ganze bunte Gemütsöde einer Orientalin, deren einzige geistige Unterhaltung darin besteht, stundenlang sich Feenmärchen vorerzählen zu lassen oder alte Heldenlieder zum einförmigen Klingklang einer Laute rezitieren zu hören, während sie, auf der niedrigen Ruhebank liegend, den aromatischen Tabak der Wasserpfeife einatmet, Betelblätter kaut oder Opiumkügelchen zwischen den Handflächen rollt, um sie zu verschlingen und schlaffer zurückzusinken, den wohligen Traumbildern des „Erregers" sich hingebend.

„Bin ich denn eine Bajadere?" fragte sie beleidigt, als Amanda, um nicht bloß der antwortende Teil zu sein, sondern auch ihrerseits etwas an den Tag zu legen, eine unglücklich gewählte Frage stellte, die voraussetzte, daß diese Zierde des Palastes schreiben und lesen könne.

„Wenn du eine wärst, würde dich kein Gott besuchen", dachte Amanda.

Bei dieser Gelegenheit ließ sich vom Blumenmädchen-Beet in der Ecke ein halbunterdrücktes Kichern hören — wie denn überha ıpt ein solches, vom Knittern seidener Stoffe begleitet, zeitweilig von dort kam; wobei der dem Beet ausströmende Duft nach Moschus und Camphor etwas lebhafter wehte. Vom Hofe her vernahm man das monotone Plätschern eines Springbrunnens und das Girren der Tauben, dessen ruckendes Rollen bisweilen so stark wurde, daß die schwüle Luft davon zu zittern schien.

Das Fragestellen hatte sich als schwierig erwiesen, war aber auch überflüssig. Schier unerschöpflich war die Neugierde der Rani, und diese war vor allem auf die Person „des großen Sahib" gerichtet, von dem Amanda ihr nicht genug berichten konnte: wann er aufstehe, was er am liebsten esse, ob er Betel kaue, ob er rauche und was er rauche, ob es wahr sei, daß er auf fünfundzwanzig Schritt seinem Diener eine Münze aus der Hand schieße; besonders wollte sie aber wissen, ob er blinzele. Diese Frage verstand Amanda durchaus nicht; aber es stellte sich heraus, daß die Götter es nicht tun, was sie aus „Nal und Damajanti" schon wußte, und daß, was sie nicht ahnte, der große Sahib eigentlich einer sei, nämlich der wiederverkörperte Râm, was ein Priester der Rani unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut habe. Freilich gingen ihre theologischen Kenntnisse nicht so weit, daß sie sagen konnte, ob die Eigenschaft des Nicht-Blinzelns den Göttern auch in ihrer Verkörperung anhaftete. Wenn er auch blinzelte, sei das doch kein Beweis dafür, daß er nicht Râm sei. Er müsse es übrigens sein, wie hätte er sonst solche Heldentaten vollbringen können? Habe er doch den Sultan der Türken aus dem Lande der Javaner vertrieben. Dort sei er eigentlich König, habe aber einen Statthalter eingesetzt und sei nun hierher gekommen, um die Franken aus Indien zu vertreiben, denn er sei selbst ein Inder, der Enkel einer Begum. Er sei aber nicht nur der größte Held, sondern auch der größte Dichter der Welt seit Valmiki. Habe er doch ein Gedicht geschrieben so groß wie Ramayana. Es hieße: Seyd-ha-roldon-schu-hang, und alle Franken könnten es auswendig.

Amanda begriff mit Verwunderung, daß in dieser dumpfen

Zenana-Atmosphäre die Gestalt Sir Edmunds mit sagenhaften Zügen seines großen Freundes zusammengeschmolzen war; fand sich aber nicht bewogen, ihre Wirtin über diesen Punkt aufzuklären.

Die Zierde des Palastes verließ übrigens auch sofort das ermüdende literarische Gebiet und zwar mit der überraschenden Frage, zu welcher Männerklasse der große Sahib, nach Memsahibs Meinung, wohl gehören möchte. Als Amanda, etwas unangenehm durch diese jedenfalls ziemlich indiskrete Frage berührt, nicht ohne Erröten gestand, deren Sinn nicht klar zu fassen, erklärte die Rani, sie meine nicht die Einteilung nach dem Grade ihrer Vorzüglichkeit in beste, mäßige und geringe; aber gehöre er wohl zu den Hasen, den Gazellen, den Stieren oder den Hengsten?

Ein leises Flüstern und Kichern vom Mädchenbeet in der Ecke begleitete diese Frage und wollte nicht enden, als Amanda kopfschüttelnd auch die so spezifizierte Frage als unverständlich ablehnte.

– So teilt man doch die Männer ein nach ihrem Temperament – wie sie sind, wenn sie lieben ... „Sanft sprechend, von guter Sinnesart, zartgliedrig, schönhaarig, ein Schatzhaus aller Vorzüge und wahrheitsliebend", so ist der Hase – und man hat auch andere Kennzeichen. Wie teilt denn ihr sie ein im Frankenland?

Das Kichern in der Ecke wurde zum halberstickten Glucksen, das Knittern der Seidenstoffe zum lebhaften Rascheln.

Eine Glutwelle überflutete Amanda. Ihr war, als ob sie in dieser dumpfen, von Moschusdunst, Sandelgeruch und Jasminduft übersättigten Zenanaluft ersticken müßte. Ihre ganze europäische Natur wandte sich im krampfhaften Widerwillen um gegenüber der vor ihr gähnenden bodenlosen Schamlosigkeit des Orients, von der ihr eine Ahnung aufdämmerte, auf einmal so vag und so konkret, wie die eines jungen Mungos, wenn er zum erstenmal im Grase den schleimigen Pfad einer Schlange mit glühenden Augen erblickt und mit zitternden Nüstern wittert. Es kostete sie das Aufgebot ihrer ganzen Willenskraft, sich so weit zu sammeln, daß sie mit verächtlichem Lächeln zu verstehen geben konnte, im Frankenlande ließe man die Männer uneingeteilt.

Die Rani zuckte die Achsel.

— Was lernt Ihr Frankenmädchen denn von Euren Ayahs, oder in Euren Schulen, von denen Ihr doch genug habt?

Amanda fühlte die gebieterische Notwendigkeit, sich zu behaupten, um so mehr, als der blumenhafte Mädchenchor sie offenbar auslachte.

— Was wir lernen?

Und ohne sich lange zu bedenken, schleuderte sie den einzigen Sanskritsatz aus, auf den sie sich augenblicklich besann, einen Vers, den sie einmal in einem Buch ihres Vaters zitiert gefunden und der sowohl durch seinen Wohlklang wie durch seinen Sinn so großen Eindruck auf sie gemacht hatte, daß sie ihn auswendig gelernt hatte:

Yatra vatra bhavet trishna samsaram viddhi tatra vai.

Die Wirkung war so stark wie unerwartet.

Die Rani warf sich auf das Lager zurück, streckte die rechte Hand gegen sie aus und zog mit der linken an den Fingern, daß sie knackten — ein altbewährtes Mittel gegen den bösen Blick und gegen ähnlichen Zauber. Dabei rief sie ihre Ayah wie ein erschrockenes Kind. Die Blumen des Mädchenbeetes wurden wie von einem Windstoß in die Ecke hinein- und zusammengefegt, als ob sie davonfliegen möchten und durch eine hohe Gartenmauer daran verhindert würden.

Die Ayah aber sprang auf, stellte sich zwischen die entsetzte Rani und Amanda, und mit drohenden Gebärden ihrer mumienartigen Arme und Hände, deren krallenförmige Finger ihre langen, spitzen Nägel in den Hals des Mädchens hineinhauen zu wollen schienen, überflutete sie Amanda mit einem geiferartigen Wortschwall, dessen Sinn deutlich genug der war, daß es der Memsahib sehr schlimm ergehen, daß sie wenigstens gepfählt werden würde, wenn sie „der Zierde des Palastes“ eine Krankheit angezaubert hätte. Barbara Schwitzgäbele ließ die Herausforderung nicht unbeantwortet. Mit einem Sprung war sie neben Amanda und schüttelte eine ländliche Faust vor dem runzeligen Affengesicht der Alten, offenbar bereit, einen echten Schwabenstreich für ihre Herrin zu schlagen. Solchermaßen geschützt konnte Amanda ihrer Rache genießen. Ohne den drohenden Krallen des alten geierartigen Wesens die geringste

Beachtung zu schenken, lachte sie laut auf und fragte auf Hindustani zurück:

– Was lernt Ihr Mädchen denn hier, wenn Ihr nicht einmal so viel Sanskrit versteht?

– Wir lernen, wofür wir Gebrauch haben, murmelte die Rani mürrisch, mit einem mißtrauischen Blick.

Das Gebaren Amandas, das allerdings nichts sehr Furchtbares an sich hatte, schien die erregten Gemüter ein wenig zu beruhigen. Ein schnelles Hin und Her zwischen der Rani und ihrer Ayah erfolgte. Die Erklärung, daß Amanda Sanskrit gesprochen habe, war zweifelhafter Natur: – Sanskrit, jene längst ausgestorbene heilige Mumie von einer Sprache, welcher nur gelehrte Brahmanenlippen ein vorübergehendes, spukhaftes Leben einhauchten, – hinlänglichen Lebenshauch zum fledermausartigen Umherschweben im Halbdunkel der Tempelhallen – – die Priestersprache, die Zaubersprache!

Die Rani verlangte, sofort eine Übersetzung Wort für Wort zu hören.

Sie ließ nicht lange auf sich warten:

Allüberall wo sich Begierde reget,
Dort wahrlich, wisset, ist die Wandelwelt.

– Solche Weisheit lernen die Mädchen bei uns, fügte Amanda mit dreister Stirn hinzu.

Der Vers schien der Rani nicht weniger zu gefallen als ihr selber. Es leuchtete auf in den mandelförmigen, trübschwarzen Augen der schwerfälligen Doppelbraue:

– Noch einmal! sag's noch einmal, Memsahib!

Amanda wiederholte den Vers, erst auf Sanskrit, dann auf Englisch, das die Dolmetscherin in Hindustani übersetzte.

– Prächtig! rief die Rani. Hört Ihr's, Mädchen! Das will ich in den Gartenkiosk setzen lassen, oben über die Säulen mit großen schönen Sanskritbuchstaben, gleich jenem Mogul-Kaiser, der die berühmte Inschrift in seine Halle setzte – man liest sie noch heute in Delhi – mit Edelsteinen steht's in Marmor geschrieben an der Wand des Diwan-i-khaß: „Wenn es ein Paradies auf Erden gibt, ist es hier, ist es hier, ist es hier.“ Ja, so soll es in mei-

nem Kiosk stehen: „Wenn der Samsara dort ist, wo sich Begierde regt, dann ist er hier, ist er hier, ist er hier!“

Die Rani sprach oder sang diese Worte mit einer fast erschrekkenden Leidenschaft, indem sie bei jedem „hier“ die Hände an die Brust preßte, wie um zu verhindern, daß die darin sich regende Begierde ihre wogende Wohnung zersprenge. Der Atem kam stoßweise zwischen die offenen, karminroten Lippen, die Augen brannten wie im Fieber, zwischen den Juwelen der Stirn perlten die Schweißtropfen.

Mit einer Mischung von regem Interesse und lebhaftem Widerwillen starrte Amanda sie an: sah sie doch vor sich den leibhaftigen inkarnierten trishna selber, den Willen zum Leben, zur Wollust, zur Macht, zum Ergreifen, Verschlingen und Aussaugen, in seiner prachtvollsten Gestalt, jenen unersättlichen Durst nach allem, was den Durst reizen und nicht löschen kann ...

Die Rani murmelte einige Worte und machte eine Handbewegung. Als ob sie durch diese abgepflückt wären, lösten sich zwei Blumen vom Eckbeete ab, flatterten heraus und entzauberten sich in zwei Hindumädchen, die sich in einer anderen Ecke des Raumes mit ein paar musikalischen Instrumenten bewaffneten – einer langhalsigen Laute und einer Handtrommel – worauf sie zu Füßen ihrer Herrscherin niederkauerten.

– Memsahib! wandte die Ayah sich an Amanda, – du hast der Zierde des Palastes einen schönen Spruch gegeben, der ihr wohlgefällt. Damit du nicht ohne entsprechendes Gegengeschenk davongehst, sollst du ein rajputanisches Lied zu hören bekommen. Memsahib! die Zierde des Palastes will dir vorsingen.

Amanda, die jetzt ihren Triumph gehabt und sich nunmehr gern recht höflich zeigen wollte, erklärte, daß ihre Leber, bei der Ankündigung einer solchen Ehre, aufschwölle wie ein Schwamm, der Wasser saugt.

In der Tat erwartete sie sich mehr Ehre als Vergnügen von der Sache, zumal ihr mit Schubert und Beethoven erzogenes Ohr sich entschieden weigerte, das Geklimper und Trommeln, das die beiden Mädchen schon angestimmt hatten, als Musik anzuerkennen.

Und doch schlich sich nach und nach – denn das Präludieren dauerte ein paar Minuten – eine eigentümliche Wirkung über ihre Sinne und ihr Gemüt. Festgebannt hing ihr Blick an dieser kleinen Trommel. Sie war geformt wie ein Stundenglas; das Mädchen hatte sie in der Mitte gefaßt und bearbeitete die beiden verschiedentlich gestimmten Felle bald mit den Fingerspitzen, bald mit den Knöcheln der anderen Hand. Bisweilen aber schüttelte sie nur das Instrument, wobei dann die seidenen, teils mit Bleikugeln, teils mit Knoten versehenen Franzen auf die Felle schlugen und seltsame geisterhafte Laute hervorbrachten, wie die Hufschläge wild dahinrasender Gespensterpferde oder spukhaftes Widerhallen längst geborstener Heerpauken – Klänge, die in Verbindung mit dem monotonen Summen einer tiefen Metallsaite der Laute unwiderstehlich die Stimmung, ja die Vorstellung nächtlicher Stille und öder Weite erweckten.

Und die Rani hub an zu singen.

Rauh war ihre Stimme und alles andere denn ausgebildet, aber die Töne waren nicht unangenehm und der Ausdruck war lebhaft und ward um so ergreifender, je leidenschaftlicher die wenig bewegte Melodie sich steigerte, besonders gegen den Schluß der Zeilen, nach welchen sie immer noch in wortloser Modulation nachsummte – ein wildes und träumerisches, zwischen Lachen und Schluchzen, zwischen Schreien und Seufzen sich wiegendes Vokal-Zwischenspiel, das der Dolmetscherin reichliche Zeit ließ, ihre Übersetzung zu murmeln.

Und dies etwa war, was sie sang:

Der Räuber Juggurt – wie sprengt er durchs Feld!
Ein Schrei der Verfolger hinter ihm gellt.
Die Rajabraut er im Sattel hält –
    In die Wüste hinaus – in die Wüste!

Sein Renner stürzt am verfallenen Schrein;
Die Schwerter blitzen im Mondenschein;
Erschlagen liegt Juggurt an Shiwas Stein,
    In der Wüste – tief, tief in der Wüste.

Das Schwert entringt seiner Faust die Braut.
Ihre linke Hand wohl ab sie haut:
„Die bringt meinem Vater!“ sie ruft es laut
    In der Wüste — laut, laut in der Wüste.

Noch einmal schneiden die Klinge muß,
Sie trennt vom Knöchel den zarten Fuß: —
„Den bringt eurem Raja als Scheidegruß —
    Einen Gruß von mir — aus der Wüste.“

Sie fällt auf den Leichnam, umarmt ihn mit Macht.
Die Hufschläge schwinden fern, fern in der Nacht.
Es heult der Schakal, die Hyäne lacht
    In der Wüste — lacht, lacht in der Wüste.

Die Stimme der Rani war in einem letzten röchelnden Nachsummen hingestorben, das geisterhafte Trommeln des Nachspieles schwieg gänzlich, und Amanda saß noch schweigend da. Sie fühlte sich, als ob sie von einem Wirbelsturm fortgetragen und irgendwo verloren worden wäre. Von Sekunde zu Sekunde wurde ihr das Schweigen peinlicher, und immer schwieriger wurde es ihr, es zu brechen. Schließlich wußte sie zu ihrer eigenen Beschämung nichts Besseres, als ein geschichtliches Interesse für Rajputaner-Chronik an den Tag zu legen.

— Wer war wohl jener Juggurt? — Zu welcher Zeit hat er gelebt?

Die Rani zuckte die Achsel.

— Weiß ich's? — Ein Räuber war er, der die Rajabraut raubte . . . das ist er wohl noch, fügte sie hinzu mit dem unerschütterlichen Glauben des Hindu an die Fortdauer des Lebens und des Charakters.

Die explosive Energie, worüber die Rani offenbar im höchsten Grad verfügte, hatte ausgerast und sie in einem vertieften Stadium orientalischer Trägheit zurückgelassen. Docnd haben? etwa eine übrig geblieben, daß sie mit eigentjjnung, und sie klammerte ihrer winzigen Hand — etwa yrsam den Erker drüben wieder

schnappt – aus einer Jaspisschale Kardamomenkörner pickte, die sie mit Behagen kaute. Plötzlich neigte sie sich vor und schob ihrem lieben Gast höchst eigenhändig einige von diesen Leckereien in den Mund – eine hohe Gunstbezeugung. Dabei reckte und streckte ihr Körper sich unter der duftigen Hülle, und diese geschmeidige Wellenbewegung gab selbst der Unerfahrenheit Amandas eine Ahnung von der unvergleichlichen Formenschönheit und elastischen Anmut der indischen Frauengestalt, durchschauerte sie aber gleichzeitig so intensiv mit jener kriechenden Angst vor allen Schlangenwesen, daß sie sich schleunigst empfahl, ohne sich viel darum zu kümmern, wie schwer sie wohl durch ein solches Aufbrechen gegen die Rajputaner Palastetikette verstoßen möge. –

Zweites Kapitel

Sonnenuntergänge

Als Amanda in den Bungalow trat, umfing sie die eigentümliche Stille des indischen Hauses, die ihr noch immer wieder aufs neue auffiel: – die Stille eines Hauses, wo die ganze Bedienung von außen besorgt wird. Deutlich konnte sie in dieser Stille vom anderen Ende des Korridors die Stimmen ihres Vaters und Kala Ramas vernehmen. Die beiden Männer waren offenbar in eine ernste, wahrscheinlich wissenschaftliche Unterhaltung vertieft. Zwar wußte sie, daß sie eine willkommene Zuhörerin sein würde; aber nach dieser etwas erregenden Begegnung mit der „Zierde des Palastes" spürte sie das dringende Bedürfnis, mit ihren aufgescheuchten Gedanken und aufgewühlten Gefühlen allein zu sein.

Freilich hatte sie eine Botschaft von Edmund an den Minister; wenn sie aber die Tür ihres Zimmers angelehnt stehen ließe, konnte
Kala Ram[illegible] weggehen, ohne daß sie – bei der Stille des
Die Schwerter [illegible]hte.
Erschlagen liegt Jug[illegible] gegenüber der Studierstube und
In der Wüste – ti[illegible]mer. Hier setzte sie sich an das

Fenster und blickte über Garten und See hinüber nach dem Rajapalast, der, auf dem roten Felsen thronend, in blanken Streifen wie mit Pfeilern von polierter Bronze, durch Purpurschatten getrennt, dem Baldachin der rosigen, goldgefransten Abendwölkchen entgegenstieg. Drei Monate lang hatte Amanda Abend für Abend so an diesem Fenster gesessen, in diesen Anblick verloren, und noch immer bezauberte er sie mit derselben Macht des Neuen und Fremdartigen. Nie hatte sie recht gewußt, ob verheißend oder drohend.

Heute wußte sie es.

Sie hatte zu ihrem Vater gesagt, es sei ihr, als ob abends der Palast reden wollte – singen und sagen von allem, was er in alten heroischen Zeiten erlebt hatte. Jetzt sprach er zu ihr. Aber nicht davon: – es jauchzte von den Türmen, es rief von den Zinnen, flüsterte von den Pavillons und Erkern, Worte liefen die Terrassen entlang, eilten die Treppen hinunter, um sie zu erreichen – nur wenige Worte, aber welche Welt von Schmerz enthielten sie: –

Hier lebt die, die er liebt.

Ob wohl auch aus einem Erkerfenster drüben durch das Schnitzwerk der Marmorplatte ein Augenpaar nach dem Bungalow blickte: –

Dort lebt der, den ich liebe.

Sie kannte dies Augenpaar: unter der schweren, gewellten Brauenlinie schwebte es dort vor ihr; und der Blick dieser großen schwarzen Pupillen durchschauerte sie wieder mit jenem unbezwingbaren, fast unsinnigen Abscheu.

War es denn wirklich möglich, daß Edmund mit den Fesseln der Liebe an dieses Geschöpf gebunden war? Die Rani war schön – auf ihre Weise, die nicht die Amandas war. Und war vielleicht gerade dieser Stil bestrickend für einen Mann, der selbst das Blut dieser Rasse in seinen Adern hatte?

Aber war es nicht auch möglich, daß sie sich täuschte? daß sie schon für ausgemacht hielt, was nur eine wahrscheinliche Erklärung war? Könnte eine tödliche Feindschaft zwischen dem Rajputen und dem Engländer nicht auch einen anderen Grund haben? etwa eine politische Intrige? Das war eine Hoffnung, und sie klammerte sich daran, während ihr Blick furchtsam den Erker drüben wieder

aufsuchte, hinter dessen Gitter sie jenes feindliche Augenpaar mit dem saugenden Nachtblick vermutete.

Der Erker aber war kaum mehr zu entdecken. Der ganze Bau schien eine glühende Kohle zu sein, und über ihm waren am Himmel alle rosigen Töne erloschen; nur Scharlach und Orange flammten mit der Reinheit und Leuchtkraft prismatischer Farben — —

Und Amanda gedachte eines anderen Sonnenunterganges: auch ein Schloß, in den letzten Sonnenstrahlen glühend und sich gegen einen strahlenden Abendhimmel erhebend — gedachte jenes Abends, da all das seinen Anfang genommen hatte, das jetzt so weit geführt hatte und unaufhaltsam, Gott weiß zu welchem Ziele, weiter strebte . . .

Es war fast ein Jahr her — in Heidelberg, wo sie sich seit einigen Monaten aufhielten, weil ihr Vater dort eine Professur antreten sollte. Sie saß am offenen Fenster und sah über den Neckar nach Stadt und Schloß hinüber. Ein wunderherrliches Abendbild, alles lieblich, duftig und einschmeichelnd, wenn auch ein wenig matt im Vergleich mit diesen starrenden metallischen Glutfarben des Orients, die sich in das Gehirn einbrennen. Damals freilich glaubte sie, daß es nirgends ein prachtvolleres Abendbild geben könne, als dasjenige, das sie gerade vor Augen hatte. Draußen im Garten deckten gelbe Kastanienblätter den Rasen, und ein würziger Geruch gleich dem eines feinen Curry strömte herein und mischte sich mit dem milden, warmen Duft einiger weinroten Rosen, die in einem hohen Glase vor ihr auf dem Nähtisch standen. Diese Rosen hatte ihr ein Student geschenkt, und zu ihnen gehörte als Begleiter ein kleines Gedicht, das zwar nicht von Liebe sprach, aber so beredt davon schwieg, wie der Anstand es erlaubt, wenn die Dinge noch nicht für eine förmliche Erklärung reif sind. Die Verse waren sehr hübsch, und so war er, der sie geschrieben hatte. Und Amanda erwog in ihrem achtzehnjährigen Herzen, ob dies nun die Liebe sei, und ob sie, wenn er ihr eines Tags seine Hand anböte, diese für Leben und Tod ergreifen dürfe. Dabei pochte dies Herz mit einer süßen Unruhe, die für eine Bejahung der Frage zu sprechen schien.

Da trat ihr Vater herein, einen offenen Brief in der Hand.

— Amanda, was meinst du davon, nach Indien zu gehen?

Nach Indien! Der Name war ihr kein so leeres Geographikum wie den meisten jungen deutschen Mädchen, denn ihr Vater pflegte mit ihr über alles zu reden, womit er sich beschäftigte; — hatte sie doch sogar angefangen, das Sanskritalphabet zu studieren, um ihm nach und nach vielleicht behilflich sein zu können. Aber Indien war sicher fern von allem, woran sie gewohnt war; sehr fern besonders von dem jungen Mann mit Rosen und Versen!

Ihr Vater rückte einen Stuhl nahe an sie heran und fing an, ihr alles auseinanderzusetzen. Der Brief war von dem Minister Kala Rama — sie kenne doch Kala Rama —?

O, ob sie Kala Rama kenne! Von den Ministern ihres eigenen Vaterlandes wußte sie nichts, aber von diesem Minister eines nordindischen Kleinstaates und seinen Verdiensten hatte ihr der Vater ja immer wieder erzählt. Kala Rama also hatte dem Vater geschrieben, daß es sowohl in seinem eigenen Lande wie in den benachbarten Gegenden einige Felseninschriften gäbe, die er zu rechter Zeit festgestellt und gedeutet haben möchte. Zu diesem Zweck, wie auch um die große Manuskriptsammlung, die er selber angelegt hatte, zu ordnen und zu verwerten und teilweise sogar der abendländischen Gelehrtenwelt zugänglich zu machen, wäre es ihm sehr erwünscht, wenn Professor Eichstädt sich auf einige Jahre bei ihm niederlassen wollte. Für den Fall, daß er willens wäre, dies zu tun, sei gerade jetzt eine sehr günstige Reisegelegenheit gegeben. Denn ein junger Engländer, Sir Edmund Trevelyan, stände im Begriff, sich nach Indien zu begeben, und zwar gerade nach diesem Ländchen, zu welchem er in der Tat intime Beziehungen hätte, insofern als er der Enkel einer von dort herstammenden Begum sei, die dem fremdländischen Zauber eines englischen Obersten nicht hatte widerstehen können. Er sei der jüngere Sohn einer guten alten Cornwallischen Familie, und habe noch nicht die Vierziger erreicht, obwohl er schon ein sehr abenteuerliches Leben hinter sich

Begum: Indische Prinzessin.

hätte. In den letzten Lebensjahren Lord Byrons sei er dessen steter Begleiter gewesen. Sir Trevelyan würde mit einer Brigg segeln, die in Southampton läge, und die sie gerade noch zu rechter Zeit erreichen könnten.

Amanda sah wohl, daß ihr Vater schon mit Leib und Seele unterwegs nach Indien sei, und mit einem stillen Seufzer, der dem jungen Rosen- und Versespender galt, versicherte sie ihm, daß sie sich nichts Herrlicheres denken könnte, als mit ihm in dem alten heiligen Vedalande zu verweilen.

Als sie etwa einen Monat später Southampton erreichten, wartete die Brigg nur noch auf günstigen Wind. Professor Eichstädt machte sofort Sir Trevelyan einen Besuch in seinem Hotel; — ein interessant aussehender Mann von freiem, aber gewinnendem Wesen, meldete er. Schon am nächsten Tage waren sie unter Segel, und die Sonne rollte wie eine feurige Kugel auf der Kimmung, als sie die weiße Küste Albions „über der Bläue des Wassers erbleichen" sahen. Amanda hatte so ziemlich erwartet, daß bei dieser Gelegenheit der Freund Lord Byrons auf dem Achterdeck stehen und Childe Harolds „Gute Nacht" rezitieren würde. Aber nichts dergleichen geschah. Sir Trevelyan mußte auf irgendeine Weise an Bord gekommen sein, ließ sich aber gar nicht sehen. Und so ging es Tag für Tag, Woche für Woche; er blieb unsichtbar. Amanda fühlte sich wohl ein klein wenig enttäuscht, aber lange nicht so sehr wie die englischen Ladies der kleinen Passagiergesellschaft; obwohl er doch sie mehr anging als jene, die nicht wie Amanda in einer kleinen Hindustadt unter einem Dach mit ihm leben sollten, und die nur durch die vagen Gerüchte über sein abenteuerliches Treiben und seine Freundschaft mit Lord Byron ein illegitimes Interesse an seiner Person hatten.

Sie waren auf der Höhe der Kanarischen Inseln, als Amanda an einem stürmischen Abend sich auf das Verdeck hinaufwagte. Seit mehreren Tagen war das Wetter so schlecht gewesen, daß sie in ihrer eigenen Kabine sich hatte aufhalten müssen; jetzt hielt sie es aber nicht mehr aus. Durch die rätselhaften, scheinbar so launenhaften Schicksalsfügungen, welche die Gesetze der Seekrankheit

wie so viele andere ordnen, war dieses Mädchen, obwohl aus Familien stammend, die seit unvordenklichen Zeiten das Salzwasser nicht gerochen hatten, gänzlich von dieser Plage verschont geblieben während die anderen Passagiere durch ihren würgenden Griff auf dem Lager festgehalten wurden. So war sie denn allein auf dem Achterdeck; zufällig befand sich kein Offizier in der Nähe, denn sonst wäre ihr der Aufenthalt dort kaum gestattet worden.

Es war einer der ersten tropischen Sonnenuntergänge, die sie zu sehen bekam, und der erste durch unruhiges Wetter gesteigerte, dessen Anblick sie genoß; zum erstenmal auch sah sie den Atlantischen Ozean seine ganze Majestät offenbaren.

Die Pracht und Größe des Schauspiels überwältigte sie zunächst völlig; dann aber gab sie sich mit dem ganzen Enthusiasmus einer jungen, reinen Seele diesen mächtigen Eindrücken hin.

Der Wolkenberg, in dessen Gipfel die Sonne versank, schien ein ungeheurer Vulkan zu sein, aus dessen Krater gigantische Feuergarben hervorbrachen und den ganzen Himmelsraum durchflammten, um die Wolken in Brand zu setzen, während glühende Lavaströme in das Meer hinunterstürzten. Wie mit goldigem Gebüsch gekrönt, erhoben sich die schäumenden Wellenhügel; Blut floß in ihren Tälern, alle erdenklichen Purpurtöne dämmerten in ihren Höhlen.

Amanda jauchzte und klatschte in die Hand wie ein Kind, jedesmal, wenn der Schaum am Bug der Brigg wie eine glänzende Kaskade emporspritzte und wie Regenbogenflammen vorüberfegte.

Sie hörte die Stufen der Treppe, die sich wenige Schritte hinter ihr befand, leise knarren und wollte hinsehen, ob jemand käme, ihre schöne Einsamkeit zu stören, als ihr Blick unwillkürlich in die entgegengesetzte Richtung gezogen wurde. Da starrte sie in eine durchsichtige smaragdene Wand hinein, von so leuchtender Schönheit, daß sie, jeden Schrecken vergessend, unwillkürlich die Arme gegen sie ausbreitete. Sofort schien sie sich mitten im Ozean, aber zugleich in einer kräftigen menschlichen Umarmung zu befinden.

Nach einer kurzen Weile, die sie aber eine kleine Ewigkeit dünkte, ließ das Meer sie frei, die Umarmung aber nicht. Sie war zu geblendet und zu erschüttert, um irgend etwas zu sehen. Nur Pur-

purflammen tanzten vor ihren Augen, aber sie hörte über ihrem Kopfe eine klangvolle Stimme lachen: –

– Ei, was ist denn das für ein mutiges Dämchen, das dem Wellenspiel hier applaudiert und den ganzen Atlantischen Ozean umarmen möchte? Nein, bleiben Sie lieber in der Umarmung eines alten Seemanns, das ist besser. Aha, noch eine . . .

Diesmal war es keine massive Welle, sondern eine mächtige Schaumkaskade, die ihr den Nacken und die Wangen peitschte und auf dem Deck und dem Glas des Oberlichtes neben ihnen laut klatschte.

– Sie haben sie mehr vom Wind weggedreht, nächstes Mal wird es wieder eine Welle geben, Sie können nicht hier bleiben.

Amanda, die sich ein wenig losgemacht hatte, versuchte einige Schritte zu machen, taumelte aber hilflos gegen das Geländer der Treppe.

– Nein, nein, so geht das nicht. Erlauben Sie – Sie fühlte sich in die Höhe gehoben und die Kampanjetreppe hinuntergetragen. Einen Augenblick danach saß sie wohlbehalten auf dem Sofa im Salon. Vor ihr stand ein hochgewachsener Mann, dessen Mantel in schweren, nassen Falten um ihn hing. Unter der schottischen Mütze ringelte das schwarze Haar, glänzend von Schaumtropfen, sich auf die Schulter hinunter. Seine großen orientalischen Augen lachten ebenso sichtbar wie die vollen Lippen um die blendend weißen Zähne – das ganze dunkle, fast maurisch anmutende Gesicht strahlte seltsam von einer wilden und doch ganz jovialen Heiterkeit.

– Aber ich sollte mich Ihnen wohl eigentlich vorstellen: Edmund Trevelyan, dessen Name Ihnen nicht unbekannt sein dürfte.

Aman a wollte nun ihrerseits die Präsentation vollziehen, aber es kostete ihr Mühe, die Lippen zu bewegen.

Sir Trevelyan bemerkte das.

– Nicht nötig – schonen Sie sich! O ich weiß, die kleine Binnenländerin, in Salonsprache: Miß Amanda Eichstädt. So, nun ist die gesellschaftliche Zeremonie erledigt. Ich denke, wir werden uns noch unter ruhigeren Umständen näher kennen lernen.

Er hatte geklingelt, und das Kabinenmädchen trat jetzt herein.

— Fräulein, bringen Sie Miß Eichstädt zu Bett. Sie ist ein bißchen zu nahe in Berührung mit dem Atlantischen Ozean gekommen. Decken Sie sie vor allem gut zu, — eine Tasse starken Tees ist das Richtige, und ich würde bei dieser Gelegenheit empfehlen, ein paar Teelöffel von gutem Jamaika-Rum hineinzutun. Gute Nacht, Miß Eichstädt! —

Die so geknüpfte Bekanntschaft wurde vorläufig nicht weiter gepflegt. Sir Trevelyan ließ sich noch immer fast so wenig sehen wie im Anfange, wiewohl doch schließlich alle die englischen Misses — die nicht ohne Neid von dem Kabinenmädchen soviel, wie dieses von dem Abenteuer des deutschen Fräuleins wußte, erfahren hatten — nach und nach ihre Neugierde befriedigen konnten.

Amanda brachte einen großen Teil des Tages auf dem Verdeck zu, sie konnte sich an den Seewundern der Tropen nicht satt sehen. Stundenlang beobachtete sie die Flugfische, die sich in großen Schwärmen aus den Fluten erhoben und in schimmerndem Flug viele hundert Fuß durch die Luft schossen, bevor sie wieder in ihrem nassen Element Zuflucht suchten. In stillem Wetter entzückte sie besonders der Anblick des „Portugiesischen Kriegsschiffes", einer allerliebsten kleinen Meduse, die durch die glasige Tiefe bis zur Oberfläche aufstieg und ihre zarten Segel, in dessen durchsichtigen Falten sich Rosa, Orange und Hellblau mischten, vor der leisen Brise ausspannte, um mit erstaunlicher Schnelligkeit über die gekräuselte Meeresfläche hinzugleiten.

Vor allem aber mochte sie keinen Sonnenuntergang versäumen. Es war ein solcher, der die zweite Begegnung, etwa vierzehn Tage nach der ersten, herbeiführte, und zwar unter noch romantischeren, der Erscheinung und dem Ruf ihres neuen Bekannten noch angemesseneren Umständen.

Und jetzt, während sie nach dem Rajapalast hinüberblickte, dessen Glut sich stetig vertiefte und schon hier und da wie von schwärzlichen Schlacken überzogen wurde — jetzt drängte die Erinnerung an jene zweite Begegnung sich ihr lebhafter denn jemals auf.

Unwillkürlich nahm sie ihr Tagebuch zur Hand, das immer auf ihrem kleinen Arbeitstische am Fenster lag. Sie hatte gerade an

jenem Nachmittage fleißig darin von fliegenden Fischen, farbenschillernden Medusen und anderen Meerwundern geschrieben, und eine heftige Erregung bemächtigte sich ihrer jetzt, als sie in dem Heft blätterte und zu den Worten kam, bei welchen sie damals die Feder von sich gelegt hatte, weil es die höchste Zeit sei, ihre enge Kabine zu verlassen, wenn sie des Sonnenunterganges nicht verlustig gehen wollte.

Die letzte Nacht war ziemlich stürmisch gewesen, und die See ging noch hohl. So wunderte sie sich nicht sehr, kein weibliches Wesen oben zu finden. Hingegen schien fast alles, was von den Passagieren männlichen Geschlechtes war, „seine Seebeine gefunden zu haben". Sie hatten sich auf dem Achterdeck versammelt, aber offenbar nicht um den Sonnenuntergang zu bewundern. Vielmehr kehrten sie achtlos ihren Rücken dem strahlenden Westen zu, wo die Sonne, von leichtem Gewölk umschwebt, sich in ihrer vollsten Pracht schnell der Kimmung zusenkte. Ihr ganzer blendender Lichtstrom beleuchtete den Gegenstand, auf den sich jeder Blick gerichtet hatte.

Es war dies ein Schiff, das in schräger Richtung auf sie lossteuerte und sich kaum noch eine halbe Seemeile luvwärts befand. Seine großen, von der frischen Brise vollgeblähten Segel leuchteten in brennendem Orange, goldige Kaskaden spritzten fortwährend empor am Bug, der wie blankes Metall glänzte, und über die purpurne Flut ergoß sich der Spiegelglanz dieser feurigen Erscheinung bis zur Brigg, als ob der fremde Segler, in seinem Eifer diese zu erreichen, sein Bild vorausschickte.

Der Anblick hatte etwas eigentümlich Faszinierendes.

Amanda war noch darin versunken, als eine wohlbekannte Stimme sie weckte.

— Was? das kleine „Fräulein" hier? — Sie scheinen mir einen Trick zu haben, hier oben zu sein, wenn alles Weibliche sich unten befinden sollte.

— Nun heute ist das Wetter doch nicht so schlimm, an das bißchen Rollen hab' ich mich schon gewöhnt. Was ist denn das für ein Schiff?

— Ein Schoner.

— Ist es vielleicht das Schiff, das wir in den letzten Tagen immer nach Osten zu wie ein Fleck am Horizonte sahen?

Oho! lachte Sir Edmund, Sie halten Ihre Laternen geputzt, scheint es! Ja, ja — sie sind klar genug. Gewiß, es ist das Schiff, darauf können Sie sich verlassen — und ein guter Segler dazu.

— Nicht wahr! wie er so über die Wellen hintanzt, es ist eine wahre Freude zu sehen.

— Freilich. Aber die besten Tänzer sind nicht immer die besten Leute — eine allgemeine Wahrheit, die Sie auch auf der See bestätigt finden werden, zumal unter diesen Breitegraden. Und da Sie nun schon seinen Tanz bewundert haben, möchte ich Ihnen doch raten, sich lieber hinunter zu begeben.

Hier wurde er vom Kapitän unterbrochen:

— Nun, Sir Trevelyan, was halten Sie von ihr (womit er offenbar nicht Amanda, sondern das Schiff meinte). — Kein Mann an Bord hat ein besseres Urteil darüber.

— Sehr geschmeichelt, Kapitän. Meine unmaßgebliche Meinung ist: klar zum Gefecht.

— Möge ich nie mehr einen Tropfen Grog schmecken, ob sie nicht mit der meinigen übereinstimmt.

Er ließ sofort die Mannschaft auf dem Deck zusammenpfeifen und hielt vom Achterdeck aus eine kurze Ansprache über das altbewährte Thema des Nimmer-Sklaven-Werden-Könnens der Briten, die mit stürmischen Hurras beantwortet wurde, worauf er knapp und bestimmt seine Befehle gab und jeder nach seinem Posten eilte.

Auf dem Achterdeck rissen sich die männlichen Passagiere um die Waffen, die verteilt wurden: alte Büchsen, Pistolen, Enterhaken und Hieber. Überall sah man die ragende Gestalt Edmunds und hörte seine herzhafte Stimme. Der Kapitän hatte ihn damit beauftragt, diese improvisierte Wehrkraft, die das Koffardeischiff sehr nötig hatte, so gut es gehen wollte, ein wenig zu organisieren. Für ein ängstliches Gemüt war seine Gegenwart eine wahre Herzensstärkung, so augenscheinlich war es, daß dieser Mann sich erst jetzt in seinem rechten Element befände, und daß er, für seine Person,

nichts lieber sehen würde, als daß es zur Aktion käme. Amanda hatte das Gefühl, als ob sie in seiner Nähe sich nicht fürchten könne, aber auch, als ob ihr bißchen Mut völlig dahin sein würde, wenn sie von ihm entfernt würde. Sie fürchtete nichts mehr, als in den Salon hinuntergeschickt zu werden, wo die Damen natürlich alle hysterisch vor Angst waren. Von ihrem Vater wußte sie zu ihrer Beruhigung, daß er bis über die Ohren im Sanskrit säße, denn er hatte sich vom Buche nicht trennen können, als sie ihn aufforderte, zum Genuß des Sonnenunterganges mit ihr auf das Deck zu gehen.

Sie machte sich darum so klein wie möglich, ganz hinten am Heck, wo der Mann am Steuerrad sie mit seiner breiten Matrosengestalt so ziemlich verdeckte. Schließlich wurde sie doch von Mr. Watson entdeckt, einem jungen Seeoffizier, der ihr sehr beharrlich den Hof machte, in diesem Augenblick aber offenbar keineswegs durch die Begegnung angenehm überrascht wurde. Er bat sie inständig, sich doch hinunter in den Salon zu begeben. Ob es nun war, weil er selbst in einem so ernsten Augenblick keine Gelegenheit zu einem Kompliment unbenutzt vorübergehen lassen konnte, oder weil er gerade diesen Ernst gern etwas scherzhaft verkleiden möchte: jedenfalls versicherte er ihr, er könne ihr nicht erlauben oben zu bleiben, weil sie, wenn es möglich wäre, einem Kampf aus dem Wege gehen müßten; es sei aber noch so hell, daß die Piraten sie dort sehen könnten, und wenn sie das täten, würde nichts sie zurückhalten, sie würden dann auf alle Fälle entern.

— Hoho! Mr. Watson, was ist dies? — Es war Edmunds Stimme, und seine Hand legte sich derb auf die uniformierte Schulter des Offiziers: — Im Begriff falsche Signale zu machen — wie? Sie müssen sehr skrupellos sein, wo es sich um ein Kompliment handelt, oder Sie kennen den Geschmack dieser dunklen Gentlemen und Haremsversorger schlecht. Nein, was die Gefahr angeht, können Sie ruhig Miß Eichstädt hier oben bleiben lassen. Dagegen halten Sie Miß Smith unten, denn wenn die ihre Reize hier oben lüftete, dann könnte Ihre Befürchtung sich allerdings erfüllen.

Amanda blickte eifrig zur Seite nach dem gefürchteten Schiff hinaus. Sowenig auch die ganze Situation zur Heiterkeit stimmte, und sowenig es sich ziemte, von dem etwas plumpen Scherz Notiz zu nehmen, sie mußte ein wenig lächeln. Miß Smith war eine großmächtige britische Jungfrau, bei der die kräftige insulare Kost offenbar gut angeschlagen hatte, und die keineswegs mit ihren sehr substantiellen Reizen geizte, besonders nicht Sir Trevelyan gegenüber.

– O was Miß Smith anbelangt, bemerkte der Schiffsarzt, durch das Oberlicht in den Salon hinunterguckend, wo die Lampen schon angebrannt waren, – die liegt auf dem Sofa und hat ihr Gesicht ganz in den Kissen begraben.

– Betet schon zu Allah, daß sie Sultana werden möge. Nun vielleicht machen wir noch ihre wohl begründeten Hoffnungen zunichte. Freilich von ihr weglaufen, das werden wir schon bleiben lassen.

Das „sie“ galt wiederum keiner Dame, sondern dem Schiff.

Selbst das unerfahrenste Auge konnte freilich sehen, daß der Schoner in der Kunst des Segelns der Brigg weit überlegen sei. Er schien das gerade recht neckisch zeigen zu wollen, indem er bald parallelen Kurs hielt, bald sich entfernte und dann wieder auf sie zuschoß. Jetzt lief er, die Brigg einholend, nur einen Steinwurf entfernt luvwärts, auf der Backbordseite. Rechts war die Sonne gerade unter der Kimmung gesunken, aber das leichte Gewölk breitete ihr Licht um so glühender über den ganzen westlichen Himmel bis gegen den Zenith hinauf und ließ einen Widerschein wie von Blut über Segel und Deck des Schoners sich ergießen, der sich stark nach ihnen hinüberneigte. Dies solchermaßen schräg gestellte und leicht zu überschauende Deck schien völlig leer zu sein, mit Ausnahme einer einzigen Gestalt: ein riesiger Neger stand auf dem Achterdeck, die lange Ruderpinne in der Hand. Diese Leerheit machte einen ganz besonders unheimlichen Eindruck, das zierliche Schiff schien ein magisches Boot zu sein, das von selber manövrierte.

Der Kapitän preite den Schoner, aber keine Antwort erfolgte. Noch zwei Anrufungen blieben ebenso fruchtlos. Da drohte er

Feuer zu geben, wenn keine Antwort käme; sofort sprang eine Person auf, den Rufer in der Hand, und antwortete mit einem längeren Gebrüll, das unverständlich war und wahrscheinlich auch beabsichtigte es zu sein. Unmittelbar danach hielt der Schoner ab; anstatt sich aber zu entfernen, drehte er sich auf dem Fuß des Hinterstevens wie ein Kreisel.

– Sie will uns die Breitseite längsschiffs von hinten geben, Kapitän, rief Edmund.

– Kenne schon den alten Trick, schmunzelte der Kapitän zurück, und gab schnell einige Befehle.

Die Brigg machte eine kleine Drehung, freilich nicht so elegant wie der Schoner, aber doch gut genug, um zu verhindern, daß die gefährliche senkrechte Gegenüberstellung vorkäme. Bald liefen die beiden Segler wieder parallel mit etwas westlicherem Kurs. Man hatte aber jetzt den Schoner auf der Steuerbordseite und hatte ihm die Luv genommen, wie Amanda die Leute ringsum sagen hörte und was sie als einen großen Vorteil zu betrachten schienen. In der Tat bemerkte auch sie, daß der Feind nicht mehr so übermütig und spielend manövrierte. Wiederum preite der Kapitän. Wiederum sprang, wie von einer Spiralfeder aus einer Schachtel emporgetrieben, der Mann mit dem Rufer in die Höhe und brüllte sein Abrakadabra. Unmittelbar danach fiel der Schoner ab und lief mit dem Wind davon, nach Westen zu, wo er bald in der jetzt plötzlich einbrechenden Dunkelheit verschwand.

Die Brigg wurde wieder in ihren alten Kurs gebracht, von welchem sie sich um einige Striche westlich entfernt hatte. Eine heitere Stimmung machte sich unter den Passagieren bemerkbar. Man hatte den Schoner aus nächster Nähe betrachtet und fand, daß von einem so kleinen Schiff wenig zu befürchten sei. Da es von seiner Bemannung nur zwei Personen gezeigt habe, würden wohl nicht allzuviel an Bord sein. Und man machte sich darüber lustig, daß er sich so bald davon überzeugt habe, daß für ihn hier nichts zu holen sei.

Einige blasse Gesichter älterer Herren, und später auch einiger Frauen, zeigten sich am Rande der Kajütskappe, kamen aber nicht

weiter, denn ein hier postierter Matrose schickte sie wieder hinunter. Dieser Umstand, sowie das eifrige, flüsternde Gespräch, das Edmund abseits mit dem Kapitän führte, erweckte bei Amanda die Vermutung, daß alles doch nicht ganz so friedlich sein mochte, wie es den Anschein hatte.

In diesem Zustand banger Zweifel gereichte es ihr sofort zu einer gewissen Beruhigung, als Edmund nun wieder in ihre Nähe zurückkehrte, indem er sich neben den Mann am Steuerrad stellte, um ihm, wie es schien, einige Direktiven des Kapitäns möglichst unauffällig zu vermitteln. Unter diesen ungewöhnlichen Umständen meinte Amanda, daß ihre flüchtige Bekanntschaft wohl genügen möchte, um ihr zu erlauben, eine Frage über die wahre Lage der Dinge an ihn zu richten, und trat zu ihm hin.

– Ach, Sie sind noch hier, Fräulein Eichstädt! und ich meinte, Sie wären längst unten, um Ihrem Vater das glücklich überstandene Abenteuer zu berichten.

– Ist es wirklich auch glücklich überstanden? Ich glaubte, sie würden wiederkehren.

– Glaubten Sie? Hm – Sie sind gescheiter als die anderen. Nun, wenn Sie meine Meinung hören wollen, dann kann es noch ernst werden. Der Kapitän hat sehr klug gehandelt, seine Stückpforten gut verschlossen zu halten, damit sie nicht sehen sollten, wie wenig Zähne wir zu zeigen haben. Ja, ich denke, wir werden sie bald wiedersehen, aber ich kann mich ja irren.

Damit fing er an, das Schloß seines Gewehres zu untersuchen.

Seine allerletzten Worte machten sie an ihrem Entschluß irre, ihren Vater und Barbara aufzusuchen und ihnen zu sagen, wie die Sache stände. Wenn sie ihren Vater recht kannte, würde er noch mit der Nase im Buche sitzen, ohne die leiseste Ahnung von der Nähe der Piraten zu haben, und hätte Barbara den geringsten Verdacht gehabt, daß irgendeine Gefahr in der Luft schwebe, würde sie sicher nicht geruht haben, bevor sie ihr Fräulein gefunden hätte. Warum nun also die beiden, vielleicht ganz unnötig, in Angst und Unruhe versetzen?

Die Brigg schien sich allerdings allein auf dem weiten Meere

zu befinden. Der Mond war aufgegangen, aber der östliche Himmel war etwas diesig, und so war sein Licht getrübt. Links lag eine Nebelbank auf dem Wasser; rechts, wo der Schoner verschwunden war, konnte man weit blicken, und kein Schiff war zu sehen.

Eine halbe Stunde verstrich.

Sie wollte doch jetzt hinunter und wenigstens sehen, wie es dem Vater und dem Mädchen ginge; schließlich brauchte sie ja noch nichts zu sagen.

„Segel, ho" klang es vom Fockmars herunter.

Ein Schauder, der durch das ganze Schiff zu zucken schien, schüttelte Amanda von der Fußsohle bis zum Scheitel. Sie folgte dem Blick Edmunds, der luvwärts hinausspähte.

Aus der hier auf dem Wasser brütenden Nebelbank glitt der Schoner, kaum in der Entfernung eines Kanonenschusses, hervor.

Der Gedanke, den Vater aufzusuchen, war verschwunden, wie jeder andere Gedanke. Sie konnte nur gedankenlos und fast gefühllos jenen auf sie zugleitenden Segler anstarren, der in dem Gespensterlicht des verschleierten Mondes so furchtbar, aber auch so unwirklich zu sein schien, wie der fliegende Holländer selber.

Auf Deck und Achterdeck war alles in lebhafter Bewegung. Edmund war überall, aufmunternd, an vorher Verabredetes erinnernd oder neue Anordnungen treffend.

Amanda stand noch immer am Hecke. Ihre Augen waren gerade über der Reiling und hingen am Schoner, der jetzt, genau wie das erste Mal, auf demselben Kurs wie die Brigg lief, und so nahe an dieser, daß man bequem hinüberrufen konnte – aber das Preien hatte keinen Sinn mehr. Soweit sie beim unsicheren Licht sehen konnte, bot das Deck denselben leblosen Anblick: nur am Ruder der riesige Steuermann, der in dieser Beleuchtung vollends wie ein dämonisches Wesen wirkte, wenn er sich über die kolossale Ruderpinne beugte.

– Hier, nehmen Sie diese – auf alle Fälle.

Es war Edmunds Stimme. Seine Nähe hatte sie schon gespürt. Jetzt fühlte sie die Berührung von einem kalten Gegenstand, um den sich ihre Hand instinktiv schloß. Eine Pistole.

Sie sah auf, und ihr Blick begegnete dem seiner schwarzglänzenden Augen, aus dem ihr ein seltsamer milder Ausdruck tiefer Besorgtheit entgegenleuchtete.

– Nur wenn's zum Äußersten kommt! Nicht wenn sie entern ... erst wenn sie hier auf dem Achterdeck die Oberhand gewinnen – sie entern mittschiffs – wenn sie hier Fuß gewinnen. Dann nicht gezögert – nur den Hahn spannen, und abdrücken – die Mündung an der Schläfe ...

– Aber – mein Vater? –

– Wir Männer werden alle über die Klinge springen, das ist bald geschehen. Aber die Frauen –! Nun, für Sie ist gesorgt, wenn Sie den Mut haben – und ich glaube, Sie haben ihn. Ich denke, wir werden finden, daß Manfred recht hat: „es ist so schwierig nicht, zu sterben".

Ein Gefühl freudigen Stolzes, weil er, der machtvolle Mann, der einzige, der sich nicht fürchtete, sich so um sie kümmere, weil er ihr das zutraue – das war alles, wofür das Gemüt in diesem Augenblick Raum hatte.

Aber freilich, sie konnte das nicht tun. Freiwillig sterben, ja. Aber nicht so. Sie mußte den Vater und die Barbara finden. „Wir wollen zusammen in die See springen – ich muß sofort zu ihnen!"

Das war ihr ausgesprochener Wille – aber sie war nicht imstande einen Fuß zu bewegen. Sie stand da, vom Anblick des fremden Schiffes festgebannt.

Jetzt lenkte es von der Brigg ab, lag still und fing seine Kreiseldrehung auf dem Achtersteven an – dasselbe hinterlistige Manöver.

Die Kommandorufe des Kapitäns erschollen, das Rad flog in den Händen des Rudergastes, die Ketten des Steuers knackten und schurrten, die Rahen knarrten, die Segel schlugen und knallten ... aber die Stimme des Kapitäns ertönte wieder und heftiger. Erneutes Knarren, Knacken, Schurren und Knallen; erneute Kommandorufe, mit Flüchen und Fußstampfen untermischt. Eine Welle von Unruhe, jedem einzelnen fühlbar, ging über das Deck: – etwas sei nicht in Ordnung, das Manöver gelinge nicht! Und Amanda

sah den Schoner immer mehr sich hinter das Heck der Brigg schieben. Sie erinnerte sich der Worte Edmunds: sie will uns ihre Breitseite längsschiffs von hinten geben. Im nächsten Augenblick konnte ein Eisenhagel über das Deck hinfegen.

Sie blickte, wie hilfesuchend, auf Edmund.

Sein Gesicht war am Kolben des Gewehrs.

Ein blendendes Aufblitzen, ein scharfer Knall.

Drüben, auf dem Achterdeck des Schoners rollte der Riesenkörper des Steuermannes. Die mächtige Ruderpinne schwenkte wie ein Arm, der nach einer stützenden Hand greift, die Segel schlugen wild hin und her – –

Ein Freudenruf erscholl auf der Brigg vom Achterdeck bis zur Back.

Der Schoner trieb hinten wie ein Wrack – ein dunkler Fleck auf dem leuchtenden Streifen des Kielwassers.

Lange dauerte es freilich nicht, bis der Feind wieder sein Schiff in der Hand hatte. Alle Segel beigesetzt, die Nase bis zum Bugspriet im Schaum, kam der Schoner herangebraust; wie ein Windhund, der an der Seite des fliehenden Hirsches springt, hielt er sich zur Seite der Brigg. Diese hatte aber wieder die Luv gewonnen, und das allgemeine Gefühl, daß Edmunds Meisterschuß sie gerettet habe, sollte sich nicht als ein trügerisches zeigen. Schon nach wenigen Minuten drehte der Schoner ab, um vor dem Wind westwärts zu gehen.

In diesem Augenblick trat der Vollmond über den Rand einer Wolke hervor.

Ein unwillkürlicher Schrei entrang sich den Lippen Amandas, und er war nicht der einzige Schreckensausruf, der an Bord laut ward.

Das plötzlich hereinströmende volle Silberlicht des Mondes zeigte ihnen das Schiff, dessen Heck kaum einen Steinwurf entfernt war, gedrängt voll von Menschen. Sie überfluteten Deck und Schanze, ritten und krochen auf den Rahen, hingen in den Wanten. Das wimmelte durcheinander da drüben wie in einem umgewälzten Bienenkorb; man sah die weißen Zähne in den schwarzen Gesichtern grinsen.

— So, Fräulein Eichstädt, nun können Sie Ihren Vettern und Cousinen daheim schreiben, daß Sie Piraten gesehen — und, was das beste ist, Sie haben das letzte von ihnen gesehen. Das hätten sie uns nicht gezeigt, wenn sie daran dachten wiederzukommen. An die dreihundert Mann — mehr als genug, um uns allen die Gurgel abzuschneiden, wenn sie den Mut gehabt hätten.

Die plötzliche Gewißheit, daß die Gefahr, gerade in dem Augenblick, wo sie ihr Gesicht entschleierte, endgültig vorüber sei, war zu viel für Amandas Nerven. Die Pistole entglitt ihrer schlaffen Hand und fiel rappelnd auf die Deckbohle. Ein kräftiger Arm unterstützte sie.

— Ach, Mr. Watson! bringen Sie Fräulein Eichstädt in die Kajüte! Ich sehe, daß der Kapitän mich sprechen will. — Und trösten Sie Miß Smith, weil ihre Sultanaschaft ad undas ging.

Dieser Seemannsscherz war das letzte, was ihr von diesem Abend in Erinnerung geblieben war.

Nie war später zwischen ihr und Edmund eine Hindeutung auf das Abenteuer gefallen. Und heute hatte Arthur Steel verraten, daß sein Vetter zu ihm davon gesprochen und ihren Mut gelobt habe — ihren Mut, während sie doch immer geglaubt hatte, eine recht klägliche Rolle gespielt zu haben! Ja, mehr noch: Edmund hatte selber mit Wort und Blick seine Bewunderung für ihren Mut ausgesprochen. — —

Daß Sir Trevelyan nach diesem Abend, als Retter des ganzen Schiffes, der populärste Mann an Bord war, und das weibliche Interesse für ihn im Salon bis zum Siedepunkt stieg, hatte nicht die Wirkung, ihn geselliger zu machen — eher die entgegengesetzte. Zu den gemeinsamen Mahlzeiten hatte er sich sowieso nie in der Kajüte eingefunden, da wenige Dinge ihm verhaßter waren als eine „table d'hôte", und er sich von dieser Einrichtung ganz unabhängig fühlte. Durch sein Zusammenleben mit Shelley und Byron hatte er sich sowohl die gewohnheitsmäßige Unregelmäßigkeit wie die absolute Bedürfnislosigkeit in bezug auf das Essen selbst, welche den beiden englischen Dichterdioskuren gemeinsam war, vollkommen angeeignet. Unter dem weiblichen Publikum

verbreitete sich dadurch die Sage, daß er, ebenso wie Lord Byron, es nicht vertragen könne, Damen essen zu sehen, weil ein solcher Anblick mit den Vorstellungen, die er von ihrem ätherischen Wesen hatte, kontrastiere – eine Schrulle, die Miß Smith zwar „himmlisch" fand, dennoch aber aus tiefstem Herzen bedauerte.

Edmund hielt sich also nach wie vor fern von den Passagieren und verkehrte in der Messe, aber auch vielfach vor dem Mast, wo er, da er sich ausnehmend gut mit dem Kapitän stand, bisweilen den nicht diensthabenden Teil der Mannschaft mit Rum bewirtete.

So ließ er sich denn mehr hören als sehen. In den tropischen Nächten, mit ihrer milden Kühlung und ihrem ungeahnten herrlichen Sternenhimmel über der stillen Sommersee, liebte Amanda es, wachend auf dem Verdeck zu träumen, wurde aber in dieser angenehmen Beschäftigung oft gestört durch den Gesang der Zechenden von der Back des Schiffes: – eine hohe, ungeschliffene aber nicht unangenehme Baritonstimme und ein brüllender Chorus der Mannschaft. Besonders ein sehr beliebtes Lied gab es, dessen Kehrreim immer mit unglaublicher Gewalt von den durstigen Seelen angestimmt wurde:

Fifteen men on the dead mans chest –
Yo-ho-ho! and a bottle of rum –

Leutnant Watson, der seine Kavalierdienste noch immer getreulich dem deutschen Fräulein widmete, erklärte ihr freilich bei einer solchen Gelegenheit, daß dieses Lied eher unter den lustigen Roger als unter den blauen Peter hingehöre. Sie gestand lächelnd, diese beiden Gentlemen nicht zu kennen; worauf er ihr sagte, der letztere sei nichts weniger als die britische Seeflagge, während der lustige Roger die gemütliche Bezeichnung für die schwarze Flagge der Piraten sei.

– Sie wollen doch nicht sagen, scherzte Amanda, daß Sir Trevelyan ein Pirat gewesen sei, Mr. Watson?

– Wer weiß, was er gewesen sein mag, antwortete der Seeoffizier mit einem skeptischen Achselzucken. Im vorigen Jahrhundert gab es in York einen Erzbischof, dem man nachsagt, er sei in

seiner Jugend Bucanier gewesen. Ich darf behaupten, daß Sir Trevelyan nicht Erzbischof in York wird, aber ich würde nicht darauf schwören, daß er nicht in seiner Jugend unter dem lustigen Roger gefahren ist.

Es gab keinen vernünftigen Grund, warum Amanda dem jungen Seeoffizier diese Meinung übel vermerken sollte; sicher ist es aber, daß sie ihn von diesem Augenblick an kühl behandelte. – –

Die lange, dreimonatliche Reise näherte sich nun ihrem Abschluß. Man kreuzte gegen westlichen Wind im bengalischen Meerbusen an der Orissaer Küste. Als Amanda zur Zeit des Sonnenunterganges auf das Deck kam, hörte sie Edmund vom Achterdeck ihren Namen rufen und sah ihn eifrig winken.

– Kommen Sie, Fräulein Eichstädt! begrüßen Sie Indien, das Land der fremden Götter.

– Ich will meinen Vater rufen.

– Nein, sputen Sie sich! Wir wollen den Stewart nach Ihrem Vater schicken.

Auf dem Achterdeck waren mehrere Passagiere versammelt, die westwärts blickten. Man hatte ein großes Fernrohr auf die Reiling gestützt und spähte eifrig nach irgendeinem bestimmten Punkt.

Die Brigg hatte sich beim Kreuzen dem Lande bis auf eine knappe Seemeile genähert. Es war eine trostlos flache Küste – vor ihr der weiße Streifen der Brandung. In wenigen Minuten mußte das Schiff über Stag gehen und sich wieder von der Küste entfernen. Deshalb Edmunds Eifer.

– Ich war gerade daran, nach Ihnen zu schicken – sehen Sie hier durchs Rohr!

Schon mit bloßem Auge hatte Amanda mächtige und seltsame Bauwerke gewahrt. Durch das Fernrohr, das Edmund für sie richtete, sah sie mit großer Deutlichkeit ein unvergeßliches Bild.

Die Küste erhob sich nur wenig über den beweglichen weißen Schaumrand der Brandung. Hier und da einige dünne Palmen – wie riesenhafte, blühende Grashalme. Und nun umfaßte das

Bucanier: Westindische Seeräuber-Gesellschaft.

Sehfeld jenen Komplex von Gebäuden. Aus einem ziemlich ausgedehnten Hain stiegen zwei Pyramiden; aber weit über diese hinauf ragten zwei hochgestreckte Kuppeltürme, gleich zwei ungeheuren Gurken, von denen man das eine Drittel abgeschnitten und die man auf der Schnittfläche aufgestellt hatte. Der Anblick war grotesk, und doch nicht ohne eine gewisse feierliche und wilde Schönheit, zumal die Sonne gerade zwischen der einen breiten Pyramide und dem höchsten — weil nächsten — Kuppelturm stand. Ein rosiger Feuerschein schmiegte sich weich um die Zylinderfläche des Turmes, während die Stufen der Pyramide mit Goldstreifen gezeichnet waren, zwischen welchen kolossale Skulpturen aus dumpfer Purpurglut hervordämmerten, ihre violetten Sammettiefen hineingrabend und hier und dort ein Streiflicht auffangend oder es mit einem schartigen Rande brechend. Die schweren Schlagschatten lagen quer über den Hain; überall aber, wo die Bäume nicht in ihrem Bereich waren, glänzten Laub und Geäst, als ob sie aus Bronze wären, und die ganze Luft ringsum schien voll von Goldstaub zu sein, so daß eine Glorie um das Bild stand.

— Was ist das? fragte Amanda, ohne das Auge vom Glas zu nehmen — sind das Ruinen?

— Nein, bewahre! die Steine sind lebendig genug. Es ist wohl das wirksamste Heiligtum der Welt: — Jaggernauth, wenn Sie den Namen gehört haben.

Sie hatte ihn gehört. War er doch ein sprichwörtliches Symbol geworden für selbstopfernden religiösen Fanatismus phantastischster und wildester Art. Und mit tiefem, fast andachtvollem Schaudern hing ihr Blick an jenen schwarzen Pyramiden und hochaufsteigenden Kuppeln in ihrem Tempelhain, von der Glut des hinter ihnen sinkenden goldenen Sonnendiskus umstrahlt, rings um sie herum unabsehbare rostrote Sandwüste, zu ihren Füßen die schäumende Schwelle des blauen Weltmeeres.

— Ja, das ist in der Tat heiliges Land, was Sie dort sehen, Miß Eichstädt, sagte Leutnant Watson. Ich habe im vorigen Jahr einen kurzen Urlaub benutzt, um von Kalkutta aus diesen Tempel zu besuchen, und es ist keine Übertreibung, daß die Seiten der Wege

meilenweit weiß von den Gebeinen der Pilger sind. Denn von überall her in ganz Indien schleppen sich Leute, die sich dem Tode nahe fühlen, nach diesem Tempel und sterben glücklich an der Seite des Weges, wenn ihre brechenden Augen jene Kuppeltürme erblicken. Deshalb kann ich nicht einmal sagen, daß diese Totenschädel und Knochen, die in dem roten Sand bleichen, einen traurigen Eindruck machen — denn nichts ist gewisser, als daß diese Menschen in vollkommener Zuversicht auf ein seliges Leben sterben.

— Und wie werden sie enttäuscht! in welcher Hölle müssen sie erwachen — wie Lazarus sterben, und wie der reiche Mann erwachen! seufzte ein glattrasierter Herr, dem man auf eine — englische — Viertelmeile den „Reverend" ansah. — Und das nennen Sie keinen traurigen Anblick, ein so entsetzliches Zeugnis davon, bis zu welchem Wahnsinn der Aberglaube die Menschen verblenden kann, wenn sie nicht durch das Licht des Evangeliums erleuchtet sind? Und was sagen Sie zu den wahrhaft teuflischen Prozessionen in jenem Tempel, bei welchen Hunderte von fanatischen Anbetern sich von den Rädern des Götzenwagens zermalmen lassen und so durch Selbstmord ihren Schöpfer verleugnen?

Professor Eichstädt war unterdessen auf dem Achterdeck erschienen und hatte durch die Hilfe Amandas einen flüchtigen Anblick des Tempels genossen, bevor die Brigg über Stag ging und sich wieder von der Küste entfernte, was gerade jetzt geschah. Er wandte sich nunmehr kampfbereit gegen den Kirchenmann und erklärte ihm, daß dies Ammenmärchen von den Selbstaufopferungen in Jaggernauth auf Verleumdung oder grobem Mißverständnis beruhe; die Gottheit würde gerade hier in ihrer lebenserhaltenden Form als Vishnu angebetet, so daß solche wilden Gebräuche hier absolut ausgeschlossen seien. Er fand einen willkommenen Unterstützer in einem hübschen, schlanken Herrn mit einem starken Schnurrbart, einem Kavallerieoberst, der von einer Urlaubsreise nach England zurückkehrte: — es sei konstatiert, daß in den letzten dreizehn Jahren nicht ein einziger solcher Fall vorgekommen sei; die vereinzelten Fälle vor der Zeit möchten leichtbegreifliche Folgen des ungeheuren Gedränges sein.

Solchermaßen zurückgewiesen setzte der Reverend eine mächtig

hochkirchliche Miene auf, wobei seine Oberlippe noch einmal so lang wurde, und meinte, dem sei wie ihm wolle, jedenfalls würde dieser und ähnliche scheußliche Gebräuche bald von diesem nachtumhüllten Land durch das Licht der Kirche und das segensreiche Zivilisationswerk der Engländer verjagt werden.

— Ach, gehen Sie mir mit ihrem Zivilisationswerk! rief der unverfrorene Edmund. Was würden die Engländer für Spuren zurücklassen, wenn sie morgen aus diesem nachtumhüllten Land hinausgejagt würden? — den großen Hauptweg von Kalkutta nach Benares — soweit er gebaut ist — und eine Pyramide von leeren Bierflaschen.

Dieser herausfordernden Behauptung wurde mehr mit Kopfschütteln und Lachen als mit Entrüstung begegnet. Die des Pastors war augenscheinlich, aber stumm.

— Na, na, Sir Trevelyan, rief der Kapitän, der sich unterdessen auch der Gesellschaft angeschlossen hatte — das ist doch wohl etwas zu viel gesagt. Aber immerhin! besser eine Pyramide von Bierflaschen zu hinterlassen, als eine von Menschenköpfen, was frühere Eroberer Indiens getan haben, wenn es mit dem Garn, das man mir darüber gesponnen, seine Richtigkeit hat.

— Ich weiß nicht! Ich glaube, daß ich die letztere vorziehe. Sie ist dekorativer und man kann sie wenigstens in einem Gedicht verwenden.

Man lachte über diesen unerwarteten Gesichtspunkt.

Seine Ehrwürden hatte sich mittlerweile gefaßt und richtete mit strenger Miene die Frage an Edmund, ob er etwa auch das nicht für eine unschätzbare Wohltat wollte gelten lassen, daß der gotteslästerlichste, teuflischste Gebrauch, den je ein dem Götzendienst verfallenes Volk erfunden habe, die Sati, schon jetzt in den eigentlichen britischen Besitzungen verboten wäre und hoffentlich bald vom Boden Indiens überhaupt und damit aus der Welt vertrieben sein würde?

Etwas ausweichend antwortete Edmund, daß auch darüber wohl verschiedene Meinungen sein könnten, weil eben niemand so eifrig für die Sitte des selbstgewählten Feuertodes der Witwen eingetreten sei, wie gerade die indischen Frauen, die doch in dieser Frage zuständig sein müßten.

Hiermit war nun eine allgemeine Diskussion über die Sati eröffnet worden, die nicht umhin konnte, äußerst lebhaft, ja erregt zu werden. Es war kaum fünf Jahre her, daß der Gouverneur, Lord Bentinck, unter großer Opposition von allen Seiten, das Verbot der Sati in Bengalen durchgesetzt hatte, wodurch jeder aktive Teilnehmer an einer solchen der strafbaren Tötung schuldig erklärt wurde. Selbst in diesem kleinen Kreise waren die Meinungen geteilt; wenn auch einige Lord Bentinck als einen der größten Wohltäter der Menschheit priesen, so zweifelten andere, ob ein solcher humanitärer Eingriff in uralte religiös-ethische Vorstellungen eines der ältesten Kulturvölker berechtigt sei.

Professor Eichstädt mußte den interessierten Zuhörern auseinandersetzen, daß die Sati zwar in das graue Altertum zurückreiche, dennoch aber nicht in der vedischen Zeit beglaubigt sei; vielmehr sei sie nachträglich durch Hinzufügung eines Hakens an einen Sanskritbuchstaben von den Brahmanen in den heiligen Text hineingefälscht worden, wodurch sie erst die religiöse Sanktion erhalten habe und eine, wenn auch keineswegs obligatorische, so doch sehr häufig ausgeübte Sitte geworden sei, während sie im Altertum vielmehr das Gepräge der heroischen Ausnahmen getragen habe. Eben diese heroische Treue priesen einige als noch heute so bewundernswert wie je, während andere das durchaus nicht wollten gelten lassen. Es sei lediglich die Furcht vor dem gänzlich freudelosen Leben des indischen Witwenstandes, die eine Frau zur Sati bestimme, in Verbindung mit den Bitten der Familie, auf die der Glanz einer solchen Handlung fallen würde, und mit den abergläubischen Versprechungen und Drohungen der Brahmanen. Wenn so ein armes Geschöpf seine Einwilligung gab, sei sie schon von Opium berauscht, und vollends bei der Handlung selbst befände sie sich bekanntlich im Zustande vollkommener narkotischer Apathie.

Fast der einzige Mann, der sich an diesem Streit nicht beteiligte, war der Oberst. Als nun eine kleine Pause eintrat, räusperte er sich und meinte, da er, wie es schien, der einzige Anwesende sei, der einer Sati beigewohnt hatte, würde es vielleicht nicht unangebracht sein, wenn er ihnen seine Erfahrung und seinen Eindruck mitteilte.

Man bezeugte einstimmig den Wunsch, dies Erlebnis so ausführlich wie nur möglich berichtet zu hören, und selten hat ein Erzähler sich von einem aufmerksameren Kreis umgeben gefühlt, als jetzt der Oberst, da er seinen Bericht anfing.

Er hatte sich drei Jahre vorher in der nördlichen, halb unabhängigen Provinz Cutch mit mehreren seiner Kameraden aufgehalten, um der gewöhnlichen Ferien-Rekreation der indischen Offiziere von der Langweiligkeit des Kantonnementslebens zu genießen: der Tigerjagd. Kurz nach ihrer Ankunft erfuhren sie, daß eine junge Frau ihre Absicht erklärt habe, nach dem Sati-Ritus auf dem Scheiterhaufen ihres am vorhergehenden Tage verblichenen Gatten zu sterben. Die Offiziere kamen überein, daß sie sich überzeugen wollten, ob diese Tat völlig freiwillig geschehe, ohne daß List oder Macht irgendwie mit im Spiele sei, widrigenfalls sie auf jede Gefahr hin und, wenn nötig, unter Gebrauch der Waffen die Ausführung der Sati verhindern wollten. Sie begaben sich also in guter Zeit zur angegebenen Stelle, wo es schon von Zuschauern wimmelte. Bald danach erschien die Witwe selbst, begleitet von den Brahmanen und von ihren Angehörigen; der Leichnam ihres Gatten wurde hinter ihr hergetragen.

Sie war eine außerordentlich schöne Frau, etwa dreißig Jahr alt, und prachtvoll gekleidet. Die Zuschauer begrüßten sie mit lautem Preisen ihrer Tugend und warfen Blumen — die Frauen drängten sich vor, um nur ihr Kleid zu berühren. Selbst legte sie eine solche Ruhe an den Tag und sah dem Aufschichten des Scheiterhaufens anscheinend so gleichgültig zu, daß der Verdacht sehr nahe lag, sie befände sich unter dem Einfluß von Opium. Zwei von den Europäern, die Militärärzte waren, traten deshalb nahe an sie heran, kamen aber beide zu dem Resultat, daß weder Opium noch sonst irgendein betäubendes oder auch nur berauschendes Mittel verwendet worden sei.

Der Oberst wandte sich nun selbst an das Weib, fragte sie, ob sie völlig aus freiem Willen diese Tat begehe, und versicherte ihr, daß, wenn sie nur das geringste Widerstreben spüre, ihr Gelübde zu erfüllen, dann würde er, im Namen der britischen Regierung,

ihr Schutz des Lebens und des Eigentums garantieren. Ihre Antwort war ruhig, von heroischer Festigkeit: „Ich sterbe freiwillig. Gebt mir meinen Gemahl zurück, dann will ich leben."

Während die Zeremonien weiter schritten, versuchte man es noch einmal mit Vorstellungen, Bitten, ja man beschwor sie flehentlich, von ihrem Vorhaben abzulassen; aber alles vergeblich. Niemals hat ein christlicher Märtyrer mit größerer Festigkeit den Scheiterhaufen bestiegen, als dies zarte Weib es ohne jeden Zwang tat. Von dem obersten Brahmanen begleitet umschritt sie siebenmal den Scheiterhaufen, indem sie die Gebete hersagte, Reis auf den Boden streute und die Umherstehenden mit Wasser besprengte, dem man eine entsühnende Kraft zuschrieb. Sie nahm dann ihre Juwelen ab und verteilte sie an ihre Angehörigen, wobei sie für jeden ein tröstendes Wort hatte. Der Brahmane reichte ihr eine brennende Fackel, und mit dieser in der Hand trat sie durch die Tür und setzte sich ins Innere des Scheiterhaufens. Hier wurde der Leichnam ihres Gatten, nachdem er siebenmal um den Scheiterhaufen getragen worden, ihr über die Kniee gelegt. Nun wurde der Eingang durch Dorngestrüpp und Gras verdeckt; die Engländer bestanden aber darauf, daß dies so oberflächlich geschehe, daß die Frau, wenn sie aus ihrem brennenden Gefängnis entfliehen wollte, nicht durch diese Schranke daran gehindert würde. Sie überzeugten sich, daß die Kraft eines Kindes genügen würde, um das Hindernis zu beseitigen, und erinnerten aber und aber die Frau daran, daß ihr der Ausgang keineswegs versperrt sei: denn sie hofften noch immer, daß sie noch im letzten Moment entweichen würde. Eine lautlose Stille trat ein, bis ein dünner Rauch, der sich vom Gipfel des Scheiterhaufens emporkräuselte, sie benachrichtigte, daß die Frau mit ihrer Fackel das Holz angezündet habe. Gleich danach züngelten und prasselten die Flammen in die Höhe — kein Schrei, ja nicht das leiseste Stöhnen verriet, daß etwas anderes als die Leiche des Verstorbenen vom Feuer verzehrt wurde.

Diese Erzählung, belebt durch die anschaulichen Kleinzüge, worüber nur der Augenzeuge verfügt, und unterstützt durch die Bewegung, die, von der lebendigen Erinnerung ausgelöst, sich in

Stimmklang, Blick und Miene unwillkürlich verriet und sich so den Zuhörern direkt mitteilte, hätte nie und nirgends ihre Wirkung verfehlen können. Hier, unter diesen Umgebungen, war sie überwältigend. Oben der glänzende Nachthimmel, wo das Licht des Mondes das Brillantfeuer der Sterne nicht zu beeinträchtigen vermochte; — unten die See, die Mondlicht und Sternenblinken auf ihren langen, flachen Wellen schaukelte, welche sich mit leisem monotonem Brausen am Bug des Schiffs brachen; und draußen nach links, hinter dem weißen Streifen der Brandung, dies mächtige, rätselhafte Land, ein Weltteil für sich, Indien mit seinen unerhörten Gegensätzen, mit seinen tiefen Mysterien, seiner uralten Weisheit, verborgen im Nebellicht, als ob es lausche, schweigend in der Nachtstille, mit einem Schweigen, das ihnen allen — vielleicht sogar den Pfarrer nicht ausgenommen — hörbar wurde: — „Ihr Fremden, die ihr draußen vor meiner Schwelle schwimmt, was erkühnt ihr euch mit euren Neulingshänden an meinen uralten Gebräuchen zu rütteln, was vermeßt ihr euch mit euren Ideen von gestern über mich zu Gericht zu sitzen?" —

Endlich brach Edmund das Schweigen, das nach der Erzählung des Obersten als der beredteste Dank von selber eingetreten war.

— Wir haben nun die Sache für sich selbst reden hören. Die europäischen Herren haben reichlich Gelegenheit gehabt, sich darüber auszusprechen, und was die indischen Frauen meinen, wissen wir auch. Nun möchten wir auch hören, was die europäischen Damen sagen.

Die anwesenden Engländerinnen waren jetzt, da der Bann, worunter sie sich befunden, gebrochen war, sehr bereit, einmütig vom beifälligen Murmeln seiner Ehrwürden aufgemuntert, zu erklären, der Selbstmord sei ein schreckliches Verbrechen, das von dem lieben Gott ausdrücklich verboten sei, weshalb man unmöglich mit einer solchen Handlung sympathisieren könne. Die einzige Ausnahme bildete jene nicht Sultana gewordene Miß Smith, die mit einem schmachtenden Blick auf Edmund verstehen ließ, daß es ihr eine wahre Wonne sein würde, ihre Körperfülle auf dem Scheiterhaufen eines geliebten Ehegesponses zu opfern — was freilich später von

dem undankbaren Edmund dahin gedeutet wurde, die Miß sei so erpicht darauf, einen Mann zu bekommen, daß sie zur Not das Risiko des Feuertodes mit in den Kauf nehmen wolle.

— Britannia hat gesprochen. Was meint Germania?

Es ärgerte Amanda sehr, zu fühlen, wie sie errötete und wie verwirrt sie wurde, als diese Frage Edmunds plötzlich die Aufmerksamkeit aller auf sie richtete. Außerdem befand sie sich in einer etwas unklaren Position. Die ganze Erörterung hatte so ziemlich den Charakter eines Kampfes zwischen dem Mann der Hochkirche und dem Byronianer angenommen. Man rangierte sich, je nach seinen Sympathien oder nach dem, was man scheinen möchte, unter der Fahne des einen oder des anderen — und jetzt wurde sie von dem einen der Führer aufgefordert, als der letzte Kombattant ihre Partei zu ergreifen. Nun war ihr der Hochkirchenmann, der unterwegs mehrere Zusammenstöße mit ihrem Vater gehabt, vom ersten Anblick an im Innersten zuwider gewesen, und nie mehr als gerade heute Abend. Andererseits wollte ihr aber auch das ganze Auftreten Edmunds bei dieser Gelegenheit nicht recht gefallen. Diese ziemlich gemischte Gesellschaft mit gewagten Paradoxen teils zu amüsieren, teils zum Widerspruch zu reizen, schien ihr an sich eine nicht ganz würdige Rolle, und noch dazu eine solche, die für die ganze Stimmung nach dem ersten Eindruck einer fremden, mächtigen Welt, der man zusteuerte, ganz besonders schlecht gewählt war.

— Ich weiß nicht, antwortete sie endlich ein wenig stotternd und nach Worten suchend, ob es Germania ansteht, durch meine Wenigkeit zu sprechen. Aber ich finde, daß, wenn eine solche Handlung wirklich aus reiner Liebe geschieht, wenn gar nicht die Furcht vor einem freudelosen Leben mitspricht, wenn die Unglückliche sich neben den Leichnam ihres Gemahls auf dem Scheiterhaufen hinlegt, weil sie von ihm nicht lassen kann, weil sie ohne den Geliebten nicht leben will und wohl auch hofft, mit ihm in einem seligen Leben vereinigt zu werden, dann verstehe ich nicht, wie man vor einer solchen Treue bis in den Tod hinein andere Gefühle als die der unbedingten Hochachtung und Bewunderung hegen kann.

Seine Ehrwürden erhob sich und trat in würdevollster Haltung, die Hände auf dem beleidigten Rücken, einen Spaziergang auf dem Deck an, offenbar um die Nähe eines Wesens zu meiden, das eine so verworfene Meinung äußern konnte.

Dieser Erfolg tat Amanda im Herzen wohl – viel wohler als der laute Beifall Edmunds, der nicht auf sich warten ließ.

– Heroisch gesprochen wie Schillers Jungfrau, und weise wie Shakespeares Portia!

– Noch nicht ganz wie Portia, denn da muß man auch die andere Seite in Betracht ziehen, sagte Amanda mit einem ihr eigentümlichen schalkhaften Augenlachen, das selten unterließ, denjenigen, an den es gerichtet war, begierig zu machen, was wohl jetzt folgen würde.

Auch Edmund war etwas neugierig, als er fragte:

– Und was ist denn die andere Seite, edle Portia? Sie haben recht: audiatur et altera pars!

– Die andere Seite ist die, daß ich nie davon gehört habe, daß ein indischer Witwer sich auf dem Scheiterhaufen seiner Frau hat verbrennen lassen, und daß ich dies Gegenstück einigermaßen schmerzlich vermisse.

Diese Replik weckte ein so lebhaftes und lautes Echo, daß sogar der Pastor sich mit beschleunigten Schritten der Gruppe näherte, um zu erfahren, was vorgefallen sei. Der Kapitän vollends war so entzückt, daß er mit seinen großen Seemannstatzen Edmund auf den Rücken klatschte und ihn fragte, ob er – old boy – diesen Trumpf stechen könnte?

Der „alte Knabe" schien nicht in dieser glücklichen Lage zu sein, und es kam ihm offenbar recht gelegen, als die allgemeine Aufmerksamkeit gerade in diesem Augenblick dadurch von ihnen abgeleitet wurde, daß von der Saling aus ein großes Schiff, vorne auf der Backbordseite, signalisiert wurde.

– Gott verdamme seine Augen! rief der Kapitän, ist denn der Junge verrückt geworden? – wie sollte denn dort ein Schiff sein können?

– Mit Ihrer Erlaubnis, Herr Kapitän, sagte Leutnant Watson,

der Matrose hat wahrscheinlich die schwarze Pagode bei Kanarak für ein Schiff gehalten; und es muß zu seiner Entschuldigung dienen, daß er nicht der erste Seemann ist, den sie getäuscht hat.

Es zeigte sich in der Tat, daß dies der Fall war. Bald konnte man jenseits des Schaumstreifens einen dunklen Gegenstand unterscheiden, der einem großen Schiffe unter voller Segelbekleidung täuschend ähnlich sah. Diesmal handelte es sich nicht, wie bei Jaggernauth, um einen lebendigen Tempel, sondern um eine ehrwürdige Ruine, und zwar um eins der berühmtesten architektonischen Denkmäler Indiens. Der turmartige Hauptbau war längst zusammengestürzt, und was man sah, war nur der kubische Vorbau mit seinem pyramidenförmigen Dach, das sich zu einer Höhe von etwa hundertunddreißig Fuß erhob. Leutnant Watson, der auf seiner Rückfahrt von Jaggernauth auch diesen Tempel besucht hatte, mußte eine Beschreibung zum besten geben. Er sagte, die schwarzen Marmorblöcke, aus denen das Heiligtum gebaut war, seien von so übergigantischen Dimensionen, daß man schlechterdings nicht begreife, wie menschliche Kraft sie in ihre jetzige Lage gebracht habe; und dabei seien sie mit Skulpturwerken von so minutiöser Ausführung bedeckt, daß nur der große Buddhatempel auf Java damit rivalisieren könne ...

Das war Amandas erster indischer Abend, und wohl mochte er mit allen Kleinigkeiten unauslöschlich in ihrer Erinnerung stehen, von allen anderen getrennt, eingehegt durch die beiden mächtigen Landkennungen und indischen Wahrzeichen: den Tempel von Jaggernauth und die schwarze Pagode. Aber wie ein Stern leuchtete zwischen ihnen im Grunde ihres Bewußtseins der stolze Gedanke, daß sie dem übermütigen Edmund einen Fehdehandschuh hingeworfen habe, den er nicht hatte aufnehmen dürfen. Wußte sie doch mit untrüglicher Gewißheit, daß er das Leben einer Frau und das eines Mannes nicht als gleichwertig betrachte. Ohne Zweifel würde er jeden Augenblick bereit sein, das Leben für eine Frau zu opfern, und dies auch von jedem Mann verlangen. Aber nur, weil es dem Mann gezieme, ritterlich zu sein und den Tod zu verachten. Im Grunde seines Herzens befände er sich völlig in Übereinstimmung

mit der Wertschätzung, die sich in der einseitigen Satisitte so naiv aussprach. Sie wußte aber auch, daß er in jenem Augenblick sich dessen auf beschämende Weise bewußt geworden sei und sich ihr gegenüber zu dieser orientalischen Ansicht nicht habe bekennen dürfen. — — —

Und noch sein Bild tauchte an der Hand dieser Reihe auf, um sie abzuschließen:

Der Sonnenuntergang von Benares.

Wenn der Sonnenuntergang von Jaggernauth der erste Gruß von Indien bedeutete, so war der von „der heiligen Stadt am heiligen Strom" erst die volle Weihe, die endgültige Bestätigung, daß man sich jetzt wirklich mitten im alten Wunderland befände.

Aber zwischen Jaggernauth und Benares lag Kalkutta und damit das Eintreten eines neuen Faktors in ihr plötzlich so bewegtes Leben.

Der Aufenthalt in Kalkutta bildete eine kleine Oase zwischen der dreimonatlichen Seefahrt und der ebenso langen Bootfahrt den Ganges aufwärts nach Cawnpore, wo man die Zivilisation zu verlassen hatte, um in Ochsenkarren sich langsam weiter zu bewegen. In jener „Stadt der Paläste", die weder dem Vater noch der Tochter zusagte, schloß sich Sir Trevelyans Vetter, der etwa fünfundzwanzigjährige Arthur Steel, der Gesellschaft an. Er hatte eine nicht gerade hervorragende Stellung im Dienste der ostindischen Kompanie gehabt und wollte jetzt seinem Vetter folgen in der Eigenschaft als Sekretär, ein weder sehr anstrengender noch sehr einbringender Dienst allerdings; aber ihm schien es hauptsächlich darum zu tun zu sein, Land und Leute kennen zu lernen und sich vielleicht dadurch für eine zukünftige Anstellung zu qualifizieren. Durch sein freundliches und offenes Wesen gefiel er sofort Amanda, während er das Herz des Indologen durch sein Interesse für alles Indische gewann. Leider entdeckte dieser aber bald, daß dieses Interesse, das bei den Engländern in Indien nicht gar zu häufig zu finden war, bei dem jungen Schotten stark abergläubisch angehaucht sei. Arthur Steel gehörte einer geheimen theosophischen Gesellschaft an, in die er durchaus Professor Eichstädt einführen

wollte. Glücklicherweise war keine Zeit dazu; man mußte westwärts eilen, um vor der größten Hitze den Bestimmungsort zu erreichen.

Die Fahrt den Hugli und den Ganges aufwärts wurde mit einer kleinen Flotille von Budgeras unternommen, „eingeborenen" Booten von einem besonders „unchristlichen" Äußeren, wie die brave Bärbele fand, die sich mit schwerem Herzen einem solchen Fahrzeug anvertraute. Amanda meinte, es ähnele am meisten einem umgekehrten „Dreimaster". – Zwei Drittel des Decks auf einem solchen Gangesfahrzeug sind der Bequemlichkeit des Passagiers eingeräumt und bilden eine Kajüte, die in zwei Zimmer geteilt ist, von welchen das hintere als Schlafzimmer benutzt wird. Vor dem ersten Raum ist eine Veranda, und das Dach ist das erhöhte Achterdeck des Schiffes, das bei schönem und nicht zu heißem Wetter der hauptsächliche Aufenthaltsort für den zeitweiligen Besitzer dieser Herrlichkeiten ist, vom Steuermann nicht zu reden, der hier das enorme Steuerruder hantiert. Im vorderen, offenen Teil des Schiffes stehen die Bootsleute, die mit ihren plumpen Rudern den viereckigen Segeln helfen, das Fahrzeug vorwärts zu bringen. Alleine vermögen die Ruderer nicht, dies stromaufwärts zu tun. Bei Windstille oder Gegenwind wurde deshalb ein Seil am Mast befestigt, worauf die ganze Mannschaft – etwa zwölf Mann hoch – auf dem Ufer marschierend, ihre Kräfte nicht sparte, um das Fahrzeug, langsam genug, vorwärts zu schleppen.

Zu jeder Budgera gehörte, als ein Trabant, ein Küchenboot – mehr Floß als Boot, bestehend aus einigen rohen Balken mit einer Grashütte darauf, und von zwei oder drei überaus lumpigen, schwarzen Gesellen vorwärts geschaufelt.

Edmund und Arthur führten an; die zweite Budgera beherbergte Amanda und Bärbele. Professor Eichstädt hatte sich mit einer kleinen Bibliothek in der dritten eingerichtet, und die Dienerschaft folgte in einer vierten. Das Wetter war fast immer schön. Amanda brachte den größten Teil oben auf dem Deck ihrer Kajüte zu und versuchte – besonders wenn sie geschleppt wurden – in ihr Skiz-

zenbuch landschaftliche Erinnerungen einzutragen. Jede Biegung des Flusses entfaltete eine neue Szenerie, immer reizend durch schroffe Felsen, anmutige Hügel und mächtige Baumgruppen, oft geschmückt durch ein Kuppelgrab, einen verfallenen Tempel oder die Hütten eines Dorfes. Als sie aus dem Hugli hinaus waren und Mutter Ganga sie auf ihrem breiten Strome trug, oft sich zu einem großen See erweiternd, aus welchem tempelgekrönte Felseninseln emportauchten, nahm alles einen größeren Charakter an. Auf Dörfer folgten Städte mit den Freitreppen und Torbauten der Ghats am Wasser, belebt durch die farbenfreudigen Kleider der Bengalen; mit ihren Kuppeln und Minareten, hohen Pforten und mächtigen, wehrhaften Granitmauern, ihrem Durcheinander von Palästen und Hütten, immer wunderlich und im höchsten Grade malerisch.

So wurde, bei aller Einförmigkeit, die Fahrt Amanda niemals langweilig, zumal das träumerische, beschauliche Dasein während des Tages immer einen gesellschaftlichen Abschluß auf dem Achterdeck der ersten Budgera fand, wo Edmund allabendlich seine Gäste zum Plaudern bei einem Glas Sorbet erwartete.

Die Unterhaltung war dann gewöhnlich ebenso lebhaft wie mannigfaltig und lehrreich. Der Professor versäumte nicht, aus der reichen Vorratskammer seiner Gelehrsamkeit geeignete Wegezehrung hervorzunehmen. Bihar, das alte Magadha, an dessen Nordgrenze sie fuhren, gab mit seinen großen buddhistischen Traditionen reichliche Veranlassung zu geschichtlichen Abstechern, die das Licht der Vergangenheit über die umgebende Gegenwart strahlen ließen. Als sie an Patna vorüberkamen, verstand es sich von selber, daß er den Glanz des alten Pataliputra schilderte, der Hauptstadt des großen, edlen Kaisers Asoka, wie sie der Grieche Megasthenes angestaunt hat und wie fast siebenhundert Jahre später der chinesische Pilger Fa-hien sie noch sah, erfüllt von gelbgekleideten Buddhamönchen und von der festlich geschmückten Menge

Ghat: Landungs- oder Badeplatz mit prächtigen Treppenanlagen, von hervorspringenden, kioskgekrönten Basteien unterbrochen, und oben oft durch prächtige Torbauten architektonisch abgeschlossen.

und der endlosen Prozession der Bilder. Dort lag nun der Rest jener Herrlichkeit vor ihnen, mit seinen Vorstädten, die sich drei Meilen weit am Süduser des Ganges hinstreckten, überaus malerisch zwar, aber doch sehr den Eindruck machend, als ob Pataliputra, ähnlich wie Benares, zwar einst aus Gold gebaut gewesen, aber zur Strafe seiner Sünden später in Stein und Mörtel, Lehm und Schmutz verwandelt worden wäre. Vielleicht ähnelte die Stadt in diesem bescheidenen Zustand mehr dem uralten ehrwürdigen Pataligama, in dessen Herberge der Buddha auf seiner letzten Wanderung einkehrte, wo er bis tief in die Nacht die Laienbrüder mit religiöser Belehrung erfreute, und wo er, nach der legendarischen Hinzufügung, in der Morgendämmerung, durch die Anwesenheit großer Götterscharen aufmerksam gemacht, seinem Lieblingsjünger Ananda die zukünftige Größe der Stadt prophezeite.

Arthur Steel seinerseits hatte während seines dreijährigen Dienstes viele Erfahrungen über indisches Leben und über die Denkart der Hindus, teils durch eigene Beobachtung, teils durch Berichte zuverlässiger Zeugen gesammelt, die man gern aus ihm herauslockte, wenn er durch irgendeine Bemerkung einen Anhaltepunkt bot, denn er war, besonders im Anfang, zu schüchtern, um selber damit hervorzutreten. Namentlich entwickelte Amanda eine große Geschicklichkeit darin, so einen fast zufällig heraushängenden Faden zu ergreifen und behende daran zu ziehen, bis ein ganz hübsches Gewebe zum Vorschein kam, und der junge Schotte, ehe er sich's versah, sein „Garn so hübsch spann" wie sein seemännischer Vetter; und daß mit diesem Garn alles in der Ordnung sei, daran würde nicht leicht jemand zweifeln, während es bei dem Spinnen Edmunds immer ein wenig zweifelhaft blieb, ob die Jugendjahre auf der See (die für die Wahrheit ebenso gefährlich zu sein scheint wie der Wald), und das Zusammenleben mit Dichtern (die auch keine Erzieher zur Wahrheit sind) nicht manchmal das gesponnene Garn etwas glänzender machte, als es von Rechts wegen hätte sein sollen.

Dieser letzte Beitrag zur Unterhaltung war überhaupt anderer Art und hatte keine Verbindung mit dem fremden Wunderland,

das man durchkreuzte. Es wurde aber nicht mit geringerem Interesse aufgenommen, wenigstens nicht von Amanda. Wenn Edmund von seinen mit Byron, Shelley und Keats verbrachten Stunden sprach, da schien ihr der ganze indische Sternenhimmel, der über ihnen leuchtete und in den Wellen des heiligen Stromes blinkte, allmählich zu verblassen vor dem Abglanz jenes Dreigestirns der englischen Poesie, der diesem Mann ihr gegenüber entströmte, welchem in der Tat diese Erinnerungen – und nur sie – etwas Heiliges waren.

Auf diesem erhöhten Achterdeck des ersten Schiffes war denn auch die Gesellschaft versammelt an dem Abend, wo man erwartete, hoffentlich noch vor dem Eintritt der Dunkelheit Benares zu Gesicht zu bekommen.

Sie hatten den ganzen vorhergehenden Tag in der Militärstation Ghazipore zugebracht, wo ein Jugendfreund Edmunds als Major garnisoniert war. Edmund war mit ihm und mehreren Offizieren auf Wildschweinjagd geritten; obwohl Arthur ein guter Sportsmann war, zog er es vor, Amanda und ihrem Vater Gesellschaft zu leisten. Als Beamter der ostindischen Kompanie war er einigermaßen mit ihrer Geschichte vertraut, so mußte er denn die Wißbegierde des Professors stillen und hier selbst den Historiker spielen, indem er vor dem Grabmonument des Marquis Cornwallis, nicht ohne anfängliches Stottern, einen Vortrag über die Regierung und die Kriegstaten des ersten aus der englischen Aristokratie hervorgegangenen indischen Generalgouverneurs hielt. Dabei fühlte er sich noch dazu bedrückt durch eine etwas feindselige Stimmung im männlichen Teil seines Auditoriums; denn in seiner Begeisterung für alles Indische hielt Professor Eichstädt eigentlich die Eroberungen der Engländer hier für Räuberzüge, obwohl er ohne sie niemals das gelobte Land gesehen hätte. So war es denn doppelt nötig, daß Amanda ihn aufmunterte, indem sie etwas Sympathie für den edlen Marquis zeigte, dessen Mausoleum nicht eben sehr zur Bewunderung aufforderte. Sie wunderte sich, warum alle indischen Denkmäler Stil und Charakter hätten, während alles, was die Engländer bauten, beides vermissen ließ; und Arthur konnte nicht

umhin, zu gestehen, daß sie auf ihrer ganzen Reise keinem so reizlosen Bauwerk begegnet wären wie diesem.

Seit unvordenklichen Zeiten war Ghazipore berühmt wegen seiner Rosen, die alle Zenanas Indiens mit Rosenwasser versahen. Der süße Duft von diesen unabsehbaren Blumenfeldern wurde von einem kühlenden Abendwind der Gesellschaft entgegengeweht, als man sich auf dem Promenadenplatz vor dem Mausoleum erging und der Militärkapelle lauschte, die den deutschen Gästen zu Ehren Stücke aus der Zauberflöte und ein paar alte Wiener Walzer spielte, nach denen schon der Kongreß getanzt hatte.

Es war bei dieser Gelegenheit, daß Amanda sich die Frage vorlegen mußte, ob sie nicht vorher zu viel Interesse an den Taten des Marquis Cornwallis gezeigt habe, und ob sie nicht mit Blicken und Mienen, ja sogar mit Worten dem jungen Schotten gegenüber vorsichtiger umgehen müsse, als sie in der letzten Zeit getan hatte. Leicht fiel es einer solchen Frage nicht bei ihr aufzutauchen, da sie keineswegs zu den Mädchen gehörte, die jeden Jüngling, der in den Bereich ihrer Augen kommt, als in übermächtiger Gefahr schwebend betrachten. Im Gegenteil, da sie im Profil keine griechische Stirn- und Nasenlinie aufzeigen konnte und en face über kein eiförmiges Madonnengesicht verfügte, hatte sie längst entschieden, daß sie auf Schönheit keinen Anspruch habe, und fand deshalb keinen Grund, warum ein junger Mann sich kopfüber in sie verlieben solle. – Und das trotz ihrer Erfahrung hinsichtlich des Heidelberger Studenten mit den Versen und den Rosen, an den eine Erinnerung sie hier, inmitten dieses Rosenduftes, ganz natürlich anwandelte. Ob er wohl vielleicht in dieser Abendstunde in einem Wirtschaftsgarten am lieblichen Neckarstrom säße, seinen Wein trinkend, ihrer gedenkend und vielleicht Verse schreibend – „auf Flügeln des Gesanges" sie suchend? Ihm war es zweifelsohne passiert; das kam ihr aber auch als ein unbegreiflicher Fall vor, der sich nicht so bald wiederholen könne. Und andererseits, daß ein junger Mann während einer monatelangen, einförmigen Flußreise, wo sie der einzige Repräsentant des zarten Geschlechts war, nachgerade ihr gegenüber in einen leichten, schwärmerischen Rausch

geriet, war schließlich kein Zauberstück und brauchte nicht viel zu bedeuten.

Aber es war ein beunruhigendes Symptom, daß er sie sogar den Wildschweinen vorzöge. Und ganz wundervoll war nun auch die Behendigkeit, womit dieser junge Mann beim Aufbruch wußte, alles so zu ordnen, daß Amanda allein mit ihm im Dogcart fahren mußte.

Man hatte nämlich, da der Fluß von Ghazipore bis Benares sich in mächtigen Windungen schlängelt, die Flottille den ganzen Tag weiter segeln lassen, um sie in der Nacht an einem bestimmten Punkt einzuholen, zu welchem Zweck die Offiziere ihnen bereitwillig einen Zweispänner und einen Dogcart zur Verfügung gestellt hatten. Im letzteren saß also Amanda neben dem kutschierenden Arthur – an sich keine üble Situation, da man auf diesem freien, erhöhten Sitz die herrliche Fahrt in der erfrischend kühlen, balsamischen Nachtluft durch die stille, weit und breit vom Monde erleuchtete Landschaft mit ihren großen Bäumen, ihren Hügeln und kleinen Ruinen viel besser als im großen Wagen genoß. Wenn nur nicht eben dies neue, ihr so ungewohnte Bewußtsein dagewesen wäre, sich nicht gehen lassen zu dürfen, aufpassen zu müssen, damit die Stimmung nicht zu romantisch würde, was ihren Genuß ziemlich beeinträchtigte. Sie atmete sogar erleichtert auf, als sie die silberglänzende Biegung des Flusses mit den schwarzen Punkten der Flottille sah, ohne daß etwas Beunruhigenderes passiert wäre, als daß er ihr ein paarmal versichert hatte, er würde diese Nacht nicht vergessen, wenn er auch hundert Jahre alt würde, und daß ihre Herrlichkeit in sein nächstes Erdenleben noch hineinklingen müsse; wobei ihr nicht ganz leicht war, die Fiktion aufrecht zu erhalten, daß solche Einzigartigkeit dieser Nokturne lediglich auf die Rechnung der umgebenden Natur zu schreiben sei.

Und nun standen sie alle auf dem hohen Achterdeck der ersten Budgera ihrer Flottille; alle im höchsten Stadium gespannter Erwartung – mit Ausnahme der unerschütterlichen Bärbele, die sich zum ersten und letzten Male – freilich ohne es zu wissen – in Übereinstimmung mit einem großen indischen Worte befand –

mit dem nämlich, daß es dem Weisen gleich gilt, ob er in Benares oder in einer Hundehütte sterbe, nur hatte sie insofern eine noch höhere Warte des Gleichmuts erstiegen, als es ihr auch gleichgültig war, welches von beiden sie sähe.

Jetzt sah sie Benares.

Wenigstens sahen es die anderen.

Ja, da lag sie vor ihnen, auf dem hohen Ufer sich amphitheatralisch aufbauend, im glitzernden Wasser widergespiegelt — die heilige Stadt am heiligen Strom!

Kühler Schattendunst webte einen violetten Schleier über die Treppenreihen und Torbogen der Ghats, und neue Fäden zogen sich in dies Gewebe hinauf von den Rauchknäueln der auf den Leichenverbrennungsstätten am Ufer glimmenden Scheiterhaufen. Goldiges Helldunkel umflutete mystisch das Durcheinander und Übereinander der Tempel — die Stadt schien nur aus solchen zu bestehen — stufensteigende Terrassendächer, Pyramiden, runde Kuppeln und hochgestreckte Kuppeln und ganze Kuppelbünde, altersschwarze und elfenbeingelbe, blutrote, besternte und güldene. Und über diesem ganzen bunten und wilden Gewimmel thronte in einsamer und erhabener, majestätischer Ruhe, wie weiland die Mogulmacht über das zersplitterte Hindutum, Aurangzebs Moschee, die mit ihren einfachen arabischen Formen dem ganzen Bild erst das entschieden orientalische Gepräge, den Zaubertempel tausendundeinnächtiger Märchenpoesie aufdrückte, indem sie ihre glänzenden Kuppeln und die beiden fast überschlanken Minareten gegen den Abendhimmel erhob — einen Himmel, in dessen Tiefe alle Rosen, die je auf den Feldern Ghazipores ihr feuriges, duftiges Blumendasein gefristet haben, in verklärter Gestalt zu überirdischer Wonne wiedergeboren zu sein schienen.

— Dachte ich mir's doch, sagte Edmund — daß dies sehenswert sein müsse: da doch ein schwacher — sehr schwacher Abglanz genügt hat, um mich überhaupt hierher zu bringen.

— Da möchte man ja wirklich mit den indischen Fabeltieren die neugierige Frage stellen: „Wie war das?"

— O, keineswegs fabelhaft, mein lieber Professor, sondern über-

geriet, war schließlich kein Zauberstück und brauchte nicht viel zu bedeuten.

Aber es war ein beunruhigendes Symptom, daß er sie sogar den Wildschweinen vorzöge. Und ganz wundervoll war nun auch die Behendigkeit, womit dieser junge Mann beim Aufbruch wußte, alles so zu ordnen, daß Amanda allein mit ihm im Dogcart fahren mußte.

Man hatte nämlich, da der Fluß von Ghazipore bis Benares sich in mächtigen Windungen schlängelt, die Flottille den ganzen Tag weiter segeln lassen, um sie in der Nacht an einem bestimmten Punkt einzuholen, zu welchem Zweck die Offiziere ihnen bereitwillig einen Zweispänner und einen Dogcart zur Verfügung gestellt hatten. Im letzteren saß also Amanda neben dem kutschierenden Arthur – an sich keine üble Situation, da man auf diesem freien, erhöhten Sitz die herrliche Fahrt in der erfrischend kühlen, balsamischen Nachtluft durch die stille, weit und breit vom Monde erleuchtete Landschaft mit ihren großen Bäumen, ihren Hügeln und kleinen Ruinen viel besser als im großen Wagen genoß. Wenn nur nicht eben dies neue, ihr so ungewohnte Bewußtsein dagewesen wäre, sich nicht gehen lassen zu dürfen, aufpassen zu müssen, damit die Stimmung nicht zu romantisch würde, was ihren Genuß ziemlich beeinträchtigte. Sie atmete sogar erleichtert auf, als sie die silberglänzende Biegung des Flusses mit den schwarzen Punkten der Flottille sah, ohne daß etwas Beunruhigenderes passiert wäre, als daß er ihr ein paarmal versichert hatte, er würde diese Nacht nicht vergessen, wenn er auch hundert Jahre alt würde, und daß ihre Herrlichkeit in sein nächstes Erdenleben noch hineinklingen müsse; wobei ihr nicht ganz leicht war, die Fiktion aufrecht zu erhalten, daß solche Einzigartigkeit dieser Nokturne lediglich auf die Rechnung der umgebenden Natur zu schreiben sei.

Und nun standen sie alle auf dem hohen Achterdeck der ersten Budgera ihrer Flottille; alle im höchsten Stadium gespannter Erwartung – mit Ausnahme der unerschütterlichen Bärbele, die sich zum ersten und letzten Male – freilich ohne es zu wissen – in Übereinstimmung mit einem großen indischen Worte befand –

mit dem nämlich, daß es dem Weisen gleich gilt, ob er in Benares oder in einer Hundehütte sterbe; nur hatte sie insofern eine noch höhere Warte des Gleichmuts erstiegen, als es ihr auch gleichgültig war, welches von beiden sie s ä h e.

Jetzt sah sie Benares.

Wenigstens sahen es die anderen.

Ja, da lag sie vor ihnen, auf dem hohen Ufer sich amphitheatralisch aufbauend, im glitzernden Wasser widergespiegelt — die heilige Stadt am heiligen Strom!

Kühler Schattendunst webte einen violetten Schleier über die Treppenreihen und Torbogen der Ghats, und neue Fäden zogen sich in dies Gewebe hinauf von den Rauchknäueln der auf den Leichenverbrennungsstätten am Ufer glimmenden Scheiterhaufen. Goldiges Helldunkel umflutete mystisch das Durcheinander und Übereinander der Tempel — die Stadt schien nur aus solchen zu bestehen — stufensteigende Terrassendächer, Pyramiden, runde Kuppeln und hochgestreckte Kuppeln und ganze Kuppelbünde, altersschwarze und elfenbeingelbe, blutrote, besternte und güldene. Und über diesem ganzen bunten und wilden Gewimmel thronte in einsamer und erhabener, majestätischer Ruhe, wie weiland die Mogulmacht über das zersplitterte Hindutum, Aurangzebs Moschee, die mit ihren einfachen arabischen Formen dem ganzen Bild erst das entschieden orientalische Gepräge, den Zaubertempel tausendundeinnächtiger Märchenpoesie aufdrückte, indem sie ihre glänzenden Kuppeln und die beiden fast überschlanken Minareten gegen den Abendhimmel erhob — einen Himmel, in dessen Tiefe alle Rosen, die je auf den Feldern Ghazipores ihr feuriges, duftiges Blumendasein gefristet haben, in verklärter Gestalt zu überirdischer Wonne wiedergeboren zu sein schienen.

— Dachte ich mir's doch, sagte Edmund — daß dies sehenswert sein müsse: da doch ein schwacher — sehr schwacher Abglanz genügt hat, um mich überhaupt hierher zu bringen.

— Da möchte man ja wirklich mit den indischen Fabeltieren die neugierige Frage stellen: „Wie war das?"

— O, keineswegs fabelhaft, mein lieber Professor, sondern über-

aus einfach. Ich hatte die Absicht, nach Amerika zu gehen, um zu sehen, wie die in Europa geknebelte Freiheit sich dort gebärdete. Eines Tages besuchte ich einen Freund in London, um Abschied zu nehmen. Während ich im Salon wartete, blätterte ich in einem illustrierten Reisewerk, und das erste Bild, worauf mein Blick fiel, war ein feiner Farbendruck von Benares. Dieser Anblick – was der für einen Eindruck auf mich machte – – – nun, ich denke, er hat mich da berührt, wo ich meinen Strich mit dem Teerpinsel bekommen habe; jedenfalls sehen Sie die Wirkung, daß ich jetzt hier stehe und nicht in Amerika bin.

– Einfach kann man das ja nennen, rief Arthur, – ich gestehe aber, daß ich darin eine wunderbare Fügung sehe, für die ich wahrlich nicht dankbar genug sein kann.

– Nun, das nenne ich wahrhaftig einmal ritterliche Gefühle, deren Äußerung mir im tiefsten Herzen wohltut, sagte Edmund im aufgeräumtesten Ton und klatschte Arthur auf die Schulter. – Glänzende äußere Vorteile hat dir mein Herkommen ja nicht gewährt; deine Freude darüber darf ich also ganz auf die Rechnung meiner Persönlichkeit schreiben.

Der spöttische Sinn seiner Worte klang so deutlich heraus, daß Arthur sich genötigt sah, anstandshalber zu äußern, er habe den Kanzleidienst in Kalkutta herzlich satt und sehne sich sehr danach, Land und Leute kennen zu lernen, so daß Edmunds Ankunft, die ihm Gelegenheit dazu böte, allerdings auch abgesehen von verwandtschaftlichen Gefühlen, ein wahrer Segen für ihn sei. –

Als ob es nicht genug wäre, daß der junge Schotte bei dieser Ausflucht, mit der Durchsichtigkeit der blonden Naturen, bis unter sein sandfarbiges Haar hinauf errötete, mußte er außerdem noch Amanda einen entschuldigenden Blick von solcher Beredsamkeit schicken, daß sie froh war, sich in den Anblick von Benares vertiefen und darauf bezügliche Fragen an ihren Vater richten zu können.

Kein Zweifel, daß es sich hier um etwas mehr als um eine durch

Der Teerpinsel: a touch of the tarbrush ist der gewöhnliche Ausdruck in Indien für einen Engländer, der Hindublut in seinen Adern hat.

die Einförmigkeit einer Flußreise in Bewegung gesetzte und durch den Mangel an Auswahl dirigierte elementare Übung des jugendlichen Herzens handle. Kein Zweifel auch, daß dieser Jüngling so treu und zuverlässig sei, wie das Metall, nach dem er sich nannte. Und so sah sie sich denn gebieterisch der Frage gegenübergestellt, ob sie wohl imstande sein würde, das Gefühl, das aus diesen gewöhnlich recht kalten stahlblauen Augen ihr so warm entgegenleuchtete, jemals zu erwidern.

Damals, angesichts des von der seligen Röte des Sonnenunterganges am Himmel und im Wasser umleuchteten Benares, wußte sie diese entscheidende Frage nicht zu beantworten.

Heute, angesichts des im sterbenden Abendlichte finster und drohend sich erhebenden Rajapalastes, wußte Amanda, daß sie jene Frage verneinen müsse: — nie würde sie den braven jungen Schotten lieben können. Ihr Herz war vergeben.

Die so urplötzlich erweckte Vorstellung, daß Edmund eine andere liebe, und die gleichzeitig auftauchende Angst vor einer ihm drohenden Lebensgefahr, hatte ihr Innerstes mit solcher Macht aufgewühlt, daß das Verborgenste an den Tag gekommen war. Die Bekanntschaft mit jener anderen aber, und der Eindruck, den diese auf sie gemacht hatte, steigerten durch bittere Schärfe das Liebesbewußtsein bis zur höchsten, fast unerträglichen Klarheit.

Ja, sie liebte Edmund!

O wie verschieden war dies rückhaltlose Selbstgeständnis von jener schüchternen Frage in Heidelberg! Hier gab es aber auch keine süße Unruhe mehr, keine belebende, freudige Hoffnung: alles schien hier Drohung, Enttäuschung, Entsagung und Verzweiflung zu sein.

Und doch hätte sie dies nicht gegen jenes vertauscht. Doch hätte sie nicht wünschen können, daß sie nie das liebliche Neckarstädtchen verlassen und ihren Fuß nie auf das Deck einer englischen Brigg gesetzt hätte. Was konnte sie überhaupt jetzt wünschen? Nichts! — nur verharren konnte sie in der Gegenwart.

Denn in die Zukunft hinausblickend, was wurde sie wohl dort gewahr? Was war das Nächste? — Vielmehr: was war das

Neueste, das irgendeine Aussicht eröffnete? Sie wußte, daß etwas Neues hinzugekommen sei; noch an diesem Tage, wo sich so manches zusammenfand, war es hinzugekommen ... Sie mußte die Hände an die Schläfen pressen, um ihre Gedanken gewaltsam zu sammeln.

Richtig! da war es: — Edmunds Mission nach Afghanistan.

Diese Mission — wenn er sie annähme, würde sie ihn von ihr entfernen? Auf wie lange? Auf immer vielleicht! Ja, wahrscheinlich auf immer. Kala Rama hatte nicht verschwiegen, daß die persönliche Gefahr, die mit dieser Sendung verbunden war, eine sehr große sei. Und außerdem: der Ruf der Afghaner als das verräterischste und mordlustigste Räubervolk auf Gottes Erden war in Nordindien, das sie so oft entvölkert hatten, lebendig genug und auch ihr nicht unbekannt geblieben.

Und dennoch hatte sie selbst ihm geraten hinzugehen, hatte das bißchen, was sie von Überredungskunst besaß, in Worten, Blick und Miene aufgeboten, um bei ihm die Überzeugung zu wecken, daß es seine Pflicht sei, nach Afghanistan zu gehen. Wie hatte sie nur das tun können? Wie, wenn ihre Verwendung das letzte Lot wäre, das die Schale zum Sinken brächte! Wenn sie es wäre, die ihn in den Tod schickte!

Amanda bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Ein Zittern ging über ihren ganzen Körper.

Dann erhob sie entschlossen den Kopf: —

„Lieber die afghanischen Löwen als die indische Schlange!“

Drittes Kapitel

Der Webstuhl des Karma

Der Rajapalast war in der unterdessen eingetretenen Dunkelheit fast verschwunden. Nur ein großer eckiger Schatten zeigte, wo jene indische Schlange hauste. Und in diesem Schatten verborgen schien sie noch lauernder, noch giftiger zu sein.

Von der drohend finsteren Zukunft zurückgeschreckt, fingen Amandas Gedanken von selber an, sich der Vergangenheit zuzuwenden. Zuerst der nächsten Vergangenheit. Sie gingen den einzelnen Gliedern nach, die sich zu dieser eisernen Kette der Notwendigkeit zusammengefügt, zu dieser Gegenwart geführt hatten.

Da mußte es ihr nun auffallen, wie sich unter ihnen doch so viel Zufälliges befände, so vieles, was beinahe eine andere Richtung genommen hätte, wodurch sich dann das Ganze völlig anders gestaltet hätte. Ja, wenn nur ein einziges dieser Glieder seine ursprünglich eingeschlagene Richtung beibehalten hätte, dann wäre diese Gegenwart nicht herausgekommen, ja nicht einmal eine, die ihr irgendwie ähnlich sähe.

Ihr Vater hatte sich eigentlich der Philosophie widmen wollen; nur der Umstand, daß sich für einen Sanskritisten viel bessere Universitätsaussichten eröffneten, hatte ihn bestimmt, sich mit seiner ganzen Kraft auf das damals noch so junge Sanskritstudium zu werfen, mit dem er bisher nur wegen dessen neuen philosophischen Inhaltes geliebäugelt hatte.

Sir Edmund war im Begriff sich nach Amerika zu begeben, als eine Ansicht von Benares einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß er sich entschloß, anstatt nach den nordamerikanischen Staaten sich nach Indien zu begeben — Kala Rama endlich hatte schon ein Schreiben an einen englischen Professor aufgesetzt, als eine Zeitschrift mit einer Abhandlung von Professor Eichstädt ihm in die Hände kam und irgend etwas in diesem Aufsatz ihm so sehr gefiel, daß er sich entschloß, lieber diesen deutschen Gelehrten für sein Vorhaben zu werben.

Aber wie? hatte nicht Schillers Wallenstein doch recht mit seinem: „Es gibt keinen Zufall"?

Wenn aber keine einzige von diesen anscheinend gleichgültig schwankenden Einzelheiten zufällig diesen Weg genommen hätte, wenn alle einander suchten und fanden, um gemeinsam einem einzigen Ziele zuzustreben, um zusammen ein einheitliches Muster zu weben; — welches war dann dieses Ziel? Welchen Sinn hatte das Muster, an welchem auch sie mitwob und in welches sie ver-

woben wurde? War es die gütige Vorsehung Gottes, die alles dies zum besten lenkte, wie sie in der Schule gelernt hatte? oder war es, wie dies alte Land der Weisheit lehrte und vor den Zeiten europäischen Denkens schon gelehrt hatte, das Karma, ein ewiges Moralgesetz, das alles leitete? War alles dies lediglich die unaufhaltsame Selbstbewegung unserer eigenen Taten?

Ihr Vater meinte zwar, daß er um des Brotes willen Indologe geworden sei; aber vielleicht war dies nur ein Vorwand für seine Vernunft gewesen, und er hatte in Wirklichkeit das Sanskrit gewählt, weil ein geheimer innerer Trieb ihn zu dieser Sprache hinzog – etwa, weil er sie einst gesprochen habe?

Sie mußte an die Platonische Lehre denken, daß alles Lernen Erinnern sei. Ihr Vater hatte ihr oft diesen Satz in seiner ganzen Bedeutung entwickelt. Sie wußte auch, daß er eine Lieblingsidee Shelleys war. Wie gegenwärtig war ihr der Abend auf dem Ganges geblieben, wo Edmund ihnen die Geschichte von seinem extravaganten Dichterfreund und dem Bambino erzählte. Sie hatten einen ganzen Tag Platon zusammen gelesen – das heißt, Shelley hatte aus Platon übersetzt, denn das bißchen Griechisch, das Edmund gekonnt, war längst verdunstet – und gingen gegen Abend aus, um die herrliche Luft am Lung Arno zu genießen. Als sie über eine der Marmorbrücken kamen, stand eine arme Frau dort mit einem kleinen Jungen auf dem Arm. Shelley nahm ihr plötzlich das Kind ab und hielt es vor sich hin, zum größten Schrecken der Mutter, die wohl befürchten mochte, der seltsame Inglese mit dem bloßen, von wilden Haaren umflatterten Kopf sei ein Verrückter, der ihr Kind in den Fluß werfen wolle, weshalb sie es krampfhaft an seinem Hemdchen festhielt. „Will Ihr Bambino uns etwas von der Präexistenz sagen, Signora?" fragte Shelley. „Er kann nicht sprechen, Signor", antwortete sie. „O, das glaubt er vielleicht, aber er könnte schon." „Er ist nur ein paar Wochen alt, Signor", meinte die Mutter entschuldigend. „Eben deshalb! Er kann noch nicht das Sprechen vergessen haben. Es ist undenkbar!" antwortete der Poet und gab ihr das Kind zurück. Und mit komischer Entrüstung rief er aus, während er mit

seinen langen Schritten vorwärts eilte: „Es ist zum Verzweifeln, wie verstockt diese Säuglinge sind! Und doch ist es gewiß, daß er vor wenigen Wochen vieles wußte, das wir in unseren Lebtagen nicht erfahren und am allerliebsten wissen möchten."

So war sie denn mit dieser Idee so vertraut, daß sie manchmal mit ihr spielte. Eines Abends war über Shakespeare viel gesprochen worden, und sie hatte zuletzt geäußert, man könne sich, zumal in diesem Lande, seine erstaunliche Mannigfaltigkeit so erklären, daß er ein Wesen sei, das schon die verschiedensten Menschenleben hinter sich habe, so daß er sich nur zu besinnen brauche, um aus eigenster Erfahrung zu wissen, wie ein Krieger, ein Kaufmann, ein Clown, eine Desdemona und ein Falstaff, ein Prospero und ein Caliban dachte und handelte. Jetzt dachte sie — und sie mußte bei diesem Gedanken lächeln: — „Vielleicht hat der Vater einst die Felseninschriften eingehauen, die er nun mit solcher Sicherheit dechiffriert."

Und noch eine andere Seite bei dieser Wahl ihres Vaters fiel ihr auf. Vielleicht hätte er es doch vorgezogen, frei im weiten Gebiete der Philosophie umherzuschweifen, wenn er ein von den Anforderungen des bürgerlichen Lebens unabhängiger Mann gewesen wäre. Er war aber fast ohne Vermögen, und er war verliebt, ja er war sogar heimlich verlobt, und zwar mit einem Mädchen aus adeliger Familie, die ebenso stolz wie wenig begütert war und große Hoffnung auf eine reiche Partie für die einzige, sehr hübsche Tochter setzte. Er mußte sich also baldmöglichst eine Stellung erkämpfen. Auf dem Wege der Indologie waren ihm die wärmsten Empfehlungen August Wilhelm von Schlegels gesichert, dessen Kollegien er in Bonn besucht hatte und der sich lebhaft für ihn interessierte. Dies gab den Ausschlag. Mit seinem eisernen Fleiß, der von einer robusten Gesundheit getragen wurde, vollbrachte er Wunder: in ein paar Jahren hatte er seine Professur und sein Mädchen. Wenn es nun aber im Leben eines Mannes etwas gibt, das nicht äußerlich und zufällig ist, so ist es die heftige Liebe zu einer bestimmten Frau. — Und in dieser Liebe lag schon ihr eigenes Dasein mit seinen individuellen Merkmalen, mit ganz bestimmten Fähigkeiten, Anlagen und Beschränkungen vollkommen beschlossen!

Dann war Edmunds anscheinend zufälliger Entschluß da, nach Indien anstatt nach Amerika zu gehen. Hatte er aber nicht selber angedeutet, daß der Anblick eines Benaresbildes in einem Prachtwerk gewiß nicht diese Wirkung auf ihn hätte ausüben können, wenn er nicht das Blut einer Hinduprinzessin in seinen Adern gehabt hätte? Dies lautete nun freilich rationell genug; kein noch so hart gesottener Empiriker und Naturwissenschaftler könnte etwas dagegen haben. Aber war dies nicht vielleicht nur die äußere Hülle? Könnte auch hier nicht ein innerer Zusammenhang wirken, den man kaum zu ahnen vermochte? War er vielleicht das Kind jener Begum und eines abenteuernden Engländers, weil sein innerstes Wesen, der Niederschlag früherer Taten, gerade solche Bedingungen für seine Verkörperung brauchte, gerade diese Mischung vom Morgen- und Abendland: die träumerische, zigeunerhaft schweifende Phantastik, gepaart mit der zähen und doch heftigen Energie des Westens, Sachsentum mit starkem keltischen Einschlag? denn schon das „Tre" seines Namens gemahnte ja daran, daß er zu den Cornwall-Männern gehöre.

Und nun Kala Rama, der ihren Vater zu jenen Felseninschriften hingerufen hatte!

Bei Kala Rama fing für sie überhaupt das Mysterium erst recht an. Wie wunderbar war die Ähnlichkeit zwischen ihm und seinem Vorfahren des Altertums, Mahimsasa! So zwar, daß sogar die Worte, die Amanda nach der ersten Begegnung mit ihm ihrem Vater gegenüber gebraucht hatte, sich bei dem alten Chronisten fanden: Mahimsasa sehe eher wie ein Sannyasin, denn wie ein Feldherr aus. Freilich würde auch hier der Naturforscher mit seiner Erklärung schnell bereit sein – mit einer, die nicht die ihrige war. Vor ihrem bohrenden Blick schienen in der Person Kala Ramas die Wurzeln der gegenwärtigen Dinge bis in die graue Vorzeit hinabzureichen. Und waren etwa in jenen Tiefen die Lebensfasern des Indologen mit denen des Inders verflochten? Hatte vielleicht irgendein Ausdruck, eine stilistische Wendung – von denen, wo „der Mann im Stil ist" – in jenem Aufsatze bei dem indischen Minister dunkle Erinnerungen, träumende Sympathien wachgerufen,

die ihn für den deutschen Gelehrten anstatt für den näher liegenden Engländer entschieden?

Als Amanda sich diese dreiste Frage stellte, besann sie sich darauf, daß jener Aufsatz nicht von ohngefähr in die Hände des Ministers gekommen sei. Er war ihm übergeben worden, und zwar von einem Freunde, den Kala Rama seinen Guru, seinen geistigen Führer nannte. — Wer mochte wohl diese jedenfalls sehr hervorragende Persönlichkeit sein, die hier so entscheidend eingegriffen hatte? Welche neue, geheimnisvolle Beziehungen konnten sich nicht hier verbergen!

Wie dem nun auch sei, wie auch alle Faktoren sich zusammengefunden haben mochten: — sie wirkten und woben unaufhaltsam.

Was wirkten, was woben sie?

Amanda blickte wie fragend in die Nacht hinaus.

Auch die Schattenmasse des Palastes hatte sich jetzt im Dunkel aufgelöst; sie verriet sich nur dadurch, daß drüben keine Sterne zu sehen waren.

Amanda versuchte noch, ein durchschnittenes Sternenbild ergänzend zu erkennen — da war es plötzlich helles Tageslicht. Sie befand sich draußen vor der Hindustadt, wo sie öfters die Weberinnen an ihrer Arbeit beobachtet hatte. Gerade vor ihr streckte sich der primitive Webstuhl, eine lange Reihe von schief in die Erde gepflanzten Tigergrasstengeln, zwischen welchen die Kette des Gewebes sich ein- und ausschlängelte. Auf jeder Seite ging ein Hinduweib hin und zurück; — ihre Rockfalten flatterten seitwärts, ihre Schleier bauschten sich, während die schön geformten Arme, blank wie Bronze, die auf langen Stöcken befestigten Schifflein durch die Kette führten; dazu sangen sie ein wildes, melancholisches Lied. — Es war die Ballade von Juggurt; und in ihr Singen mischte sich bisweilen das gedämpfte Gebrüll einer der höckerigen Büffelkühe, die ringsum auf der mit Backsteinbröckeln bestreuten Erde ihr sparsames Futter suchten. Das war alles, wie sie es so oft gesehen; — nur pflegten die Frauen nicht bei ihrer Arbeit zu singen, sondern zu schwatzen. Eben wollte sie versuchen, ob sie hinlänglich Hindustani zusammenbringen könnte, um die Weberinnen zu fragen, ob Juggurt

wohl noch immer ein Räuber sei, der Rajabräute entführe: da waren beide Weiber plötzlich verschwunden.

Aber die Kette des Webstuhles spannte sich noch vor ihr aus, zu beiden Seiten, oben und unten, sie erfüllte den ganzen Raum und schien an den Sternen befestigt zu sein — denn es war wieder Nacht, aber erleuchtet von den Farben des Musters in diesem unendlichen, lebendigen Gewebe. Und Amanda war selbst mitten drin, — war einer von den unzähligen Einschlagsfäden, die durch keine Hand geleitet und gezogen zu werden brauchten, denn sie waren beweglich und beseelt wie Schlangen, und wie von einem untrüglichen Instinkt geführt, suchte und fand jeder seinen Weg, um immer an der rechten Stelle im Muster zu sein. Aber Amanda steckte nicht nur als selbstwirkender Faden im Gewebe; sie befand sich gleichzeitig außerhalb desselben (obwohl es überall war): sie stand ihm gegenüber als schauendes Auge, überblickte das Muster und sah die nahen und fernen Bilder. Hier Amanda in der Sturzwelle auf dem Deck der Brigg, vom Arm Edmunds umfaßt; die Gesellschaft auf der Budgera vor Benares; Amanda und der Vater, der Vorlesung Kala Ramas lauschend; Amanda in der Cenana und die singende Rani: — dort: die kleine Amara in den Armen des heimkehrenden Mahimsasa; Amara als junges Mädchen vor einem herrlichen Kuppelbau, von hohen Bäumen umgeben, sitzend; und noch andere gar seltsame Amarabilder.

Und in dieser Zwiespaltung ihres Wesens in ein wirkendes und ein schauendes Teil — der Faden, der sie selber war — der durch die eine Bilderreihe sich ziehend emsig weiter am Muster wirkte, zugleich weit hinten in jene andere Bilderreihe verflochten war. Auch erkannte sie die anderen Fäden, die neben ihr herliefen und mit ihr zusammen wirkten: den grauen Faden, ihren Vater; den roten, Edmund; den schwarzen, die Rani; den silbernen, Kala Rama; den blauen, Arthur. Eben wollte sie den letzten fragen, woher er denn eigentlich käme, da in der anderen Bilderreihe doch kein blauer Faden verwoben sei, als ihre Aufmerksamkeit von einem prächtigen goldenen Faden in Anspruch genommen wurde, der ihren Weg kreuzte, als ob er allen Fäden eine neue, für das Muster ent-

scheidende Richtung geben wollte. Goldig glänzte es ja auch überall dort hinten in der anderen Bilderreihe, und sie freute sich des reicheren Glanzes, der sich jetzt im Gewebe verbreitete, als dieser güldene Meisterfaden sich mit dem silbernen verschlang, und ihr eigener weißer den von ihnen vorgezeichneten dreisten Schwung mitmachen durfte.

Je eifriger sie aber im Gewebe mitwirkte, um das Neue, Ungeahnte hervorzubringen, um so mehr strengte sie sich an, um als Schauende das Entstehende zu erblicken.

Und sie sah, wie in der Mitte des ungeheuren Teppichs, durch Zusammenwirken aller Fäden, ein Menschenantlitz entstand und immer deutlicher wurde. Es war ein männliches Gesicht, aus dessen Zügen jene mit unaussprechlicher Milde gepaarte erhabene Ruhe leuchtete, die den besten Buddhabildern allein eignet, während der dunkle, geklüftete Bart dem Bilde zugleich etwas vom Christustypus verlieh, als ob Osten und Westen sich vereinigt hätten, um ein Idealbild heiliger Übermenschlichkeit zu schaffen.

Die Augenlider waren gesenkt, wie auf den Bildern des in innere Schauung versenkten Buddha. Allmählich aber lüfteten sie sich oder schienen vielmehr durchleuchtet zu werden von dem Blick, dessen geheimnisvolle Macht Amanda so innerlich empfand, daß nunmehr mit einem Male ihre traumhafte Zwiespaltung aufgehoben war, als ob ihr Wesen sich gewaltsam einigen müßte, um diese Einwirkung auszuhalten.

Sie sah wieder den Fensterrahmen, die Sträucher und Bäume des Gartens, die Sterne über ihren Wipfeln.

Aber das Gesicht war noch immer da.

Viertes Kapitel

Der Gruß des Meisters

Kaum zehn Schritte vom Fenster entfernt, unter dem dunklen Laubdach eines niedrigen Baumes, stand ein Inder und betrachtete sie unverwandt.

Als sie nun diesen Blick erwiderte, mußte sie an Kala Rama denken – sie wußte eigentlich nicht, warum. Denn wohl war die Größe der beiden Männer ziemlich dieselbe, aber die Gesichter ähnelten sich nicht gerade sehr. Am ehesten noch die Augen; die des Fremden waren aber größer und leuchtender als die des Ministers und schienen sie mit ihrem Blick zu durchdringen.

„Wie lange hat er mich wohl so angesehen?" dachte sie, „gewiß schon eine ganze Weile."

Und die seltsame Idee bemächtigte sich ihrer, daß alle jene Karmagedanken, die ihre Phantasie soeben durchzogen hatten, nicht aus der Tiefe ihres eigenen Geistes aufgetaucht, sondern ihr zugeschickt waren – eingegeben von jenem Inder, der sie mit seinen funkelnden Augen durchleuchtete.

Daher käme es gewiß auch, daß sie gar keine Angst empfand, als sie ihn so plötzlich dastehen sah. Sie sei schon von ihm durchdrungen und dadurch auf seine Erscheinung vorbereitet gewesen.

Und wer war er denn? War er ein neuer Faktor, eine neue eingreifende Macht? Gewiß war er das, sie fühlte es. Und eine gute, auch das fühlte sie. Aber was würde er wohl wirken? Hatte er vielleicht schon eingegriffen?

Der Inder, der Edmund gerettet hatte – der Yogi, vor dem selbst die Mörder scheuten; – war er es nicht?

Sie möchte fragen, aber sie scheute sich. Doch schon war es ihr, als ob diese Frage bejaht zu ihr zurückkehrte.

Wie gern hätte sie ihm gedankt! Aber vielleicht hörte er auch diese Danksagung.

Unbeweglich blieben das Mädchen und der Mann einander gegenüber, Blick in Blick. Kein Wort flog hin und her. Wenn eine Unterhaltung stattfände, dann bewegte sie sich in einem Unterstrom, der zu tief ging, um die Oberfläche des Bewußtseins, worauf Gedanken und Worte schwimmen, in Bewegung zu setzen Und sie müsse wohl stattfinden, diese Unterredung. Woher sonst die Ruhe, die fast freudige Zuversicht in ihrem Gemüt, wo es vor wenigen Minuten noch so unselig gestürmt hatte?

Und doch empfand sie eine leise Enttäuschung, als er nun fortging,

ohne ein Wort zu sagen; jedoch nicht, ohne durch eine Neigung des Kopfes und eine fast segnende Handbewegung sie zu grüßen.

Eine leise Enttäuschung: sie hatte erwartet, daß schon jetzt und hier etwas sich ereignen würde – und nun ging er!

Jedoch nur ein paar Schritte. Als ob er sich plötzlich eines Besseren besänne, blieb er stehen und wandte sich an sie: –

– Will die liebe Memsahib einen Gruß an den Minister Kala Rama überbringen?

Amanda lächelte.

– Gern will ich einen Gruß überbringen, wenn der freundliche Fremde mir einen solchen anvertrauen will.

– Memsahib möge dem Minister sagen: der Guru grüßt seinen Chela. Vor dem dritten Schakalschrei erwartet der Guru den Chela an dem Ort, wo sie einst ihre bitterste Stunde erlebten.

– Ich werde den Gruß Wort für Wort überbringen, Fremder.

– Ich danke Ihnen. Gute Nacht, Memsahib!

Er grüßte mit derselben Bewegung von Kopf und Hand und verschwand im Laubschatten des Gartens.

Amanda blickte ihm sinnend nach.

Das war nun die zweite Botschaft, die sie an Kala Rama zu bringen hatte. Sie wollte nicht länger zögern.

Schon war sie aufgestanden, um sich hinüber in das Studierzimmer des Vaters zu begeben, als ein Laut aus der Dunkelheit draußen ihre Aufmerksamkeit gefangen nahm und ihren Fuß fesselte. Warum wußte sie nicht: es war nur der Schrei eines Reihers unten am Seeufer. Sie wunderte sich, ob er sich wohl wiederholen würde.

Er tat es, und mit seltsamer Neugierde, die ihr Herz pochen ließ, lauschte sie.

Ein dritter Reiherruf erfolgte.

Amanda erblaßte, zitterte am ganzen Körper und sank auf den Stuhl nieder. Sie hörte nicht mehr den Ruf „Edmund! Edmund!", der bald danach fast unmittelbar unter ihrem Fenster ertönte. Noch weniger vernahm sie, als die Türe des Studierzimmers sich nun

Guru: geistiger Führer, Meister. Chela: Lehrling.

öffnete, und die Stimmen des Vaters und Kala Ramas laut im Korridor erschollen.

Der Minister verabschiedete sich und bat Professor Eichstädt, seine liebe Tochter recht herzlich zu grüßen.

Da bemerkten sie, daß Garuda, der mit ihnen die Studierstube verlassen hatte, durch die nur angelehnte Türe zu Amandas Zimmer hineinschlüpfte und sofort ein gar jämmerliches Wimmern anstimmte. Sie traten ein und fanden das Mädchen besinnungslos am Fenster.

Der Vater erschrak tödlich.

– Mein Gott, Exzellenz! wie Sie sagten, hat meine Tochter doch bis jetzt das Klima sehr gut vertragen, und nun finden wir sie ohnmächtig. Ist es möglich, daß das indische Klima dennoch – –

Kala Rama, der sofort den Wasserkrug ergriffen hatte, und das Gesicht der Ohnmächtigen mit dessen allerdings etwas lauem Inhalt besprengte, tröstete den bestürzten Indologen, der schon die Wahrscheinlichkeit voraussah, seine Tochter nach Europa zurückschicken zu müssen.

— Ich denke, verehrter Freund, daß dieser kleine Anfall nicht so sehr eine klimatische als vielmehr eine seelische Ursache haben dürfte, wie wir ja wohl jetzt gleich erfahren werden.

In der Tat schlug Amanda jetzt die Augen auf und sah sich verwundert um. Sie würde von der Ohnmacht nichts gewußt haben, wenn nicht die besorgten Fragen ihres Vaters gewesen wären: Wie sie sich jetzt fühle, – wie das wohl gekommen sei, – ob sie unmittelbar vorher etwas verspürt habe oder durch irgend etwas erschüttert worden sei? Diese Fragen, die durch ein paar ruhige Bemerkungen des Ministers unterstützt wurden, brachten ihr bald alle kleinen Vorgänge in vollständiger Deutlichkeit zurück.

– O, es war ein plötzlicher Schrecken, oder wie ich es nennen soll, ganz unbegründet, ja, töricht, wenn man will. Ich vernahm drei kurz nacheinander folgende Reiherrufe. Bei dem zweiten wurde mir ganz sonderbar zumute. Und gar bei dem dritten – – Nun ja, ich habe ja, wie Sie sehen, das Bewußtsein verloren.

Professor Eichstädt sah ratlos den Minister an. Dieser Vorgang schien nichts zu erklären. Es mußte wohl doch eine klimatisch bedingte Krankheit sein, die sich ankündigte.

— Sonderbar genug, sagte Kala Rama, nur Reiherrufe vom Seeufer?

— Ja, ich denke, vom Seeufer — doch zugleich so fern, unendlich fern, als hallten sie durch Zeiten und Ewigkeiten wider. Nein, ich kann nicht sagen, wie mir ward.

Kala Rama nickte nachdenklich.

— Wahrlich, ich würde denken, daß Sie weiter in der Sage vom Schlangenstein gelesen hätten, wenn ich nicht gesehen hätte, wie ihr Vater das Manuskript in den Schrein einschloß, der noch immer auf dem Tisch steht.

— Wenn ich Sie recht verstehe, Exzellenz, fragte der Professor, so kommen in jener Sage solche Reiherrufe vor.

— Gewiß, und zwar unter so unheimlichen Umständen, daß, wenn Ihre Tochter diesen Teil der Sage gekannt hätte, eine solche Wirkung auf ein so zartes und sensitives Wesen, wie Amanda Memsahib bei aller natürlichen Gesundheit der Seele und Kraft des Geistes offenbar ist, durchaus nicht unerklärlich sein würde.

— Sie machen mich recht begierig, Exzellenz, diese Stelle zu lesen, sagte Amanda; — also auch dort drei Reiherrufe?

— Ja, aber keine wirklichen, von keinen Vögeln herstammend, sondern ein verabredetes Zeichen.

— Vielleicht war es auch hier solch ein Zeichen. Es kommt mir fast vor, als ob es das sein müßte. Aber das wäre doch wohl zu sonderbar, wenn so ein ganz zufälliger Zug an demselben Ort nach Jahrtausenden sich wiederholen sollte, sagte Amanda und starrte, das Kinn in die Hand gestützt, sinnend in die Dunkelheit hinaus.

— Wir sind ja im alten Indien, wo alles wiederkehrt, warf Professor Eichstädt fast scherzend hin, denn es gefiel ihm nicht, wenn seine Tochter in ihrem jetzigen Zustand sich in Grübeln verlöre und dadurch vielleicht ihre Gereiztheit erhöhen könnte.

— Wir sind in der alten Welt, wo alles wiederkehrt, sagte Kala Rama mit ruhiger Überzeugung. Wir kehren wieder, und die Welt mit uns.

Alle drei schwiegen eine kleine Weile. Amanda strich sich mit der Hand über die Stirn, und zum Minister aufblickend, fing sie an:

— Ach, daß ich das ja nicht vergesse, ich habe zwei Botschaften für Eure Exzellenz.

Der europäische Titel kam ihr jetzt, nach den letzten Worten des Inders und im Zusammenhang mit dem Gruß des Guru, recht sonderbar und unangemessen vor; aber die Etikette mußte wohl gewahrt werden.

— Nun, Memsahib, da bin ich in der Tat begierig.

— Der erste Gruß ist von Sir Trevelyan; er bat mich, Ihnen zu sagen, daß er die Sache mit Afghanistan sich doch reiflich überlegen würde.

— Es ist mir lieb, das von ihm zu hören, und besonders lieb ist es mir, daß er es mir durch Sie sagen läßt. Dies ist mir eine Bürgschaft dafür, daß seine Überlegung zum besten ausfallen wird.

Weder Vater noch Tochter begriffen, wie Kala Rama dies meinte. Aber sie fühlten beide, daß er gar wohl den Sinn seiner Worte wußte.

— Die andere Botschaft ist von einem Fremden — von einem Inder, der plötzlich vor meinem Fenster draußen stand. Er bat mich Ihnen zu sagen: Der Guru grüßt seinen Chela. Vor dem dritten Schakalschrei erwartet der Guru den Chela an dem Ort, wo sie einst ihre bitterste Stunde erlebten.

Professor Eichstädt blickte bestürzt von seiner Tochter zum Minister. Daß ein Fremder diesen hochgestellten siebzigjährigen Greis seinen Jünger nannte und als Meister ihn zu sich rief, kam ihm bei aller indischen Sonderlichkeit doch etwas zu sonderbar vor. Er fürchtete also, daß Amanda auf einen schlechten Scherz hereingefallen sei, und er wäre in dieser Ansicht nicht wenig bestärkt worden, hätte er geahnt, daß dieser Fremde, nach der Schätzung seiner Tochter, ein etwa vierzigjähriger Mann war.

So war er denn nicht wenig besorgt, ob nicht sein Gönner sich durch diese zweite Botschaft verletzt fühlen würde.

Aber im Gegenteil. Kala Rama, der mit großem Ernste diesen Worten gelauscht hatte, neigte, als Amanda schwieg, seinen Kopf wie in demütiger Annahme eines höheren Befehls, und sein schönstes, wärmstes Lächeln umspielte seine Augen und Lippen als er sprach:

— Sie sind in der Tat die Überbringerin einer guten Botschaft,

Memsahib. — Und zu ihrer großen Verwunderung ergriff der Greis ihre Hand und drückte einen Kuß darauf.

Dann blieb er am Fenster stehen und blickte lange schweigend in die Nacht hinaus.

Ein perlmutterartiger Glanz breitete sich über den Rajapalast, dessen Türme und Kuppeln in immer deutlicheren Schattenrissen hervortraten.

— Der Tag war heiß, die Nacht wird kühl und köstlich werden, brach Kala Rama endlich das Schweigen und wandte sich an die beiden. Der Mond ist im Aufgehen begriffen, und es ist sogar, wie ich mich besinne, Vollmond. Wäre es nicht gut, diese Nacht zu einer Wasserfahrt zu benutzen?

Vater und Tochter waren beide gleich freudig überrascht durch diesen unerwarteten Vorschlag.

— Gewiß könnte nichts einladender sein, sagte der Professor, besonders wenn Exzellenz, wie ich Sie verstehe, auf dieser Fahrt uns begleiten oder wohl gar uns führen werden.

— Gerade das beabsichtige ich. Das heißt, wenn ihre Tochter sich hinlänglich erholt hat, um einen solchen Ausflug zu unternehmen.

O, Amanda befand sich schon vollkommen wohl und schien bereit, bis an das Ende der Welt mit Kala Rama zu gehen. Immer hatte sie sich ja gewünscht, eine indische Nacht draußen in der Natur so recht genießen zu können.

— Und ich vermute sogar, fügte sie hinzu, daß Eure Exzellenz etwas ganz Bestimmtes haben, was Sie uns zeigen wollen.

— Was Sie doch für ein kluges Töchterlein haben, Professor Sahib! lächelte Kala Rama. — Ja in der Tat habe ich so etwas vor. Drüben, hinter den Palastfelsen geht eine Bucht ein, und wo in sie ein kleiner Fluß deltaartig ausmündet, stehen ein paar uralte Ruinen, die Sie wahrscheinlich noch nicht besichtigt haben.

— Nein, wir waren nicht da, Exzellenz. Ich besinne mich jetzt freilich, von ihnen gehört zu haben, aber es gab bis jetzt so viel anderes, was dringenderes Interesse für mich hatte.

— Ganz recht. Ich glaube aber, daß diese Ruinen jetzt für ihre Tochter und für Sie selbst ein nicht nur landschaftliches Interesse haben werden. Nun wohl, unten wartet meine Gondel, denn ich

habe sie herbestellt, weil ich die Absicht hatte, in der Abendkühle auf dem Wasserwege zurückzukehren. Diese Botschaft aber, die ich jetzt empfing, ruft mich anderswohin und zwar gerade nach jener Ruinenstätte. Bis zur letzten Nachtstunde ist noch weit hin, und wir werden Zeit haben, alles in Ruhe zu besehen; dann können Sie mit der Gondel zurückkehren, denn ich werde sie nicht mehr gebrauchen.

Der Professor bezeugte eine passende, wenn auch unnötige Besorgnis, daß Seine Exzellenz sich ihretwegen irgendeine Unbequemlichkeit auferlege – eine Besorgnis, die er sich bereitwillig genug ausreden ließ; während Amanda, ganz von dem bevorstehenden Ausflug erfüllt, sich schon über die Kommodenschublade beugte, um einen Schal hervorzusuchen und auch ein seidenes Tuch für den Kopf, falls es später in der Nacht etwas kühl werden sollte.

– So führt das eine Gute das andere mit sich, sagte Kala Rama, und dieser mir so willkommene Gruß bringt auch Ihnen etwas Schönes. Ja, Sie könnten in der Tat diesen Tag, an dem ich Sie schon etwas in meine Familienchronik eingeweiht habe, nicht würdiger beschließen, als gerade durch einen Besuch dieser Ruinen; denn die eine ist der Überrest des Palastes, den der Prinz Ajatasattu gerade an der Stelle errichten ließ, wo er zum erstenmal Mahamaya begegnete. Die Bauwerke rühren von Baku her und wurden als seine hervorragendsten Schöpfungen geschätzt.

– Das ist ja aber ungeheuer interessant, rief Professor Eichstädt. Hörst du, Amanda? Zwei Meisterwerke von jenem Baku, mit dem die Feder unseres hochverehrten Freundes uns schon vertraut gemacht hat! Denke dir nur, Amanda!

Amanda dachte in der Tat.

An jenem Ort – so dachte sie – haben unser Kala Rama und jener ehrwürdige Fremde ihre bitterste Stunde erlebt. Wann war sie aber? Gehörte sie diesem ihrem Erdenleben an, oder einem früheren? Haben sie diese Bitterkeit gekostet zwischen den Ruinen längst vergangener Herrlichkeiten? oder damals als jene Bauten so standen, wie Bakus Meisterhand sie vollendet hatte? Werde ich das je erfahren? Werden mir vielleicht schon heute Nacht diese Steine reden? –

Fünftes Kapitel

Mutter Kalis Haus und das Haus Kala Ramas

Als Professor Eichstädt und Amanda mit Kala Rama in den Garten hinaustraten, empfing sie der unbeschreiblich wonnige Gruß einer indischen Nacht.

Jeder Luftzug, der, mit den hundertfachen Düften der Blumen und Sträucher balsamisch beladen, ihnen entgegenfächelte, strich wie eine sammetweiche Liebkosung über Stirn und Wange. Und wenn noch etwas Mattigkeit von dem Ohnmachtsanfall bei dem jungen Mädchen zurückgeblieben war, so mußte diese vollständig schwinden, als nun auch die vor ihnen sich ausbreitende große Seefläche ihre labende Kühle ihnen entgegenhauchte.

In demselben kleinen Hafen, von dem aus Amanda, ein paar Stunden vorher, zum Palast hinübergefahren war, lag die Gondel des Ministers, am Fuße eines kleinen, schroffen Felsenhügels, der, in den See hinaustretend, diesen geschützten Landungsplatz gebildet hatte.

Die Anhöhe war mit einer Gruppe von schönen pappelähnlichen Pipalbäumen bestanden, deren Schattenschleier einen Kiosk umhüllte, der mit seiner von geschnitzten Holzpfeilern getragenen niedrigen Kuppel sich zierlich auf dem hellen Nachthimmel zeichnete, gleich einem jener kleinen Hindutempel, die an so vielen Stellen in Rajputana sich vorfinden, offenbar von dem glücklichen Instinkt beseelt, sich gerade auf dem malerischsten Punkt der Landschaft aufzustellen. Dieser beherrschte zur einen Seite die große Fläche des Sees nach dem Gebirge zu, zur anderen die enge Bucht, an deren Ende die Hindubucht amphitheatralisch gelagert war, während der schroffe, palastgekrönte Burgfelsen gegenüber diese Seitenbucht begrenzte und scharf wie ein Schiffssteven sich in den See hinausschob.

Der Kiosk war denn auch Amandas Lieblingsplatz. Besonders verträumte sie gerne die Nachmittagsstunden dort, ein Buch in der Hand, aber den Blick öfters auf die Stadt gerichtet, die zur Hälfte

vom violetten Schatten des Burgberges bedeckt war, während die andere Hälfte sich in abenteuerlichem Glanz breitete — übertünchter Lehm und schlechter Mörtel größtenteils, in der Nähe gesehen, aus denen aber die magischen Goldstäbe der indischen Nachmittagssonne Haufen von Rosen und Perlen hervorzauberten: so lag sie drohend und verlockend da, diese seltsame Hindustadt, wimmelnd voll von dem fremdartigen Leben, in das ein Europäer nie hineindringt, ja das er kaum ahnend streift. Zu dieser Tageszeit, der bewegtesten in einer indischen Stadt, drang die Stimme jenes Lebens bis zum Gartenkiosk des Bungalow, ein tausendfach zusammengesetztes Geräusch, woraus sich einzelne Laute hervorhoben: — der langgedehnte Ruf des Wasserträgers, der rauhe Kehlenschrei des Kameltreibers, gelle Gongschläge oder dumpfe Glockentöne aus einem Tempel — lauter exotische Klänge, die, auch wenn sie las, sie fortwährend daran gemahnten, unter welchem fremden Himmel sie weile, und immer wieder ihren Blick von den Blättern weg nach jenem Stadtbild hinzogen.

Die Häuser drängten sich bis an den See heran, wateten sogar auf starken Pfeilern hinaus, tauchten sich in das kühle Naß und brüteten darüber mit purpurdunklen Torbogen, lugten mit viellöcherigen, taubenschlagartigen Erkern über das Wasser hinaus, guckten mit Terrassen, Kiosken, Türmchen und kleinen maulwurfhaufenähnlichen Kuppelchen einander über die Schultern, als ob ihre sonnenversengten Höhen doch wenigstens das Wasser glitzern sehen möchten. Hier und dort wurden ihre Mengen von den Ghats auseinander geschoben; breitspurig stiegen ihre Freitreppen herunter, farbig belebt wie durch ein Gewimmel wandelnder Krokusse, deren blaue, rote und gelbe Flämmchen auch unten im Wasser leuchteten, wo die Mäntel der Badenden ihre lebendigen Farben mit den widergespiegelten mischten. Links, wo die Leichenverbrennungsstätte war, glühten ein paar Scheiterhaufen unten im Schatten und schickten ihre Rauchsäulen in das Sonnenlicht hinauf, wo sich ihre Blässe in rosige Wölkchen umwandelte — ganz so, wie sie es an jenem Abend in Benares gesehen hatte, und so wie die Scheiterhaufen in diesem uralten Lande schon jahrtausendelang Tag für Tag geraucht

hatten — ein ewiges Opfer, von der Erde an den Himmel, von dem Diesseits an das Jenseits gesandt.

Aber auch andere Opfer wurden dem undurchdringlichen Jenseits gebracht, auch Lebendiges opferte diese indische Erde — und nicht nur dem Himmel!

Rechts, am südlichen Ghat, auf einer in den See hervortretenden Bastei stehend, erhob ein kleiner, reich verzierter Tempel seine Dachgruppe von zusammengewachsenen hochgestreckten Kuppeln, die blutrot gefärbt und mit goldigen Sternen übersät waren. So hoch und spitz war dies Kuppeldach, so gering der Umfang des vieleckigen Gehäuses, daß das ganze Bauwerk wie eine prächtige Riesenlaterne aussah. Dies Heiligtum war der furchtbaren Göttin Kali geweiht. Oben in der Luft und unten im Wasser mit dem im Sonnengold gebadeten, glitzernden Steinschmuck seiner reich gegliederten Architektur und mit seiner hochragenden roten Tiara leuchtend und glühend, beherrschte dieser Tempel das ganze Stadtbild, ein nicht zu umgehendes Symbol des Allerfremdartigsten, des Dämonisch-Furchtbarsten in diesem geheimnisvollen Indien, das sie so seltsam lockte und sie so seltsam abstieß.

Amanda wußte gar wohl, was für Scheußlichkeiten dies eigenartige Bauwerk drüben unter seinem pittoresken, ja fast eleganten Äußeren verbarg. Hatte sie doch von der Vorhalle aus in die Zelle hineingeschaut, wo das Abscheu und Grauen erregende Bronzebild der Göttin aus der Dunkelheit unheimlich hervorschimmerte. Das Schädelhalsband baumelte ihr auf den blanken Bauch hinab. Sie hatte den von haubenblähenden Kobras gekrönten Kopf nach der Seite gedreht und blickte den Besucher mit einem seitwärts schießenden Blick aus dem gelben Steinauge an, während ein unsagbar grausames Lächeln ihre vollen, mit Blut frisch bestrichenen Lippen umspielte.

Ein alter häßlicher Priester erzählte ihr und ihrem Vater, die Göttin habe ursprünglich geradeaus geblickt. Das war in den alten, frommen Zeiten, als täglich zu ihren Füßen einem Menschen der Kopf abgeschlagen wurde. Seitdem aber der Mensch durch ein elendes Zicklein ersetzt worden war, habe sie verächtlich den Kopf zur

Seite gedreht, und obwohl ihr manchmal an ihrem Festtage hunderte von schwarzen Ziegen und viele Stiere geopfert worden seien, habe sie sich nicht mehr ganz versöhnen lassen; erst wenn das alte, rechtliche Menschenopfer wieder eingeführt werden würde, dürfe man hoffen, daß Kali wieder den Kopf drehen und ihre Anbeter mit einem geraden, gnädigen Blick ansehen würde; erst dann würde sich auch wieder Glück und Segen über das Land ergießen. Und Amanda hatte sich beeilt, aus den unheiligen Schatten der Tempelsäulen wieder hinaus unter den offenen Himmel zu kommen, so magnetisch lebendig schien ihr plötzlich das Wesen dieses von Tausenden inbrünstig angebeteten, tagtäglich mit Blut gespeisten Phantasiegebildes drinnen in seinem eigenen Bezirk zu walten.

Nie konnte sie aber mehr aus der Ferne jene blutrote spitze Kuppelgruppe sehen, ohne an die kleinen Zicklein zu denken, die jeden Tag drinnen geopfert wurden vor jenem unglaublich lebendigen Götzenbild, das sie kaum eines Blickes würdigte, weil es von alters her an kostbareres Blut für seine Bronzelippen gewöhnt war. Selber hatte sie einer solchen Opferung nicht beigewohnt, aber Arthur hatte ihr davon erzählt. Wie häßliche schwarzgekleidete Priester ein schwarzes niedliches Zicklein vor das Bild hinziehen, wo es von einem Priester festgehalten wird, während ein anderer eine Schnur an seinen Hörnern befestigt. Wie neben das Tierchen ein plumpes krummes Messer, alt und schartig von härteren Halswirbeln als den seinigen hingelegt wird, und wie die Klinge und der Kopf des Zickleins mit Reiskörnern bestreut und mit Gangeswasser besprengt werden. Wie dabei das Zicklein ein ängstliches Meckern hören läßt, das in diesem gewölbten, von Säulenkorridors umgebenen, resonanzreichen Raum noch zehnfach erbärmlicher klingt und überall noch spukhaft nachzittert, wenn ein Priester schon ein Schwert hoch erhebt, die krumme Klinge durch die Luft saust, und das losgetrennte Köpfchen des Tieres, ohne den Boden berühren zu dürfen, an der Schnur hängend, in ein Becken hineingeschwenkt wird. Wie der Opferpriester seinen plumpen Fuß auf die heftig zuckenden Glieder setzt, und wie das hervorquellende Blut in das Becken sprudelt und gurgelt und gluckst. Wie das aufgeregte Ohr

es überall gurgeln und glucksen hört, als ob der ganze Bau in allen Ecken und Winkeln das Blut tränke, und wie die noch aufgeregtere Phantasie beschwören möchte, daß die teuflische Bronzegöttin ein boshaftes rauhes Lachen — ein Lachen, wie es der alten schwarzen Götzenbronze wohl in der Kehle stecken mochte — verächtlich unterdrückt, als das blutgefüllte Becken mit dem Ziegenkopf zu ihr hingetragen und ein rotes Tuch vorgezogen wird, um die hochheilige sakramentale Handlung — das Beschmieren ihrer Lippen mit dem warmen Blut — dem profanen Blick zu entziehen. Wie man dann hinausstürzt, und wie einem den ganzen Tag übel ist, ja wie einen noch lange ein abergläubischer Schrecken verfolgt, als ob man durch seine Anwesenheit beim Opferdienst sich der scheußlichen Dämonin verschrieben habe, die einem drinnen wirklicher denn die Wirklichkeit vorkam ...

Alles dies sah, hörte und fühlte Amanda, wenn sie das spitze rote Kuppeldach erblickte; — und man konnte die Hindustadt nicht mit dem Auge, ja kaum mit der Erinnerung streifen, ohne dies hervortretende Wahrzeichen, dies beredte Symbol der Übermacht des schwarzen Blutes, vor sich zu sehen. Um so lieber blickte sie hinüber nach dem Bau, der zur anderen Seite das Stadtbild beherrschte — die Stammburg Kala Ramas. Es war ein gewaltiges Bauwerk, von monumentaler, einfachster Größe — ein einziger geschlossener Steinblock, höher als er breit war, nach unten austretend, um stämmiger zu stehen, an den vier Ecken sich mit viereckigen turmartigen Vorsprüngen verstärkend, von denen der westliche seinen durchsichtig-violetten Schlagschatten auf die orangeleuchtende Frontmauer warf. Diese Ecktürme überragten nicht die Mauerlinie; nur ein paar nestartig oben angeklebte Erker erhoben ihre Kuppelköpfchen darüber. In der ganzen Fläche nur ein paar unregelmäßig sitzende Fensterschlitze; aber unten war die ganze Front zwischen den Ecktürmen eine offene Arkadenhalle, von welcher nur die Bogen und der obere Teil der Pfeiler die Mauer der Terrasse überragten, die dies trutzige Haus wie eine mächtige, durch einen runden Vorsprung wiederum verstärkte Bastei bis zum Abhang vorschob, dessen Seiten das Mauerwerk größtenteils glatt verkleidete, so

daß der ganze Bau sich wie in zwei ungeheueren Stockwerken vom Talgrund erhob.

Die Anhöhe, worauf die Burg stand, schien ebensowohl dem Rajaberg wie dem Stadtgebiet zu gehören, und in der Tat vereinigte sich die alte Stadtmauer am Rande der Schlucht mit der Terrasse, während die Befestigungsmauern, die an dieser Seite von den zinnengekrönten Höhen des Berges in Zickzacklinien die schroffe Leite hinunterstiegen, erst an der Rückseite der Burg aufhörten.

Trutzig und wehrhaft vom Mauerkranz bis zum Sockel, in jedem Stein das Heim eines Kriegergeschlechtes — so stand die Stammburg des mächtigen Ministers, mitten zwischen Palast und Stadt, da.

In seiner majestätischen Einsamkeit, mit der vornehmen Ruhe seiner geraden Linien hatte das Gebäude ihr bis jetzt immer von seinem Besitzer, dem edlen Kala Rama, dem Gönner ihres Vaters, gesprochen. Von heute ab würde aber der heroische Name des großen Feldherrn Mahimsasa wie mit Drommetenklang von allen vier Ecktürmen zu ihr herüberklingen, wenn sie nachmittags träumend dort oben im Gartenkiosk saß. Sie würde das liebliche Kind Amara dort wohnen lassen. In jener mächtigen Arkade hatte ihre vogelartige kleine Stimme den Widerhall geweckt und das Herz des großen Helden erheitert; aus jenem hochschwebenden Schwalbennest-Erker hatte sie weit übers Land hinausgespäht, ob nicht in der tiefen Einsattelung der ockerfarbigen Hügelkette das Banner ihres Ohms wehen und die Lanzenspitzen seiner Begleiter aufblitzen würden — bis sie es eines Tages wirklich taten, und sie hinuntereilte, um Blumen zu pflücken und zusammenzubinden zu einem Kranz für sein geliebtes Haupt.

— Das phantasierst du dir alles recht hübsch aus, mein Kind, sagte Professor Eichstädt — aber eine solche Lokalisierung dürfte doch aus dem Grund nicht erlaubt sein, weil dieser Bau unmöglich ein so hohes Alter haben kann.

— Und warum denn nicht? ist er doch so fest gebaut, daß er wohl Tausende von Jahren stehen kann.

Sie blickte den Minister an in der Hoffnung, Unterstützung bei ihm zu finden. Kala Rama aber schüttelte lächelnd den Kopf: —

— Sie mögen darin recht haben, Mem Amanda Sahib! Das Gefüge scheint der Zeit trotzen zu können, wie das der Pyramiden. Tatsächlich hat aber Ihr Vater recht, und ich kann ihm mein Zeugnis nicht versagen, daß dies Haus erst aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts stammt. Es wurde von demselben Ahnherrn gebaut, der durch den Verrat des Großmoguls ums Leben kam, und zu dessen Andenken unsere Familie seitdem mit der linken Hand grüßt.

Amanda mußte sich dieser Autorität beugen. Aber sie meinte, jener Vorfahr Kala Ramas habe gewiß sein Haus an derselben Stelle errichtet, wo die Familie von jeher ansässig gewesen war: denn es stünde gerade am rechten Ort, zwischen Rajapalast und Stadt, wie der Minister zwischen Fürst und Volk. Dort habe gewiß auch schon Mahimsasas Haus gestanden, und könnte es nicht ebenso ausgesehen haben und durch Tradition nachgeahmt worden sein? Arkadenhallen und Erker habe man in Indien seit unvordenklichen Zeiten gehabt. Und so müsse es ihr denn auch erlaubt sein, es sich so vorzustellen und in dieser neuen Burg nur eine Wiedergeburt der ursprünglichen zu sehen.

— Dagegen wird gewiß niemand etwas einwenden können, sagte Kala Rama, und mich dünkt, Memsahib, Sie haben dort einen sehr glücklichen Ausdruck erwählt, um ihre Befugnis zu erhärten, die Dinge der Vorzeit im richtigen Licht zu erträumen. Jetzt freilich haust oben in jenem Erker kein lieblicheres Wesen als Memsahibs alleruntertänigster Diener. Denn abends ist er mein liebster Aufenthalt; — ich kann da, wenn ich mich von meinen Büchern abwende, weit über die dunkle Welt hinausblicken, und zur anderen Seite direkt auf das flache Dach meines Hauses hinaustreten, wo diese Erdenwelt nicht zu existieren scheint und nichts als der sternenfunkelnde Himmelsraum um mich ist.

— O wie beneidenswert! — ein erhabener Aufenthalt! murmelte der Professor.

— Dann ist es Ihre Lampe, Exzellenz, die mir von drüben so oft wie ein Stern zugewinkt hat! Von jetzt ab wird das Licht mir noch traulicher leuchten.

— Wie, Memsahib? auch nachts suchen Sie diesen entfernten Punkt auf? aber doch nicht allein?

— Nicht ganz allein, Exzellenz; mit meinem Garuda. Denn bevor mir Herr Steel den guten Mungos schenkte, hätte ich für mein Leben mich nicht im Dunkel so weit gewagt, dazu habe ich gar zu große Angst vor Kobras.

Und sie erging sich im Lob des treuen und tapferen Tierchens, das auch jetzt von der einen Seite des Weges zur anderen, und manchmal ein Stückchen ins Gras hinein, vor ihnen hin und her schnoberte, in unermüdlichem Nachkommen seiner polizeilichen Pflichten.

Amanda versäumte nicht, seine heutige Heldentat zu rühmen und erzählte auch von dem kleinen Schlangenstein — dieser unansehnlichen Alltagsausgabe des berühmten Edelsteins Kala Ramas — den der Sieger aus der toten Kobra herausgeschüttelt hatte, wobei sie denn auch das nächtliche Abenteuer Arthurs nicht unerwähnt ließ.

Kala Rama nickte mit freundlichem Lächeln.

— Ja, Mem Amanda Sahib, auch ich habe ein paar Mal das beobachtet. Es sieht wirklich aus, als bete die Kobra den Stein an. Und doch sucht das Vieh dabei nur sein Futter. Das Steinchen — es ist eine besondere Art Kiesel — phosphoresziert und verbreitet einen schwachen Schein, wie das weibliche Glühwürmchen, die Käfer werden dadurch angezogen und die Kobra schnappt sie.

— Dachte ich mir's doch, rief der Professor vergnügt, daß eine befriedigende Erklärung dieses sonderbaren Phänomens schon bekannt sein müsse!

— So? mich befriedigt sie gar nicht, schmollte Amanda. Es war so hübsch, sich zu denken, daß einige besonders hoch entwickelte Kobras einen kleinen Fetisch mit sich herumführten und nachts ihre Andacht davor hielten. Meine übertriebene Angst vor diesen Tieren kommt mir etwas weniger ungereimt vor, wenn ich mir einreden darf, diese meine Erbfeinde seien geistig so hoch entwickelt, daß sie eine Art Religion haben. Betet so eine weise, böse Kobra die Mutter Kali an, auf daß ihre Haube sich recht giftgeschwollen aufblähen möge — dann darf es mir schon eher erlaubt sein, mich ein wenig unsinnig zu fürchten.

— Nun, ich denke, es müßte dich schon getröstet haben zu hören, daß der wagehalsige Sir Trevelyan an derselben Angst leidet.

— Sir Trevelyan? fragte Kala Rama und blieb vor Überraschung stehen, seine beiden Begleiter mit großen Augen anblickend.

— Ja, denken Sie sich, Exzellenz, antwortete Amanda, Mr. Steel erzählte uns heute, sein Vetter könne sich nicht dazu überwinden, die Künste eines Schlangenzähmers zu sehen — trotz aller Aufbietung seiner Willenskraft mußte er es aufgeben. „Das ist stärker als ich", sagte er.

— Seltsam — höchst seltsam! murmelte Kala Rama.

Nur zu gerne hätte Amanda gefragt, welche Gedanken sich der greise Inder wohl über das scheinbar zufällige Zusammentreffen mache, das auch ihr Gemüt als ein bedeutungsvolles Rätsel tiefsinnigen Zusammenhanges beunruhigte. Aber sie wagte es nicht, das Schweigen zu stören, das Kala Rama im Weiterschreiten beobachtete. Sie wagte es nicht, obwohl gerade dies Schweigen sie in ihrer Ahnung bestärkte, daß an diesem unscheinbaren Punkt sich etwas für sie sehr Wichtiges verberge.

Wenige Schritte brachten sie nun zum Ziel: dem Gartenhafen am Fuße des kleinen kiosktragenden Vorgebirges.

Kala Rama blieb stehen, bevor sie noch die Landungsstufen erreicht hatten, und das vorherige freundliche Lächeln belebte wieder Augen und Lippen.

— Es tut mir sehr leid, meine liebe Memsahib, Ihnen mit meiner nüchternen Erklärung eine Enttäuschung bereitet zu haben. Aber wenn wir etwas tiefer blicken, wird der Unterschied vielleicht nicht so groß, wie es zuerst den Anschein haben mag. Denn was, meinen Sie, sucht der Mensch am meisten bei seinem Fetisch, seinem Götzen, seinem Heiligenbild, ja selbst bei seinem Herrgott im täglichen Gebet? — glauben Sie mir, weitaus die meisten suchen hauptsächlich, was die Kobras bei ihrem Stein suchen und finden: ihr Futter.

— Nur zu wahr, Exzellenz! rief der Professor. Mit wie viel ängstlicherer Innigkeit wird von den meisten das Gebet „Unser täglich Brot gib uns heute" gebetet, denn das erhabnere, so recht religiöse „Geheiligt sei dein Name!"

— Und fügen wir hinzu, hochverehrter Professor Sahib, das kann in diesem Leben, in dieser Welt auch nicht anders sein. So wollen wir denn auch nicht zu viel von den armen Menschen verlangen, und von den armen Kobras auch nicht, Memsahib, zumal wir schließlich doch nicht wissen, ob sich bei ihnen angesichts des helfenden Leuchtsteines nicht dunkle Gefühle rühren, die für sie ebenso viel bedeuten mögen, wie die Regungen im Gemüte eines Wilden, der seinen Fetisch um Jagdglück bittet. — Und nun — —

Er trat an die Stufen hin, und mit tiefer orientalischer Verbeugung auf die anlegende Barke zeigend, sprach er:

— Darf ich nun, meine liebwerten Gäste, die mir wie mein Vater und meine Mutter sind, ersuchen, ihre unschätzbaren Persönlichkeiten, die Fackel der Wissenschaft und die Zierde des weiblichen Geschlechtes, diesem geringen, erbärmlichen Fahrzeug ihres diensteifrigsten Sklaven anvertrauen zu wollen.

Der Humor Kala Ramas, wenn er auf diese Weise seinen europäischen Freunden gegenüber den üblichen orientalischen Schwulst leise travestierte, hatte einen eigentümlichen, herzlichen Charakter. Er wußte es, sie durch Blicke und Stimmklang verstehen zu lassen, daß er sich gerne seines Vorrechtes als Orientale bediene, um in scheinbar übertriebenen Formen gerade das Richtige zu sagen. Hielt er doch in vollem Ernst das liebliche Mädchen für die Zierde ihres Geschlechtes und nicht weniger den Vater für eine Fackel der Wissenschaft, und war er doch bereit, ihnen mit allen seinen Kräften, die nicht gering waren, zu dienen.

Die Barke des Ministers konnte allerdings nur vom Standpunkt morgenländischer zeremonieller Selbsterniedrigung als ein erbärmliches Fahrzeug betrachtet werden. Eher nahm sie sich in europäischen Augen etwas schwerfällig aus und erinnerte Vater und Tochter an ihre Budgera auf dem Ganges. Sie streckte einen langen, spitz zulaufenden Vordersteven, gleich dem Schnabel eines ungeheuren Wasservogels, über die Wasserfläche hin, während der Achtersteven sich breit und kräftig in die Höhe erhob. Hier stand, regungslos wie eine Statue, die Stange des großen Steuerruders in den Händen, ein mittelgroßer, schön gebauter Inder, dessen nackte Glieder wie

Bronze in den Mondstrahlen glänzten. Ein großer weißer Turban und ein gleichfarbiges Lendentuch bildeten auch für die sechs Ruderer die ebenso kleidsame wie praktische Livree — denn den bloßen Kopf dem Mondlicht auszusetzen, hielten sie für den unfehlbaren Weg zur Geisteskrankheit. Sie standen paarweise im vorderen Teil der Barke, jeder ein kurzes und breites, schaufelförmiges Ruder in beiden Händen haltend, zum Abfahren bereit.

Der mit gestickten Kissen und persischen Teppichen üppig ausgestattete Sitzplatz befand sich in der Mitte des Fahrzeuges, doch etwas zurück, ziemlich wie in einer venezianischen Gondel. Kala Rama nötigte seine beiden Gäste, sich auf den Ehrenplatz zu setzen, einen sofaartigen Sitz, der die Breite der Barke einnahm und den Rücken an den Hintersteven lehnte, und von dem aus man des angenehmsten und freiesten Blickes während der Fahrt genoß. Selbst aber „nahm er einen niederen Stuhl und setzte sich seitwärts nieder" — wie Professor Eichstädt sich mit einer häufigen Wendung der buddhistischen Sutras sagte; denn er war nicht unempfänglich dafür, von einem indischen Magnaten als ein „Erhabener" behandelt zu werden.

Nicht ganz so leicht wie das Unterbringen der Passagiere war das der Plaids und Decken, die das fürsorgliche Dienstmädchen hinuntergetragen hatte, mit vollstem Beifall Kala Ramas, da man nie wisse, wie lange man wegbleiben würde, und gegen Morgen sehr wohl eine ziemliche Kühle auf dem Wasser eintreten könne. Sie hatte die Arme voll, denn tapfer hatte Bärbele sich gegen jeden Beistand der von ihr verachteten, wimmelnden indischen Dienerschaft gewehrt, und sie war auch jetzt nicht gesonnen, die kostbaren, von ihr selbst eingekauften und aus Heidelberg bis hierher mitgebrachten Sachen der Behandlung brauner, eingeborener Hände zu überlassen. Vergebens streckten sich diese ihr entgegen; vergebens ertönte ein sechsstimmiger Chorus: — „Gib her, Ayah, gib her, Ayah!" Nur um so fester schlossen sich die starken Arme der derben Schwäbin um die teure Last, nur um so energischer schüttelte sich ihr runder Kopf mit den harten, blanken Apfelwangen:

— Ja, ayaht mich, so viel ihr wollt, ihr nackten Heiden! euch die schönen Decken geben, — damit ihr sie recht vollspritzt, was? Ihr

braunen Affen — plätschern sie mit ihren Schaufeln im Wasser herum — schönes Rudern das!

Bärbele war freilich eine waschechte Binnenländerin, aber sie hatte unterwegs sowohl Bremer Seeleute wie englische Orlogsmatrosen rudern sehen und bildete sich was darauf ein, daß man ihr in diesem Kapitel kein X für ein U mache: „Schönes Rudern! wie die Jungen in einer Kufe auf dem Dorfteich umherschaukeln.“

Und die ehrliche, aber dicke Haut gab sich nicht zufrieden, bevor sie nicht eigenhändig die Sachen in den Hintersteven außerhalb des Bereiches eines Wassertropfens weggestaut hatte, zum großen Ärger des Professors, der zu diesem Zweck aufstehen mußte, wodurch der feierliche Moment seines erhabenen Thronens mit dem seitwärts sitzenden Minister zu seinen Füßen erheblichen Abbruch erlitt.

Als nun das Fahrzeug von dannen glitt, hätte freilich Bärbele gerechterweise zugeben müssen, daß diese sechs nackten Heiden mit ihren Schaufeln die Barke ganz wacker vorwärts zu bringen wußten. Aber die getreue Magd hatte Anderes und Wichtigeres im Kopf. Die Arme über den Busen gekreuzt, schaute sie mißbilligend und besorgt ihrer abfahrenden Herrschaft nach. Daß ein junges unwissendes Blut wie Amanda, die — von den garstigen Kobras abgesehen — keine Furcht zu kennen schien, sich der Obhut lauter brauner Hindus anvertraute, war nicht zum Verwundern. Aber so ein graues Haupt wie das des Herrn Professors hätte auch klüger sein können, und wäre es auch gewesen, wenn es nicht ewig und immer über die alten Bücher gebückt wäre, sondern sich umsähe, was rings in der Welt vorginge. Daß der alte, anständig gekleidete indische Herr, den sie „Minister“ nannten, so ziemlich wie ein Christenmensch aussähe, war nicht zu leugnen; aber Mohr bleibt halt Mohr und Indianer Indianer — denn so bezeichnete die Schwäbin ebenso hartnäckig wie sprachlich korrekt die Eingeborenen Indiens, wiewohl es sie anfangs etwas irre gemacht hatte, daß die Indianer nach allem, was sie gehört und gelegentlich sogar gelesen hatte, Rothäute waren, während diese Menschen zweifelsohne braun, ja oft fast schwarz waren. Sie zog aber aus diesem Konflikt zwischen Erlerntem und Geschautem ledig-

lich den Schluß, daß man sich auf Historienbücher nicht verlassen könne, und daß halt Probieren über Studieren gehe.

Als ob es Amanda ahnte, daß ihre gute Magd einer Aufmunterung sehr bedürftig war, winkte sie in diesem Augenblick mit ihrem Taschentuch. Bärbele war nicht saumselig, den Gruß zu erwidern, aber aufgemuntert sah sie dabei nicht aus. Vielmehr rannen dicke Tränen ihr die Wangen hinunter: – wer verbürge ihr denn, daß sie ihr geliebtes Fräulein und ihren guten Herrn auf dieser Erde wiedersehen würde?

Bärbele konnte keine englischen Zeitungen lesen; – sie dankte ihrem Gott, ihrem Heiland und allen Heiligen, daß sie diese fremdländische Sprache nicht kenne. Aber die Luft selbst war in diesen Tagen in ganz Indien schwirrend voll von dem furchtbaren Namen der Thags. Überall in Britisch-Indien wurden die Leichen ihrer Opfer hekatombenweise aufgehängt. So war denn auch Hinlängliches in diesen schwäbischen Kopf eingedrungen, um seiner Besitzerin eine nicht ganz grundlose Abneigung gegen Mondscheinfahrten zu Land und zu Wasser in der Gesellschaft dieser Indianer einzugeben.

Wie wäre ihr aber erst zumute gewesen, wenn sie geahnt hätte, daß ein echter Thag ihr selber, Barbara Schwitzgäbele aus Echterdingen, noch gestern im Bazar die Musseline ausgemessen hatte, und daß ihr geliebtes Fräulein Amanda, noch bevor die Barke ihr aus dem Auge entschwand, mit demselben mörderischen Diener Kalis in Berührung kommen sollte?

Sechstes Kapitel

Der Diener Kalis

Wie eine Kulisse schob sich der Kioskhügel zur Seite, als die Barke vorwärts glitt. Im Hintergrund erglänzte die Stadt mit ihren zahllosen kleinen Lichtern und warf eine goldige Fransenreihe über den atlasblanken See. Alle charakteristischen Laute des nächtlichen Lebens der Hindustadt wimmelten ihnen entgegen: leichtsinni-

ges Geklimper der Banjosaiten, schwermütig und sehnlich hingehauchte Seufzer der Rohrflöten, das trockene, aufdringliche Dröhnen der Tomtoms und das rastlose Pochen der kleinen stundenglasförmigen Handtrommeln, das wie die hörbaren Herzschläge fieberhaft pulsierenden Lebens ist. Momentweise wurde dies von dem heiseren Heulen und Bellen der Pariahunde übertäubt, die sich auf der offenen Strecke zwischen Stadt und Bungalow balgten; ab und zu aber drang durch all dies ein voller, etwas gedämpfter Glockenton, gleich einem großen, immer aufs neue sich bildenden und herabfallenden Lauttropfen, der die blanke Wasserbahn herab direkt zum Boot hinüberzugleiten schien.

Amanda wußte sehr wohl, aus welchem heiligen Gefäß der Tropfen fiel. Jedesmal sah sie vor sich die alte schwarze Bronzeglocke, die in schweren Ketten von der niedrigen Kuppel herunterhing, gerade über der steinernen Statue Nandis, des heiligen Stiers Çivas; sah auch, wie der alte grimme Priester den Klöppel gegen die Glockenwand schlug, wenn ein Besucher eine Opfergabe niederlegte und sich nach dem Allerheiligsten verneigte, wo Çivas Gemahlin, Kali selbst, in finsterer Majestät thronte und aussah, als ob sie nicht übel Lust habe, ihren alten Sport zu erneuern: feindliche Dämonen zu verschlingen und ihre Kriegswagen mit den Zähnen zu zerkauen ... Aber das war lange her – tausend mal Tausende von Jahren, einen ganzen Kalpa her. Längst, längst hatte sie statt der Dämonen und ihrer Kriegswagen mit Menschen vorlieb nehmen müssen. Unlängst war es nun gar ein Zicklein geworden, und wer wußte, ob ihr nicht auch diese entzogen werden würden, in einer Zeit, wo man es wagte, ihre getreuesten Diener scharenweise aufzuhängen! ... Aber noch waren inbrünstige Anbeter die Menge da, noch klang die Opfergebetglocke, Schlag auf Schlag, Schlag auf Schlag, in die Nacht hinaus, über den See hinüber, zu ihren Feinden und Verächtern hinüber! –

Um diese Stunde hatte sich sonst der Tempel in das nächtige Dunkel zurückgezogen, das seiner finsteren Herrin so wohl eignete. Heute abend aber waren alle die gedehnten Kurvenlinien seines Kuppeldaches durch Lichtpünktchen abgezeichnet. Auch war dieser Schmuck nicht das einzige Lichtzeichen eines ungewöhnlichen Lebens des Kalihauses: – unten war eine lange Reihe ähnlicher Flämm-

chen in langsam gleitender Bewegung den Kai entlang — nach dem dunklen Raume unter den Lichtkuppeln zu und von denselben fort. Offenbar eine Prozession von Lampenträgern. Von ihr schien auch der hundertstimmige Ruf auszugehen, der jetzt anhub und sich mit tödlicher Monotonie wiederholte — eine wilde Kadenz von drei, vier Tönen und von drei Worten, von denen Amanda das mittlere als „Kali" auffaßte.

— Was singen sie nur immer?

— Sie singen: „Jai Kali mâ". — „Sieg der Mutter Kali" ... Wissen Sie, was das zu bedeuten hat?

Als Amanda und der Vater den Minister mit fragender Wißbegierde anblickten, fuhr dieser mit einer Stimme fort, an der seine Gäste zu ihrer Überraschung eine nicht ganz beherrschte Erregung bemerkten:

— Sie haben vielleicht gehört, daß in Gwalior die schwarze Pest seit kurzem viele Opfer fordert?

— Gewiß, Exzellenz, stammelte der Professor, sichtbar unangenehm berührt.

— Sie liegt ja immer auf der Lauer in einer Hindustadt. Ich schmeichle mir freilich, durch sanitäre Maßnahmen die Gefahr hier bei uns bedeutend vermindert zu haben ...

— O, darüber kann kein Zweifel sein, Exzellenz! Auch englische Zeitungen haben das ja ausdrücklich konstatiert, — beeilte sich der Professor seinem hohen Gönner zu versichern — und vielleicht noch mehr sich selber; denn schon die Äußerung dieser tröstlichen Worte verlieh ihm wieder ein mutiges Aussehen.

— In Gwalior tritt sie, wie gesagt, seit einigen Wochen lebhafter auf ... Deshalb diese Prozession. Aber zu welchem Zwecke, — meinen Sie wohl?

— Doch wohl um die Göttin anzuflehen, daß sie diese Stadt beschützen möge, vermutete Amanda.

— Ganz wie sie in ähnlichen Fällen in Italien eine Prozession an die Mutter Gottes veranstalten, und um ihren Schutz flehen, sagte der Professor, — obwohl ich freilich diese beiden Göttinnen nicht verglichen wissen möchte.

Kala Rama schüttelte den Kopf mit einem Lächeln, das einen Stich ins Sarkastische hatte: –

– Sie sind eine Fackel der Wissenschaft, Professor-Sahib, und das arische Indien des Veda, das Land, worin der Buddha predigte, liegt offen wie ein Buch vor Ihnen. Aber das spätere Indien, das Hinduland des durchsickernden schwarzen Blutes – das durchschauen Sie nicht. Seine Wege sind, leider Gottes, nicht die Ihrigen. – O nein! – nicht um die Pest abzuwehren: um sie hierher zu beschwören, findet jene Kali-Prozession statt.

– Hierher! rief Professor Eichstädt und fuhr unwillkürlich vom Sitz empor, als ob der Ruf der Kalianbeter, der laut und drohend herüberklang, den tödlichen Pesthauch der schädelgegürteten Göttin mit sich trüge. Auch Amanda fühlte ein kaltes Schauern in allen Gliedern.

– Ja, fuhr Kala Rama fort, sie beschwören die Göttin, den ganzen Kelch ihres Zornes hier über ihre Feinde auszugießen, über diejenigen, die es wagen, die blutigen Gebräuche eines finsteren Aberglaubens zu bekämpfen, die die Witwenverbrennung nach Kräften einschränken und die Thags verfolgen, die für Gesundheit und geistiges Wohl des Volkes sorgen – über jeden, der sich an dieser Kulturarbeit beteiligt bis zum letzten Tagelöhner, der einen Stein zu einem Schulgebäude oder einem Krankenhaus trägt. Und wenn sie auch selber, die getreuen Anbeter der Götter, mitfallen müssen: – o, das schreckt sie nicht! Ich muß ihnen das lassen – sie würden alle mit Freuden sterben, wenn sie wüßten, daß mit demselben Griff die würgende Hand Kalis auch ihre Feinde vernichtet, und mit dem letzten Seufzer würden ihre blauen Lippen ein Jai Kali mâ hinhauchen!

Kala Rama hatte mit der Bitterkeit gesprochen, deren sich ein großer und edler Mann, wenn er auch sein Herz mit der erhabensten Philosophie der Resignation gepanzert hat, kaum erwehren kann, wenn er sieht, daß seine besten Bestrebungen an der Blindheit seiner Zeitgenossen teilweise scheitern, oder daß sie doch nur in verkümmerter Gestalt an ihr vorüber kommen können.

Nach diesem Ausbruch folgte ein allgemeines Schweigen – eine

Pause, die durch das Geräusch und die Laute aus der Stadt, vor allem von dem ewig sich wiederholenden Kalíruf ausgefüllt wurde.

Es tat Amanda herzlich leid, daß sie durch ihre unüberlegte Frage diesen ehrwürdigen Greis zu Äußerungen verleitet hatte, die er aus eigener Initiative offenbar nicht getan hätte, und die er vielleicht jetzt schon als eine gar zu offenherzige Vertraulichkeit bereute. Ihrem feinfühligen weiblichen Instinkt gehorchend, strengte sie ihre ganze Erfindungskraft an, um das dadurch eingetretene Schweigen auf eine Weise zu brechen, die von jenem Thema abführte, ohne doch die Absicht zu verraten, dies zu tun. Sie meinte schon, einen passenden Weg gefunden zu haben, und wollte ihn gerade betreten, als sie zu ihrer Überraschung bemerkte, daß Kala Rama, den Kopf zur Seite neigend, angespannt lauschte.

Ein kurzer, leise ausgesprochener Befehl, und die sechs Ruderer stellten ihre Arbeit ein. Die Barke glitt noch eine kurze Strecke vorwärts — — auch das Rauschen des Wassers am Bug des flachbodigen Fahrzeuges verstummte . . .

Ein neuer Laut war da. Er mischte sich wie ein stetiger Unterton in das wüste Bellen der Pariahunde — tief und glockenweich. Ob er wohl von den Glockenfröschen herrührte, von denen Amanda hatte erzählen hören?

Ein Blick auf das Gesicht Kala Ramas genügte, um ihr zu zeigen, daß es sich um etwas Wichtigeres handle. Der Minister lauschte nicht mehr, er spähte — nach dem jenseitigen Ufer hinüber.

Vom Schatten des Palastberges aus gesehen, der sie jetzt umhüllte, leuchtete die Küste zwischen der Stadt und dem Bungalow wie eine Schneelandschaft. Man konnte die ganze Strecke deutlich übersehen, bis dorthin, wo die Stadt unregelmäßig und wie zerbröckelnd aufhörte, und wo Amanda noch die Wellenlinie der verlassenen Webstühle erkannte, vor denen sie sich kürzlich in ihrer Traumvision befunden hatte — in jener Vision, die sie wieder vergessen hatte und deren Spuren auch jetzt nur teilweise und dunkel in ihr erwachten. Die Schatten der wenigen Bäume und der Unebenheiten des Bodens lagen tiefschwarz in unbeweglicher Ruhe da.

Aber einer dieser Schatten bewegte sich.

Er flog, wie von einem Sturmwind getrieben, von der Stadt in der Richtung nach dem Bungalow – oder vielmehr, wie es jetzt schien, nach einer Stelle in der Mitte zwischen beiden, wo die Küste sich abflachte; denn in der Nähe der Stadt war das Ufer noch felsig und schroff, wenn auch nicht von bedeutender Höhe.

Das Heulen der Pariahunde verstummte, als ob sie auseinandergesprengt worden wären. Jener neue Laut hingegen, der sich damit vermischt hatte, drang selbständig und herausfordernd ans Ohr. Und jetzt erkannte Amanda ihn. Sie hatte ihn vernommen, als sie alle einige Wochen vorher die Ställe des Rajas besuchten. Es war das Bellen eines Spürhundes. Der fliegende Schatten war der eines Mannes, dessen Gestalt man, ihrer weißen Kleidung wegen, nicht unterscheiden konnte. Und der Mann wurde von einem Hund verfolgt.

Amanda erhob sich in atemloser Spannung, obwohl sie von ihrem Sitzplatze aus eine ebenso freie Aussicht hatte. Der Minister und die Ruderer starrten sich um die Wette die Augen aus. Nur der Professor war durch seine Kurzsichtigkeit von der allgemeinen Erregung ausgeschlossen. Auch dachten weder sein Freund noch seine Tochter daran, ihm den Grund ihres sichtbar gespannten Interesses mitzuteilen.

– Was ist's? seht Ihr denn etwas Besonderes? fragte er, ein wenig ungeduldig.

– Es ist ein Mann, der aus der Stadt flüchtet, Vater ... von einem Hund verfolgt – hörst du nicht, wie er bellt? – ein Spürhund ... mein Gott! wenn er den Ärmsten einholt!

Der flüchtige Schatten flog über das Ufer hinaus.

Ein leises Platschen – Ringwellen im Wasser – eine silberleuchtende Dreieckspitze, die sich über die blanke Fläche vorwärts schob.

– Hörtest du, Vater? er entkam – er schwimmt hierher. Ach, der Hund!

Noch ein Platschen, plumper, patschiger – neue Ringwellen, die anderen überfließend – noch eine silberleuchtende Dreieckspitze, der ersteren nacheilend ...

Sie lagen etwa zwanzig Faden von der schroff abfallenden

Felsenwand entfernt, und nicht sehr weit von der Stelle, wo ihre scharfe Ecke in den See hinaustrat. Von dem Augenblick an, wo Kala Rama seinen Ruderern den Befehl gegeben, waren sie unbeweglich dort liegen geblieben. Während Amanda aber jetzt unverwandten Blickes die beiden über die Wasserfläche hineilenden Dreieckspitzen beobachtete, merkte sie, daß sich das Fahrzeug bewege. Anfangs wunderte sie das keineswegs: – was war natürlicher, als daß man dem Schwimmer entgegenruderte, um ihn aufzunehmen? Anstatt aber dies zu tun, zeigte es sich bald, daß die Barke mählich der Felsenwand zuglitt; dabei mußte sie sich langsam drehen, so daß sie den hohen Achtersteven dem Schwimmer entgegen wandte; denn Amanda war genötigt, ihren Kopf immer mehr hervorzustrecken, um ihn in Sicht zu behalten.

Als sie nun, überrascht durch dies unbegreifliche Manöver, sich umwandte, sah sie mit wachsender Verwunderung, daß Kala Rama im Begriff war, seinen Turban abzuwickeln, und daß die Ruderer und der Steuermann schon barköpfig waren. Und als in diesem Augenblicke der Vater sich hervorbeugte, berührte Kala Rama seine Schulter und bat ihn mit leisem Flüstern, seinen Strohhut abzunehmen.

Offenbar versteckte sich die Barke und wollte durch keinen hellen Punkt die Aufmerksamkeit auf sich lenken.

Amanda wollte sich wieder umwenden und nach den Schwimmenden hinausblicken; aber als ob Kala Rama sie auf andere Gedanken bringen wollte, reichte er ihr gerade jetzt den gelben, nadelförmig gefaßten Edelstein, den er aus seinem Turban losgelöst hatte, und bat sie, diesen für ihn in Verwahrung zu nehmen. Es mochte sich nach indischem Gedankengang wohl nicht leicht ein kräftigerer Magnet für eine junge Frauenseele finden lassen, als dies auserlesene Juwel, zumal Amanda glaubte, den berühmten Schlangenstein selbst, von dessen märchenhafter Herkunft sie soeben gehört hatte, in der Hand zu halten.

Hier stand aber ein Menschenleben auf dem Spiel, und das junge Mädchen ließ durch das anvertraute Kleinod ihre Aufmerksamkeit nicht ablenken. Der Abstand zwischen den beiden Dreieckspitzen

hatte sich vergrößert; offenbar war der Mensch der bessere Schwimmer. Er steuerte auf sie los. – Wollte er aber auf dieser Seite landen, oder um die Ecke herumschwimmen, und irgendwo an der langen Seewand des Palastberges sein Glück versuchen, wo es ihm ein Leichtes sein dürfte, eine Stelle zu finden, die wohl er, nicht aber der Hund erklimmen konnte?

Das letztere schien das wahrscheinlichere. Einmal weil er durch längeres Schwimmen seinen Vorteil besser ausnutzte; dann aber auch, weil es ihm kaum möglich sein würde, auf dieser Seite des Berges, an der Bucht, zu entkommen. Der Hund war keineswegs mehr sein einziger Verfolger. Vielmehr wimmelte schon das ganze jenseitige Ufer von Indern. Viele warfen sich ins Wasser und setzten schwimmend die Verfolgung fort. Andere liefen die Küste entlang, jeden hervorspringenden Punkt suchend, um von dort aus die Schwimmenden durch Zurufe anzufeuern und ihnen die Richtung, die der Verfolgte nahm, anzugeben. Die Eifrigsten stürzten nach dem Park des Bungalow und schienen jenen Lieblingsplatz Amandas, den kioskgekrönten Felsenhügel, erstürmen zu wollen, von wo aus sie allerdings am längsten den Flüchtling im Auge behalten könnten, falls er aus der Bucht hinaus wollte.

Daß aber dies der Fall war, unterlag keinem Zweifel mehr. Er steuerte links von ihnen auf die hervorspringende Ecke los. Die Barke kehrte ihm unentwegt den hohen Achtersteven zu, dessen Form am leichtesten mit denen der nahen Felsenwand zusammenschmolz. Aber gleichzeitig bewegte auch sie sich nach jener Ecke hin. Lautlos, wie kein europäisches Boot mit langen, zwischen Dollen arbeitenden Riemen es hätte tun können, glitt sie nach links; und in diesem seitwärts und halb rücklings Sichhinschieben des verschwiegenen Fahrzeuges lag etwas unaussprechlich Lauerndes und Heimtückisches, das Amanda den Atem benahm und ihr gleichzeitig ein Gefühl gab, als ob sie im nächsten Moment laut aufschreien müßte.

Ein Blick auf Kala Rama genügte aber, um einen solchen Ausbruch zu ersticken. Blitzenden Auges, die Lippen zusammengebissen, jede Falte seines Gesichtes starr, als ob sie in Stein gehauen wäre, spähte er über den Reeling hinaus, während er mit fast unmerklichen

Bewegungen der rechten Hand seine Leute dirigierte, die keinen Bruchteil einer Sekunde ihre schwarzen, glitzernden Augen von ihrem Gebieter wegwandten. Kaum erkannte das seltsam ergriffene Mädchen ihren väterlichen Freund wieder, der kürzlich noch so vertraulich mit ihr geplaudert hatte: sie meinte, seinen Vorfahren Mahimsasa zu sehen, der irgendeine gefahrvolle Expedition gegen „die schwarze Haut" leitete.

Der Schwimmer war jetzt nur ein Dutzend Faden entfernt und hatte noch immer keine Ahnung von der Nähe eines Fahrzeuges. Sein Blick haftete starr an der scharfen Felsenecke, hinter welcher er mit gutem Grund hoffte, seine Sicherheit zu finden. Das glatte, geölte Haar, an dem die Wassertropfen abglitten, glänzte bläulich; Turban und Kummurbund hatte er abgestreift, um seinen Verfolgern weniger sichtbar zu sein. Jedesmal, wenn beim Zurückführen der Arme Kopf und Schulter sich aus dem Wasser ein wenig erhoben, sah man jetzt ziemlich deutlich sein Gesicht mit der vor Anstrengung gerunzelten Stirn, der hervorgeschobenen Unterlippe und dem kurzen Bart, der in einer nassen, zusammengeklebten Spitze vom Kinn herunterhing.

Bald kam es Amanda vor, als ob ihr dies Gesicht wohlbekannt wäre; bald schien es ihr wiederum in seiner wilden Häßlichkeit völlig fremd zu sein.

Kala Rama erhob die Hand.

Die Barke schwenkte links um und schoß mit ihrem langen, spitzen Steven wie ein Alligator auf den Schwimmer los, der augenblicklich unter dem Wasser verschwand.

Ein kurzer Ruf von Kala Rama, und fünf von den sechs Ruderern waren überbord, verschwunden im erregten Wasser. Der Minister hatte schon seinen faltenreichen Mantel von sich geworfen; mit einem einfachen Kaftan angetan, ergriff er das eine Ruder, das er mit einer Sicherheit handhabte, als ob er sein Lebenlang Bootsmann gewesen wäre.

Hier und dort tauchte ein Kopf auf – und wieder unter. Der

Kummurbund: langes baumwollenes Tuch, das die Inder um den Leib wickeln.

Steuermann, der auf seinem erhöhten Standpunkt einen freien Überblick hatte, gab den Schwimmenden fortwährend die Richtung an. Jetzt schien ein vielköpfiges Seeungeheuer, mit einem von Riesenschlangen geflochtenen Körper, und mit vielen Köpfen versehen, wie ein indisches Götzenbild, emporzutauchen und sich hin und her zu wälzen – ein Dutzend Faden vorne und links von der Barke, gerade außerhalb des Schattenbereiches, wo das wogende Wasser wie eine Silberkaskade schäumte und spritzte um den blanken Gliederknäuel.

Im Handumdrehen war die Barke neben der Gruppe. Emporgehoben und geschoben von den Schwimmenden, gezogen vom Minister und seinen Bootsleuten wurde ein halbnackter, scheinbar lebloser Körper in das Fahrzeug hinüberbefördert und sofort mit Stricken kreuz und quer gebunden. Das Mondlicht fiel gerade auf die starren Züge des zurückgesunkenen Kopfes.

Amanda sah jetzt, an wen das Gesicht des Schwimmers sie erinnert hatte. Sie glaubte, Mool Roy zu erkennen, den reichen Musselinhändler im Bazar.

Glaubte es, und meinte dann im nächsten Augenblick, sich getäuscht zu haben, als dies Gesicht sich belebte, die Züge sich zu einem dämonischen Ausdruck verzerrten, und aus den schwarzen Augen ein stahlblaues Blinken seitwärts schoß, von so unheimlicher Wildheit, daß sie entsetzt zurückschauderte.

Ein Faustschlag in den Nacken hatte den Gefangenen nur auf kurze Zeit betäubt. Seine erste Bewegung überzeugte ihn, daß die Bande fest waren; sein erster Blick starrte in den heißatmenden Rachen des Spürhundes, der soeben vom Steuermann ins Boot gezogen worden war, wo er zitternd vor freudiger Erregung über seiner zur Strecke gebrachten Beute stand. Mit der plötzlichen Resignation des Orientalen lag der Hindu jetzt ruhig und scheinbar teilnahmslos auf dem Boden des Fahrzeuges: nur ab und zu schoß einer jener stahlblauen Blitze, gleich dem Blinken eines Messers, aus dem Augenwinkel.

Es war in der Tat Mool Roy.

Die Barke glitt schon in voller Fahrt auf die Stadt zu.

Aber ein Wort des Steuermannes veranlaßte Kala Rama, das Rudern einstellen zu lassen.

Man hörte Ruderplätschern von vorne. Eine große Barke wurde sichtbar. Sie kam ihnen schnell entgegen.

Wenige Minuten danach lagen die beiden Fahrzeuge ruhig nebeneinander. Das angekommene war die Polizeibarke. Ohne Schwierigkeit ward der Gefangene in diese hinübergetragen. Der Hund folgte, offenbar entschlossen, seine Beute nicht mehr aus den Augen zu lassen.

Der Sekretär des Ministers stand im Vordersteven der Polizeibarke und stattete seinen Bericht ab, wodurch das Rätsel, das Kala Rama fortwährend geneckt, ja sogar beunruhigt hatte — wie sie in so kurzer Zeit hin und zurück sein konnten — in Bälde gelöst wurde.

Eher durch Zufall als aus Einsicht hatte der Sekretär nicht gewartet, bis sie an Ort und Stelle waren, um den Hund an dem Romal riechen zu lassen, sondern dies sofort beim Aufbruch getan. Die glückliche Wirkung zeigte sich, als man noch kaum den halben Weg zurückgelegt hatte. Denn plötzlich wollte der Hund nicht weiter, sondern mit der Schnauze an der Erde drehte er rechts ab und suchte sich seinen eigenen Weg mit solcher Sicherheit und Energie, daß er seinen Führer mit sich zog. Man konnte kaum zweifeln, daß er unerwartet auf die Fährte des Würgers gestoßen sei. In einem großen Bogen führte der Hund sie nun zur Stadt zurück, die sie durch das nördliche Tor verlassen hatten und durch das östliche wieder betraten. Es war schon dunkel. Um diese Tageszeit waren die Straßen immer gedrängt voll; heute aber hatte die Kalifeier mit der angehenden Lampenprozession ihre Belebtheit dermaßen gesteigert, daß es ein richtiges Hurriburree — wie das bezeichnende Hindostaniwort lautet — gab. Ohne jedoch sich dadurch im geringsten irreführen zu lassen, stürmte der Hund durch Gäßchen und Höfe. Bald zeigte es sich, daß er die Richtung nach dem Kalitempel einschlüge. Je näher man der langsam schreitenden Prozession kam, um so ärger wurde das Gedränge. Durch die hierbei erfolgte Verzögerung ungeduldig geworden, ließ der Hund sein tiefes Bellen ertönen; — in den Reihen der Prozession entstand plötzlich Unruhe; das vorwärts drängende Gebaren des Hundes wurde so ungestüm, daß man sich genötigt sah, ihn loszulassen. Aber vergebens versuchte er die Reihen der Lampenträger zu

durchbrechen, die sich, Bein an Bein, vor ihm schlossen. Auf die Vorstellungen des Sekretärs und der Rechtsdiener antworteten fanatische Ausbrüche: — Schmälerungen der Rechte Kalis seien genug dagewesen — ihr Zorn ging sichtbar über die Lande! diese Verunglimpfung, diese Störung der heiligen Prozession würde nicht ungerächt bleiben — ihre Feinde möchten sich vorsehen! Drohungen wurden ausgestoßen, Schmähungen des Ministers wurden laut. Man mußte sich dazu bequemen, dem Beispiel des Hundes zu folgen und die unendlich lange Prozession zu umgehen — was freilich für die Menschen längere Zeit in Anspruch nahm als für das Tier. Dies war klugerweise auf der anderen Seite der Reihen zurückgeeilt, bis es die Fährte des Flüchtlings auffand, aber mittlerweile hatte dieser einen solchen Vorsprung gewonnen, daß er uneingeholt die niedrige Stelle des Gestades erreichte, wo er ins Wasser springen konnte, um im Schwimmen sein Heil zu suchen, was ihm wohl auch gelungen wäre, wenn der Minister selber ihn nicht abgefangen hätte.

Dieser schien mit der ihm vorbehaltenen Rolle im Drama nicht unzufrieden. Ein barsches Lächeln umspielte seine schmalen Lippen, während er kopfnickend dem Schluß des Berichtes lauschte. Er lobte das ganze Verhalten des Sekretärs und seiner Leute, gab einige kurze Anweisungen zur Sicherung des Gefangenen unter den veränderten Umständen: an welchem Ghat man landen müsse, welcher Weg zum Palast einzuschlagen sei, um nicht unnötiges Aufsehen zu wecken — und vergaß schließlich nicht, gute Pflege und Belohnung für den braven Hund, der sein Bestes getan, einzuschärfen.

Das eifrige und aufgeregte Schreien der Verfolger hatte aufgehört. Man sah sie das Ufer entlang nach der Stadt zurückeilen. Die verschiedenen Laute von dort her machten sich wieder geltend: das Geklimper der Banjos, das Dröhnen der Tam-tams, das fieberhaft-rastlose Pochen der kleinen Handtrommeln — vor allem aber der immer sich wiederholende, fanatische Kaliruf der Prozession, deren Tausende von kleinen Lampen in stetiger Bewegung waren, auf den Tempel zu und von demselben fort:

Jai Kali mâ! jai Kali mâ!

Und indem die Barke mit dem Gefangenen von dannen glitt, schickte Kala Rama einen trotzig-fröhlichen Blick dort hinüber: –

– „Sieg der Mutter Kali!“? – Nun, durch diesen Diener Kalis nimmermehr! –

Siebentes Kapitel

Die Steine reden

Was hat denn der arme Mool Roy getan? fragte Amanda, als die Barke nun ihren so lange unterbrochenen Kurs wieder aufnahm und in beschleunigtem Tempo, wie um das Versäumte einzuholen, über das Wasser dahinglitt.

Kala Rama, der im Begriff war, den langen, weißen Musselin wieder um seinen Kopf zu winden, blickte sie überrascht an.

– So haben Sie ihn doch erkannt?

– O ja, Exzellenz! bisweilen war ich im Zweifel, aber zuletzt habe ich ihn sehr wohl erkannt.

Sie reichte dem Minister den ihr anvertrauten Edelstein, den sie bis jetzt krampfhaft in der Hand gehalten hatte. Anstatt ihn aber in seinen jetzt fertig umgewickelten Turban zu stecken, beugte Kala Rama sich vor und befestigte ihn in dem braunen Spitzenschleier, den Amanda über den Kopf geworfen hatte. Er erging sich in Lob darüber, wie der Stein erst jetzt seinen rechten Platz gefunden zu haben scheine, und rief den Professor als Zeugen an.

Dieser hatte bis jetzt mit den Augen die sich entfernende Polizeibarke verfolgt und die lichtergeschmückte Stadt betrachtet, die erst jetzt, als die Barke um die Ecke bog und aus der Bucht in den See hinaussteuerte, seinem Blick entzogen wurde. Er vertiefte sich in den Gedanken, welche hübsche kleine Episode dies Erlebnis in seinen bald zu schreibenden „Erinnerungen an Indien“ bilden würde, eine fast novellistische Erholung von ernsten Materien, als da war sein gestriges im Bazar geführtes, tief-gründliches, religiös-philosophisches Gespräch mit dem Kaufmann Mool Roy. Diese durch Kon-

trast wirksame Zusammenstellung kam ihm äußerst glücklich, sogar fast genial vor, und er war nur mit halber Seele dabei, als ihn der Minister aus seinen Gedankentiefen herausrief, damit er den Effekt des gelben Diamanten am Kopfe seiner Tochter bewundere.

„Merkwürdig!" dachte der Gelehrte, während er etwas Zustimmendes murmelte, ein wenig ärgerlich darüber, daß ihm ein, wie ihm schien, sehr fein gesponnener Gedankenfaden durch diese Unterbrechung zerrissen wurde: — „merkwürdig! in einigen Stücken, z. B. wenn es sich um Edelsteine handelt, sind doch diese Inder, selbst ihre hervorragendsten Männer, noch wie die Kinder!"

Wiederum wollte es Amanda scheinen, als ob Kala Rama durch den Stein ihre Gedanken ablenken wollte; und wiederum war ihr menschliches Interesse zu stark, als daß ihm dies gelingen könnte.

— Was hat denn der arme Mool Roy getan, daß man ihn so mit Hunden hetzt? fragte sie, sobald eine passende Pause entstand.

— Wen? rief ihr Vater — Mool Roy? aber doch nicht mein ehrwürdiger Freund aus dem Bazar?

Kala Rama nickte, mit einem gutmütig ironischen Lächeln. Er hatte längst die Gewohnheit des Professors bemerkt, jeden Menschen, mit dem er einmal einige Worte gewechselt hatte, „Freund" zu nennen. Sie hatte den liebenswürdigen Grund, daß Karl Eichstädt seine eigene freundliche Gesinnung durch ein sehr naives „tat tvam asi" ohne weiteres bei jedem anderen voraussetzte. Bei der traurigen Beschaffenheit dieser Welt mußten sich nun dabei bisweilen solche Mißklänge ergeben wie hier mit „Freund Mool Roy". Das drolligste dabei war aber dies, daß jene Beschaffenheit der ihn umgebenden Welt dem Gelehrten theoretisch so wohl bekannt war, daß er auf der Stelle den schönsten Vortrag darüber hätte halten können, gespickt mit Zitaten „aller der Weisesten aller der Zeiten".

Deshalb mußte der Minister ein wenig lächeln.

— Ach, Sie haben auch bei ihm gekauft? bemerkte er in einem lässigen Ton, der mit der erregten Frage des Professors gar sehr kontrastierte. — Ja, er hatte die besten Musseline — dieser, den ich

Tat tvam asi (das bist du) „das große Wort" der Inder, die wesentliche Identität aller Lebewesen aussprechend.

mir gerade um den Kopf wickelte, war auch von ihm und kann sich sehen lassen. Er wird mir keinen mehr verkaufen ... Sie wollten wissen, Memsahib, was Mool Roy getan hat? — Thagi hat er betrieben sein ganzes Leben hindurch und heute zum letztenmal.

Amanda erblaßte. Professor Eichstädt fuhr auf, wie von einer Bremse gestochen.

— Mein Gott, Exzellenz! Sie wollen doch nicht sagen, daß der Mann in irgendeiner Verbindung mit jenen Ungeheuern steht, von deren Mordtaten die Zeitungen jetzt so voll sind?

— O, meine Behauptung geht etwas weiter, als das — —

— Unmöglich, Exzellenz! hier muß irgendein unseliges Mißverständnis obwalten! Mool Roy, einer der reichsten Männer der Stadt, wie man mir sagt!

— Das war er unstreitig. Aber ich müßte mich sehr irren, wenn sein Reichtum nicht weniger von seinen eigenen Waren als von denen anderer herrührt, und bei seinen Geschäftsreisen, deren Häufigkeit mir oft verdächtig war, mögen die Mondscheinnächte die ausgiebigsten gewesen sein.

— Ich kann's nicht glauben, Exzellenz! protestierte der Professor. Es muß ein Irrtum, eine Verwechselung der Person sein. Noch gestern war ich mit Amanda und der Ayah im Bazar, um für das morgige Fest einige Einkäufe zu machen. Mool Roy hat uns mit Sorbet bewirtet, und ich hatte ein langes Gespräch mit ihm über die tiefsten Fragen der indischen Philosophie. Wenn ich auch bedauern muß, daß Mool Roy, wie leider so viele moderne Inder, von der hohen idealistischen Anschauung eines Çankara abgefallen war und die populäre theistische Auffassung teilte, wie er denn auch in der Seelenwanderungslehre ziemlich grobe Volksvorstellungen hegte, so zeigte er sich doch als ein hochgebildeter und sogar gelehrter, ja als ein tiefreligiöser, ein vedakundiger Mann —

— Ohne Zweifel tat er das, mein lieber Professor Sahib, und ich kann Sie nur beglückwünschen, daß Sie noch zu rechter Zeit ein so tiefsinniges Gespräch mit einem so hervorragenden Thag führen konnten. Das wird Ihnen gewiß zeitlebens eine interessante Erinnerung bleiben.

Professor Eichstädt sank mit einem Seufzer in sich zusammen. Die Worte seines indischen Freundes waren zu bestimmt, um einen Zweifel bestehen zu lassen, und sie ließen ihm die Tragweite der vorherigen Bemerkung des Ministers aufdämmern: das Hinduland des durchsickernden schwarzen Blutes sei ihm ein verschlossenes Buch. Anstatt der schönen schriftstellerischen Verbindung, die er zwischen seinem gestrigen Gespräch mit Mool Roy und seinem jetzigen nächtlichen Erlebnis herzustellen im Begriff stand, sah er eine ganz reelle von recht verfänglicher Art, die durchaus nicht zu benutzen war. Die Kontrastwirkung fiel für seinen Zweck entschieden zu drastisch aus!

Und der gute Professor gab sich schweigend dem Kummer hin, der einen Autor ergreift, wenn einer seiner feinsten Einfälle von brutalen Begebenheiten überholt und außer Kurs gesetzt wird.

In ganz andersartige Gedanken war Amanda versunken.

Der Zusammenhang zwischen dem gefährlichen Abenteuer Edmunds im Gebirge und diesem Erlebnis war ihr keinen Augenblick zweifelhaft. Sie hatte freilich dem Bericht des Sekretärs nicht folgen können, aber schon durch seine Handbewegungen, die mehrmals lebhaft in der Richtung des Gebirges gezeigt hatten, war es ihr klar geworden, daß man dort oben durch die Hilfe des Hundes die Spur des Thags, der seinen Romal verlor, gesucht und auch gefunden hatte – vermutlich mittelst dieser seltenen Beute. Mit dem Scheusal, das ihren Geliebten meuchlings hatte erdrosseln wollen und wahrscheinlich Dutzende von Mordtaten auf seinem Gewissen hatte, empfand sie kein Mitleid. Und doch konnten ihre Gedanken nicht umhin, sich fortwährend mit ihm zu beschäftigen. Der Ausdruck Kala Ramas: „Sieg der Mutter Kali? durch diesen Diener nimmermehr“ und sein ruhiger Satz: „Der wird mir keinen Musselin mehr verkaufen“, gaben das Schicksal des gefangenen Thags deutlich genug an.

Amanda kannte jetzt Indien hinlänglich, um sich sagen zu können, daß man kurzen Prozeß machen würde. Es würde kein Defensor da sein, der in beweglichen Worten den armen Angeklagten als ein Opfer religiöser Zwangsvorstellungen und erblicher Belastung hin-

stellte. Der Rest seiner diesmaligen Schicksalsbahn bot der Phantasie, die sich mit ihm beschäftigte, wenig Raum.

Es mochte wohl diese gewaltsame Begrenzung der Perspektive sein — vielleicht unterstützt durch die Bemerkung des Vaters, Mool Roy huldige der naiven, volkstümlichen Vorstellung von der Seelenwanderung — die Amanda dazu führte, das allgemeine Schweigen plötzlich durch die Frage zu brechen, ob nun die Buddhisten lehrten, daß ein solcher Mensch nach dem Tode in der Gestalt eines wilden, blutdürstigen Tieres wiedergeboren wird, und — wie sie halb scherzend hinzufügte — ob der gute Garuda (der schlafend in ihrem Schoße lag und beim Nennen seines Namens leise knurrte) etwa in der Gestalt eines tapferen Vaterlandsverteidigers nächstes Mal das Licht der Welt erblicken würde.

— Das nicht gerade, Memsahib, antwortete Kala Rama mit einem ernsten Lächeln. — Aber nicht nur die Buddhisten, sondern alle Inder haben zu allen Zeiten fest geglaubt, daß der Tod für jedes Wesen nur den Übergang in ein neues Dasein bedeutet, und daß die Art dieses Daseins ganz und gar durch sein bisheriges Verhalten bedingt ist, daß wir alle das sind, was wir zu sein verdienen, und daß jedes Wesen auf dem Platze steht, auf den es sich selber gestellt hat.

— Wie die uralte Brihadaranyakam-Upanishad das so unvergleichlich sagt, — fiel der Professor ein: — „Je nachdem er handelt, je nachdem er wandelt, danach wird er geboren, wer Gutes tat, wird als Guter geboren, wer Böses tat, wird als Böser geboren — je nachdem seine Einsicht ist, danach tut er das Werk, je nachdem er das Werk tat, danach ergehet es ihm." Und wie überaus anschaulich ist auch das Bild von der Raupe: „Wie eine Raupe, nachdem sie zur Spitze des Blattes gelangt ist, einen andern Anfang ergreift und sich selbst dazu hinüberzieht: so auch die Seele, nachdem sie den Leib abgeschüttelt und zeitweilig das Nichtwissen losgelassen hat, ergreift sie einen anderen Anfang und zieht sich selbst dazu hinüber."

Das plötzliche Auftauchen des indischen Grundgedankens hatte auf heilsame Weise den Indologen aus seinen mißmütigen Autorgedanken aufgeweckt. Mit wahrer Begeisterung stürzte er sich in einen Vortrag über Metempsychose. Von den Indern ging er zu

den Pythagoräern und Platonikern, von diesen zu den Thrakern, von dort zu den Druiden, machte einen flüchtigen Besuch in der nordischen Edda, sprang hinüber zu den Negern Neu-Guineas, und kam über Polynesien nach Indien zurück. Dort streifte er die zweifelhaften Spuren in Rigveda, durchstürmte den Urwald der Brahmanas, vertiefte sich in Çankaras subtiler Distinktion zwischen exoterischer und esoterischer Lehre und balancierte auf den Messerschneiden buddhistischer Scholastik. Da aber auf diesem Gebiete sein Vortrag in eine Diskussion mit Kala Rama ausartete, flog er plötzlich nach Deutschland zurück, wo er keine Unterbrechung zu fürchten brauchte. Denn wenn dieser treffliche Gelehrte einen menschlichen Fehler hatte, so war es der, daß er gern sich selbst reden hörte, und er hatte sich während dieser abenteuerlichen Fahrt so stumm verhalten müssen, daß es ihm gewiß zu gönnen war, wenn er sich jetzt revanchierte und seiner Passion als Vortragshalter ein wenig frönte.

– Was mir nun hier ganz besonders auffällt, ist der Umstand, daß es keineswegs phantastische Gemüter, von der Art Jean Pauls, sind, bei denen wir diesen die Phantasie zweifelsohne lebhaft anregenden Gedanken tiefe Wurzeln schlagen sehen. Im Gegenteil: es sind vorzugsweise die besonnensten, ja recht eigentlich kritischen Geister. So hat unser prächtiger Lessing seine „Erziehung des Menschengeschlechts" ganz wesentlich auf ihm aufgebaut. Und der scharfe, nüchterne Lichtenberg erklärt uns, er könne die Vorstellung nicht aus seinem Kopfe verjagen, daß er schon einmal früher auf der Welt gewesen, was er dann, sehr richtig, mit seiner idealistischen Grundanschauung zusammenführt. Und wenn auch der Erzkritiker, unser großer Kant, bei seiner fast übertriebenen Vorsicht allem Dogmatischen gegenüber, diesen Gedanken nicht in seinen Lehrbegriff aufnimmt, so setzt er ihn doch gewissermaßen immer voraus. Denn der, und der allein von allen uns bekannten Gedanken über die Fortdauer nach dem Tode, entspricht seiner Unterscheidung zwischen einem intelligiblen und einem empirischen Charakter, da doch nicht einzusehen ist, warum so ein überzeitlicher, intelligibler Charakter nur gerade einmal in Erscheinung treten sollte, während ihm ja die Erscheinungsbedingungen immer offen stehen müssen. –

Das Boot glitt schnell entlang des mächtigen Palastberges, dessen rote Felsenwände nur wenige Faden zur Rechten dem See so schroff entstiegen, daß Amanda sich wunderte, ob wohl Mool Roy hier irgendwo eine Landungsstelle gefunden hätte, – und dessen Schlagschatten den unregelmäßigen, zinnengekrönten Rand des Gipfels auf die blanke Fläche wie auf eine metallene Tafel zeichnete. Daß der Berg den Mond dem Blick verbarg, ließ den tropischen Sternenhimmel nur um so prachtvoller erglänzen, zumal vor den ebenso kurzsichtigen wie begeisterten Augen des Professors. Wenn auch eine Unmenge kleiner Sterne ihnen unsichtbar blieb, so prangten die anderen um so üppiger und entwickelten sich zu wahren Feuerrädern – als ob eine schwarzblaue Wiese über und über mit silbernen und goldenen Flockenkugeln verblühten Löwenzahns bedeckt wäre.

– Wie kann man, rief er aus, unter diesem indischen Sternenhimmel von unserem Kant sprechen, ohne zu wünschen, daß es ihm vergönnt gewesen wäre, sich an diesem unvergleichlichen Anblick zu erbauen. Wiewohl das so sehr viel blässere Firmament, das sich über Königsberg wölbt, genügt hat, um ihn zu jenem berühmten Ausspruch in der „Kritik der praktischen Vernunft" zu begeistern – du weißt, liebe Amanda, jene Stelle, die ich dir schon öfters vorgesagt habe: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: – der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir." Und zwar – so können wir, von unserem Standpunkt aus, ergänzend hinzufügen – gehören diese beiden Dinge zusammen wie Äußeres und Inneres, so zwar, daß die mechanische Gesetzmäßigkeit der physischen Welt, die sich im Sternenhimmel dem Blick so imposant offenbart, im letzten Grunde doch mit dem moralischen Gesetz identisch sein muß: wie, umgekehrt, ihr Inder das mystische Walten dieses Moralgesetzes nicht gleich den Europäern juristisch deutet, als die Verfügung eines göttlichen Richters, sondern es uns naturalistisch, als ein blind und doch hellseherisch sich vollstreckendes Naturgesetz verbildlicht. Unter dem „heiligen Namen" Adrastea, „die Unentrinnbare" kennt Plotin dieselbe ordnende Gerechtigkeit, die ihr Inder noch schärfer und treffen-

der als „das Karma", als die Tat schlechthin, bezeichnet. Nicht zufälliger und willkürlicher wahrlich nehmen Sie, mein verehrungswürdiger Freund, Ihre hohe Stellung als Lenker eines edlen Volkes ein, als jener so überaus hell leuchtende Stern gerade an diesem Ort und nicht östlicher oder westlicher steht — ich meine den dort, der so schillernd funkelt — gewiß ein Planet — vermutlich Brihaspati, wie ihr Inder ihn nennt, oder Jupiter, wie wir ihn getauft haben.

— Ganz richtig, nickte Kala Rama, von dem Eure Astronomen uns lehren, daß er von acht Monden begleitet wird. Ich muß immer daran denken, wie strahlend seine Nächte sein müssen, wenn ich auf meinem Dache hin und her gehe und ihn dort oben leuchten sehe.

— Eine sehr einschlägige Bemerkung, Exzellenz, denn sie erinnert mich an ein durchaus zu unserem Thema gehöriges Wort Kants: „Wer weiß, laufen nicht jene Trabanten um den Jupiter, um uns dereinst zu leuchten." Da haben wir in der Tat bei ihm die Seelenwanderung. Denn ob die Wiedergeburt auf diesem Planeten oder auf einem anderen stattfindet, ist ja etwas Nebensächliches, und auch bei Euch Indern sind die Stätten der Wiedergeburt über viele Himmelssphären verteilt, die eine strahlender als die andere, was ganz der Kantischen Anschauung entspricht. Denn er ist der Meinung, die er mit triftigen Gründen stützt, daß die Planeten, je weiter sie von der Sonne entfernt sind, aus um so leichterer Materie bestehen müssen, und schließt daraus, daß die auf den ferneren Planeten lebenden Wesen weniger vom Körperlichen beschwert sein werden und ihre geistigen Fähigkeiten um so freier entwickeln können. So würden wir zu immer größerer Vollkommenheit steigen. Aber selbst eine solche wahrhaft grandiose Ansicht vermag diesen tiefen Geist doch nicht völlig zu befriedigen. Und so wendet er sich denn auch schließlich von ihr ab, und, diese ganze Erscheinungswelt gleichsam durchbrechend, eröffnet er uns einen Blick auf ein gänzlich anders geartetes, raum- und zeitloses Dasein, das uns, unserem innersten Wesen nach, zukommt.

— Samsara — und Nirvana, sagte Kala Rama.

— Ganz recht, verehrtester Freund. Es ist in der Tat eine vollkommene Parallele.

— Wir kommen auf das zurück, mein lieber Professor, worüber wir vorhin uns einigten, daß das Licht des Ostens und des Westens im Begriffe sind, sich zu begegnen. Was Sie mir da sagen, scheint mir um so bemerkenswerter zu sein, als es wohl kaum anzunehmen ist, daß unsere indische Lehre auf diesen Philosophen, der so wenig zur englischen Bedeutung seines Namens zu passen scheint, irgendeinen Einfluß hat ausüben können.

— Das dürfen wir sicher annehmen, Exzellenz. Denn zur Zeit Kantens wußten wir in Europa so gut wie nichts von Indien, höchstens einige fratzenhafte Züge, aber nichts von seiner wahren Physiognomie war damals zu uns gedrungen. Das sind eben Intuitionen aus den Tiefen des menschlichen Geistes, die sich von selber an den verschiedensten Orten und zu den verschiedensten Zeiten den Weg brechen....

Amanda hatte mit einiger Enttäuschung bemerkt, wie das Gespräch immer mehr in weite Weltfernen, ja in überweltliche Fernen und Weiten schweifte, und so das ursprüngliche Thema, das sie so lebhaft interessierte, aus seinem Gesichtskreis zu verlieren drohte. So benutzte sie denn eine bald eintretende Pause, um die Bemerkung einzuschieben, daß bei allen verschiedenen Formen der Wiedergeburtslehre, so viel Anziehendes, ja Überzeugendes wenigstens die tieferen von ihnen auch haben mochten, dennoch das eine sie immer unbefriedigt ließe, daß so gar keine Erinnerung aus dem einen Leben in das folgende übergehen und die verschiedenen Existenzen des einen Wesens verbinden sollte.

— Ja, glaube nur nicht, liebes Kind, antwortete der Vater, daß du der erste bist, der diese Einwendung erhebt. Vielmehr hat vielleicht keiner sie nicht erhoben. Und doch wäre derjenige, der sie nicht erhöbe, vielleicht der Weiseste. Denn nicht nur wissen wir nicht, ob es für die Lebensaufgabe des Menschen förderlich wäre, wenn er eine solche Erinnerung mitbrächte, sondern ich denke sogar, es gehört keine übergroße Besonnenheit dazu, um einzusehen, daß

Die englische Bedeutung seines Namens: Cant = Heuchelei, besonders hochkirchliche. Das Wortspiel ist um so berechtigter, als einige meinen, die ursprüngliche Form des wahrscheinlich schottischen Namens sei Cant.

der als „das Karma", als die Tat schlechthin, bezeichnet. Nicht zufälliger und willkürlicher wahrlich nehmen Sie, mein verehrungswürdiger Freund, Ihre hohe Stellung als Lenker eines edlen Volkes ein, als jener so überaus hell leuchtende Stern gerade an diesem Ort und nicht östlicher oder westlicher steht – ich meine den dort, der so schillernd funkelt – gewiß ein Planet – vermutlich Brihaspati, wie ihr Inder ihn nennt, oder Jupiter, wie wir ihn getauft haben.

– Ganz richtig, nickte Kala Rama, von dem Eure Astronomen uns lehren, daß er von acht Monden begleitet wird. Ich muß immer daran denken, wie strahlend seine Nächte sein müssen, wenn ich auf meinem Dache hin und her gehe und ihn dort oben leuchten sehe.

– Eine sehr einschlägige Bemerkung, Exzellenz, denn sie erinnert mich an ein durchaus zu unserem Thema gehöriges Wort Kants: „Wer weiß, laufen nicht jene Trabanten um den Jupiter, um uns dereinst zu leuchten." Da haben wir in der Tat bei ihm die Seelenwanderung. Denn ob die Wiedergeburt auf diesem Planeten oder auf einem anderen stattfindet, ist ja etwas Nebensächliches, und auch bei Euch Indern sind die Stätten der Wiedergeburt über viele Himmelssphären verteilt, die eine strahlender als die andere, was ganz der Kantischen Anschauung entspricht. Denn er ist der Meinung, die er mit triftigen Gründen stützt, daß die Planeten, je weiter sie von der Sonne entfernt sind, aus um so leichterer Materie bestehen müssen, und schließt daraus, daß die auf den ferneren Planeten lebenden Wesen weniger vom Körperlichen beschwert sein werden und ihre geistigen Fähigkeiten um so freier entwickeln können. So würden wir zu immer größerer Vollkommenheit steigen. Aber selbst eine solche wahrhaft grandiose Ansicht vermag diesen tiefen Geist doch nicht völlig zu befriedigen. Und so wendet er sich denn auch schließlich von ihr ab, und, diese ganze Erscheinungswelt gleichsam durchbrechend, eröffnet er uns einen Blick auf ein gänzlich anders geartetes, raum- und zeitloses Dasein, das uns, unserem innersten Wesen nach, zukommt.

– Samsara – und Nirvana, sagte Kala Rama.

– Ganz recht, verehrtester Freund. Es ist in der Tat eine vollkommene Parallele.

— Wir kommen auf das zurück, mein lieber Professor, worüber wir vorhin uns einigten, daß das Licht des Ostens und des Westens im Begriffe sind, sich zu begegnen. Was Sie mir da sagen, scheint mir um so bemerkenswerter zu sein, als es wohl kaum anzunehmen ist, daß unsere indische Lehre auf diesen Philosophen, der so wenig zur englischen Bedeutung seines Namens zu passen scheint, irgendeinen Einfluß hat ausüben können.

— Das dürfen wir sicher annehmen, Exzellenz. Denn zur Zeit Kantens wußten wir in Europa so gut wie nichts von Indien; höchstens einige fratzenhafte Züge, aber nichts von seiner wahren Physiognomie war damals zu uns gedrungen. Das sind eben Intuitionen aus den Tiefen des menschlichen Geistes, die sich von selber an den verschiedensten Orten und zu den verschiedensten Zeiten den Weg brechen....

Amanda hatte mit einiger Enttäuschung bemerkt, wie das Gespräch immer mehr in weite Weltfernen, ja in überweltliche Fernen und Weiten schweifte, und so das ursprüngliche Thema, das sie so lebhaft interessierte, aus seinem Gesichtskreis zu verlieren drohte. So benutzte sie denn eine bald eintretende Pause, um die Bemerkung einzuschieben, daß bei allen verschiedenen Formen der Wiedergeburtslehre, so viel Anziehendes, ja Überzeugendes wenigstens die tieferen von ihnen auch haben mochten, dennoch das eine sie immer unbefriedigt ließe, daß so gar keine Erinnerung aus dem einen Leben in das folgende übergehen und die verschiedenen Existenzen des einen Wesens verbinden sollte.

— Ja, glaube nur nicht, liebes Kind, antwortete der Vater, daß du der erste bist, der diese Einwendung erhebt. Vielmehr hat vielleicht keiner sie nicht erhoben. Und doch wäre derjenige, der sie nicht erhöbe, vielleicht der Weiseste. Denn nicht nur wissen wir nicht, ob es für die Lebensaufgabe des Menschen förderlich wäre, wenn er eine solche Erinnerung mitbrächte; sondern ich denke sogar, es gehört keine übergroße Besonnenheit dazu, um einzusehen, daß

Die englische Bedeutung seines Namens: Cant = Heuchelei, besonders hochkirchliche. Das Wortspiel ist um so berechtigter, als einige meinen, die ursprüngliche Form des wahrscheinlich schottischen Namens sei Cant.

es im großen und ganzen eine hemmende Wirkung auf unsere Willensfreiheit ausüben und uns die Frische und Unmittelbarkeit, die zu einem tüchtigen Leben gehört, nehmen müßte.

— Das mag wohl sein. Aber es will mir immer nicht als dasselbe Wesen vorkommen, wenn keine Erinnerung eine Brücke zum Vorhergehenden schlägt.

— Liebe Amanda, über diese Frage der Identität haben wir ja schon gehandelt, sagte der Professor mit einer leisen Ungeduld in seiner Stimme; denn er liebte es nicht, wenn ein Gespräch Buchtungen machte und auf schon Erledigtes zurückkam. — „Es ist ein falsches Extrem zu sagen, daß es ein Anderer sei; es ist ein ebenso falsches Extrem zu sagen, es sei derselbe," so antwortete Buddha, als ihm jemand eine diesbezügliche Frage stellte.

Amanda schüttelte den Kopf, als ob sie sich dadurch wenig befriedigt fühlte.

— Nun, sagte Kala Rama lächelnd, wir wollen gern Ihrer Tochter zugeben, daß diese Frage nach der persönlichen Identität eine mehr als schwierige ist. Und das kann uns wohl auch kaum wundern, wenn wir bedenken, wie schwierig es schon innerhalb des einzelnen Lebens ist, zu bestimmen, worauf denn eigentlich die Identität der Persönlichkeit beruht. Sie ist uns so selbstverständlich, daß eine Frage danach dem Unbefangenen ganz überflüssig erscheint. Je eifriger man sie aber zu beantworten versucht, um so schwieriger wird es. Unser Körper verändert sich fortwährend, unser Geist nicht weniger. In welchem Sinn ist der Greis derselbe wie das Kind? Sie wollen sich nun freilich an der Erinnerung halten, Memsahib, wie an einer festen Schnur, an der alles angereiht ist. Aber wie unendlich viele Einzelheiten ihres Lebens gibt es nicht, die Ihnen völlig entschwunden sind; und doch würden Sie nicht in Abrede stellen, daß Sie selber sie erlebt haben.

— Nicht — wenn Sie mich daran erinnerten, Exzellenz, antwortete Amanda, indem sie den Kopf etwas schräg neigte und den Minister mit einem neckischen Lächeln anblickte.

Die beiden Männer lachten leise, vergnügt über die schlagfertige Parade des Mädchens.

— Das hast du nun zwar recht schlau geantwortet, liebe Amanda, sagte der Vater, aber so sollst du uns denn doch nicht davonschlüpfen. Denn gesetzt, es würde durch ein paar ganz zuverlässige Zeugen festgestellt, du hättest irgend etwas getan, das dir völlig aus der Erinnerung geschwunden wäre, so müßtest du doch anerkennen, daß du es selber gewesen wärest.

— Das müßte ich wohl.

— Ihre Tochter fühlt sich überführt, nicht überzeugt, — und damit ist uns wenig geholfen, Professor Sahib. Ich denke vielmehr, wir müssen auf ihre Forderung eingehen. Sie meinten, Memsahib, mit Ihrem sehr hübschen Scherz: — die erlebte Einzelheit eines Lebens mag der Erinnerung entschwunden sein, so muß sie doch imstande sein, wieder belebt und in die Erinnerung eingefügt zu werden, ansonst die Identität keine Bedeutung habe. Wer sagt uns nun aber, daß dies nicht auch der Fall ist mit einem ganzen, scheinbar vergessenen Lebenslauf? Die Geburt hat uns die Erinnerung daran genommen — sehr zum Vorteil unseres irdischen Wandels, wie Ihr Vater so richtig bemerkte. Warum sollte nicht der Tod uns jene Erinnerung wiedergeben?

— Ein vortrefflicher Gedanke! rief Professor Eichstädt. Das wäre eben jenes „zeitweilige Loslassen des Nichtwissens", von dem die Upanishad sprach, des Nichtwissens, nämlich dieses empirischen, durch Sinnenwerkzeuge bedingten Erkennens, an dessen Stelle dann ein höheres Bewußtsein treten würde — etwa wie wenn einer aus einem Traum erwachend, sich auf sein eigentliches Leben besinnt, dabei sich nun aber auch anderer, vorhergehender Träume erinnert. Das wäre dann wohl auch jenes „Unerwartete und Unverhoffte", von dem der alte dunkle Heraklit sagt, daß es den Menschen nach dem Tode erwarte.

— Es freut mich, daß Sie diesen Gedanken nicht als phantastisch abweisen, sagte Kala Rama — als Inder geziemt es mir aber, nicht bei ihm stehen zu bleiben und nicht unerwähnt zu lassen, daß wir Inder, bei denen diese Wiedergeburtslehre tiefer als bei allen anderen eingewurzelt war, tiefer in der Tat als irgendeine andere Vorstellung, und die wir doch auch vielleicht deshalb über Erfahrungen auf diesem geheimnisvollen Gebiete verfügen, die anderen

verborgen blieben, daß wir, sage ich, zu allen Zeiten überzeugt waren, daß einzelne hochstehende Menschen, die ihre höchsten geistigen Kräfte völlig zur Entwicklung gebracht haben – daß besonders der Heilige die Fähigkeit hat, sich schon in diesem Leben eines vorhergehenden oder mehrerer vorhergehender Lebensläufe zu erinnern.

– Sind Sie, verzeihen Sie mir die Frage, Exzellenz! sind Sie selber je solchen Männern begegnet?

Amanda bereute sofort, diese Frage gestellt zu haben, die sie freilich schlechterdings nicht zu unterdrücken vermochte, denn Kala Rama zögerte, bevor er sie beantwortete.

– Einen solchen Mann kenne ich, Memsahib.

„Das ist sein Guru, der mit mir sprach und den er vor dem dritten Schakalschrei in den Ruinen treffen soll," dachte Amanda.

Auch Professor Eichstädt dachte an diesen geheimnisvollen Grüßenden: – wenn das nur nicht irgendein Schwindler von einem Yogi ist, der den guten Kala Rama zum besten hat!

– Aber wir werden besser tun, von solchen immerhin seltenen Ausnahmefällen abzusehen, hub Kala Rama wieder an – und wir können es um so mehr tun, als wir uns nicht lange umzusehen brauchen, um auch im gewöhnlichen Leben dunkle Erinnerungen an ein vorhergehendes zu entdecken. Oder sollte nur unsere indische Poesie imstande sein, in der plötzlich auflodernden Liebe, zwischen einem Jüngling und einem Mädchen, die sich kaum noch kennen und die von dann ab einander alles sind, ein ahnendes Wiedererkennen zu sehen? Und führt von diesem heroischen Höhepunkt nicht eine Stufenleiter zu allen unseren Sympathien und Antipathien hinab? Sollten wir aber dann etwas anderes in den unwiderstehlichen, individuellen Trieben und Fähigkeiten, vor allem in denen des Genies, erblicken? Aber ich möchte noch weiter gehen und behaupten, daß vielleicht jeder Mensch, wenn er nur recht aufmerksam in sein Inneres blicken wollte, dort viele kleine Eigenarten und Sonderlichkeiten, viele nur ihm eigene und immer wiederkehrende, bis in die erste Kindheit zurückzuverfolgende Regungen, ja sogar auch bestimmte Erinnerungsbilder finden würde, die alle unmöglich ihren Ursprung in dem gegenwärtigen Leben haben können.

— Ich glaube doch, entgegnete der Professor, daß Sie, mein hochverehrter Freund, mit dieser Behauptung etwas zu weit gehen — wenigstens in dem letzten Punkt, wenn Sie sogar von bestimmten Erinnerungsbildern sprechen, die sich nicht auf Eindrücke diesseits der Geburt zurückführen ließen. Denn ich muß gestehen, daß ich bei mir derartige Spuren eines vorhergegangenen Erdenwallens nicht finden kann.

— Nicht? wirklich nicht? fragte Kala Rama mit einem feinen Lächeln. — Sehen Sie nur recht genau hin.

— Gewiß — ich will mich der inneren Selbstschau hingeben.

— Aber bitte, scherzte Kala Rama, mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen, und das regelmäßige Atemholen nicht zu vergessen!

— O, es soll alles nach alter Yogivorschrift geschehen: „Einen lautlosen Ort wählend, dazu des Sitzens rechte Art, die Glieder wie die Schildkröte einziehend, langsam den Leib mit Hauch bis zur Herzgegend anfüllend und langsam den Hauch wieder ausatmend, soll er die ‚schneidhafte' Fixierung ausüben."

— So umständliche Vorbereitungen brauche ich nicht zu machen, sagte Amanda. Die Worte Eurer Exzellenz weckten bei mir gerade ein Erinnerungsbild, an das ich lange nicht gedacht habe. Es reicht bis in meine früheste Kinderzeit zurück, ja mir ist in der Tat, als wäre ich nie ohne es gewesen. Seine Entstehung habe ich mir aber nie erklären können. Bisweilen habe ich mir gedacht, ich müsse das wohl geträumt haben. Dann bleibt es aber ebenso unerklärlich, wie eine solche Phantasie in den Traum eines Kindes hineinkäme.

— Und davon hast du mir nie etwas erzählt! Oder sollte ich das vergessen haben?

— O nein, Vater! ich habe dir gewiß nichts davon erzählt, ich sprach ja mit niemand davon. Denn obwohl es so lange zurück, wie ich mich erinnern kann, immer als etwas wirklich Erlebtes vor mir stand, so hatte es doch zugleich etwas seltsam Traumhaftes oder vielmehr Unwirkliches an sich.

— Na, da machst du mich wirklich begierig.

Kala Rama sagte nichts, beugte sich aber ein wenig vor und betrachtete sie mit einer ernsten Aufmerksamkeit, die deutlich genug

zeigte, daß er wenigstens ebenso erwartungsvoll war wie ihr Vater.

Amanda errötete. Die beiden Gedankenstriche ihrer Augenbrauen rückten sich näher, und ihre Stirn runzelte sich. Offenbar kostete es sie eine nicht ganz geringe Anstrengung, die am nebligen Erinnerungshorizonte stehende Vision zu bannen und sogar beschreibende Worte dafür zu finden.

– Ich stehe – oder vielleicht sitze ich – das weiß ich nicht recht – vor einem eigentümlichen Kuppelbau ... nicht so sehr groß, scheint es mir, aber wunderschön. Der untere Teil ist von Stein – es führen auch einige Stufen hinan – und in diesem Teil befindet sich eine Nische mit einer goldigen, sitzenden Figur, aber anders sitzend als ich sonst jemand hatte sitzen sehen. Jetzt würde ich sagen, es sei ein Brahma- oder Buddhabild. Die Kuppel ist ganz von Gold und glänzt wie eine Sonne, denn das Sonnenlicht flutet vom tiefblauen Himmel herab – ich weiß, daß ich immer, wenn ich daran dachte, mich gewundert habe, ob Sonnenlicht wirklich so stark sein könne; jetzt weiß ich's freilich. Es ist ein offener Platz, aber hohe Bäume stehen hinter dem Bau. Kein Wipfel rührt sich, alles ist still, lautlos und so feierlich, so seltsam erwartungsvoll, scheint mir – aber das kann ich nun erst recht nicht beschreiben.

– Und das ist alles? fragte der Vater.

– Ja, – das ist alles.

– Und vielleicht genug, meinte Kala Rama mit bedächtigem Kopfnicken.

– Nur, fügte Amanda schüchtern hinzu – ein Etwas, das sich nicht in Worte fassen läßt, am wenigsten von mir – wie ein Farbenton – etwas, das es für sich stellt unter allen anderen Vorstellungen, ganz abgesehen davon, daß ich es ja nie mit diesen meinen Augen gesehen haben kann.

– Außer im Traum! fiel der Vater ein. Ich möchte doch hier deiner Traumhypothese beipflichten. Du bist ja als klein immer in meinem Studierzimmer herumgekrochen und mußtest dein Näschen in alle Bücher stecken, die dalagen. Da kannst du gar wohl in einem der illustrierten Werke, die ich oft von den Bibliotheken hatte, die

Abbildung einer buddhistischen Stupa gesehen haben, denn ein solcher Bau scheint es mir zu sein; und dieser Eindruck hat sich dann in einem Traum zum lebendigen Erlebnis gestaltet.

Die Erklärung klang wahrscheinlich genug, schien aber weder Amanda noch Kala Rama zu befriedigen.

Sie schwiegen beide.

Man befand sich nicht mehr auf dem See. Das Fahrzeug war um die nördliche Ecke des Palastberges gebogen, wo eine tiefe Bucht sich öffnete, derjenigen, an der die Stadt lag, entsprechend. An zwei Seiten von niedrigen, mit Dschangeln dicht bewachsenen Ufern begrenzt, hatte diese Bucht zur dritten Seite den landeinwärts mählich sich abdachenden Palastberg, wo sich oben die Parkterrassen befanden, auf deren Lage Kala Rama seine Gäste aufmerksam machte. Diese in ganz Indien berühmte Anlage hatte sich ihnen noch nicht geöffnet. Das war dem morgigen Abend vorbehalten, bei welchem die Europäer dies Prachtstück altindischer Gartenkunst unter den günstigsten Auspizien, belebt durch die bunten Scharen eines orientalischen Hoffestes, bewundern sollten.

Am Ende der Bucht, wo der Vorberg sich plötzlich aus den Dschangeln erhob, wie ein Elefant, der in den See hinaustritt, um sein Abendbad zu nehmen, öffnete sich eine allerinnerste Bucht, die von der deltaartigen Ausmündung eines Flusses gebildet zu sein schien. Wo das Netz der Wasseradern glitzerte, erhoben sich aus dem Gebüsch verfallene, überwucherte Mauerwerke; stämmige Säulen ragten in die Luft empor, und eine massive Kuppel ruhte schwer zwischen den durchbrochenen und leichtbewegten Baumkronen.

An einem bequemen Landungsplatze, den einige im Wasser stehende Säulen mit ihrem Marmorboden bildeten, legte die Barke an, und man stieg aus.

Reich ornamentierte, mit Skulpturenschmuck fast überladene Marmorsäulen standen unregelmäßig verteilt oder lagen umgestürzt auf dem getäfelten Boden, als ob in mythischer Urzeit ein Götterpaar sich hier des edlen Brettspiels ergötzt und sich in Unmut davon erhoben hätte.

Kala Rama führte seine Gäste eilig, fast ungeduldig durch diese

Palastruine, ohne bemerken zu wollen, daß der Indologe hier eine an der Ecke eines Pfeilers eingenistete „schwellgliedrige" Göttin näher bewundern möchte, dort einem zu seinen Füßen hingestreckten Kapitäl gern eine genauere Aufmerksamkeit gewidmet hätte, oder diese indirekten Aufforderungen zum beschaulichen Verweilen höchstens mit einem: „Nachher, mein lieber Professor Sahib" beantwortend. Schließlich durchschritt man eine ziemlich gut erhaltene Vorhalle und trat durch ihre äußerste Säulenreihe auf einige breite Stufen hinaus.

Ein offener Platz, von größeren Bäumen unregelmäßig eingehegt, hier und da mit niedrigem Gebüsch bewachsen, breitete sich zu ihren Füßen aus. Etwa hundert Schritt entfernt fesselte ein tempelartiges Gebäude von vornehmer Schlichtheit sofort ihre Aufmerksamkeit. Auf einem niedrigen, viereckigen Stufenpostament erhob sich ein zylindrischer Bau, der in wagerechte, reich ornamentierte Schichten sehr anmutsvoll gegliedert war und von einer herrlich gewölbten Kuppel gekrönt wurde. Wie hell auch der Mondschein war, der sich über dies offenbar sehr altertümliche Kunstdenkmal ergoß, so ließ er doch in diesem Abstand nur geringe Spuren des Verfalls erkennen — am ehesten noch an den Nischen, die den mittleren Teil des Zylinders umgaben; an der vorderen und größten glitzerte zur einen Seite des Schattenrachens der zerbröckelte Bogenrand.

— Entzückend! rief der Indologe. Jetzt verstehe ich wohl, verehrtester Gönner und Freund, warum Sie so durch die Palastruine eilten. Verfallene Säulenhallen gibt's ja hier in Indien zu Tausenden — aber eine solche Stupa! Ja, Amanda, das ist ja der Kuppelbau, den du uns beschriebst — sogar die Nische ist da! freilich leer — aber wie merkwürdig! Ich besinne mich nicht, auf irgendeiner Stupaabbildung eine solche gesehen zu haben. Wirklich eine Perle! wie fein ist die Profilierung, welche Lieblichkeit der Linien! — einzig in seiner Art!

Und von seiner archäologischen Begeisterung getrieben, eilte Professor Eichstädt auf die Stupa zu.

Seine beiden Gefährten folgten ihm nicht sofort.

Festgebannt durch den Anblick stand Amanda noch tief atmend,

mit weitgeöffneten Augen da, als ob sie ein Gesicht sähe. Regungslos stand sie da, bis sie endlich, als der Vater sich etwas entfernt hatte, unwillkürlich und halb unbewußt die Hand ausstreckte und Kala Ramas Schulter leise berührte.

Der alte Inder blickte sie schon unverwandt an, mit seinem sanften, verständnisvollen Lächeln.

– Ja, Memsahib! Ihr Vater hat recht. Das ist die Stupa, die Sie uns beschrieben.

Amanda nickte.

Die ahnungsvolle Frage, die sie sich beim Aufbruch zu dieser nächtlichen Fahrt vorgelegt hatte: „Werden mir schon heute diese Steine reden?" war beantwortet.

Die Steine hatten ihr geredet.

Achtes Kapitel

„Der große Bruder"

Als Arthur, den Namen seines Vetters laut rufend, ihm nacheilte, war er im großen Zweifel, welche Richtung Edmund wohl eingeschlagen hätte. The compounds verrieten nichts. Dunkel und blendend auf einmal, regungslos und stumm breitete der solchermaßen auf anglo-indisch benamste Garten sich schweigend vor ihm und zu beiden Seiten. „Confound the compounds"! Aber wahrscheinlich war Edmund nach dem Landungsplatz am Kioskhügel gelaufen. Schon wollte er nach rechts stürzen, als er bemerkte, daß einige ziemlich entfernte hohe Bambuswedel, die sich links gegen das Licht erhoben, gewaltsam geschüttelt wurden. Schnell entschlossen eilte er in dieser Richtung. Es war ja ein geheimer Ausflug, den Edmund unternahm: das Boot war vom Oberpriester Krishnas geschickt – nichts natürlicher, als daß es an einem versteckten Ort anlegte: Götter und Priester lieben das Verborgene!

Dieser Teil der „compounds" war ihm gänzlich unbekannt.

The compounds: verdorben aus dem Portugiesischen campana.

Denn hier lagen die Hütten der Dienerschaft, und mit der Verachtung gegen alles Eingeborene – Jagdbeute ausgenommen –, die den echten Engländer auszeichnet, hatte er sich wohl gehütet, diesem diminutiven Dorf je einen Besuch abzustatten oder nur in seine Nähe zu kommen.

Er kam an den Bambusrohren vorüber – das dünnste war geknickt. Ein schmaler Fußpfad führte weiter durch das dichte Gebüsch. Er folgte ihm atemlos. Bald ging es jäh abwärts. Wasser blinkte durch das dunkle Laub, wo er es noch nicht vermutete. Jetzt war die kleine Einbuchtung des Sees erreicht, wo das Boot lag, im Begriff, vom Land zu stoßen. Ein kräftiger Sprung brachte noch im letzten Moment den jungen Schotten an Bord. Nach Luft schnappend, setzte er sich im Hintersteven Edmund gegenüber, der mit einem mehr ärgerlichen als bewillkommnenden Blick von seiner Ankunft Notiz nahm. Aber eine sehr begeisterte Aufnahme hatte Arthur so wie so nicht erwartet.

Die vier schwarzen bis auf das weiße Lendentuch nackten Kerle, die vorn im Boote standen und es mit fast lautlosen aber kräftigen Schlägen der kurzen Ruder vorwärts trieben, sahen zwar nicht darnach aus, große Sprachkenntnisse zu besitzen; sie waren aber vom Oberpriester geschickt, und die beiden Engländer waren der Ansicht, daß man in ihrer Lage allem gegenüber, was von dem Brahmanen kam, nicht zu vorsichtig sein könnte. Die Besprechung der brennenden Frage war also ausgeschlossen, und keiner von ihnen spürte Lust, von anderen Dingen zu reden.

So saßen sie denn stumm, jeder in seine eigenen Gedanken vertieft, einander gegenüber, während das leichte Boot pfeilschnell quer über den See schoß, offenbar bestrebt, sobald wie möglich den schützenden Schatten des Palastberges um sich gebreitet zu wissen. Aber hiermit noch nicht zufrieden, lief der Kahn ganz bis an den Fuß des Berges hin, bevor er die Nase nordwärts wandte, und eilte dann so nahe entlang des schroffen Ufers, als ob er sich unter den Sandsteinfelsen verbergen wollte, die manchmal über seinem Wasserpfad hingen, wie kolossale Erker über der Straße.

Edmund blickte seinen Vetter spöttisch an, spitzte die Lippen und

pfiff eine alte Weise, deren Worte Arthur gar wohl bekannt waren: —

Now we'r in for it, damme what folly, boys,
To be downhearted, yo ho!

Als aber das Schweigen nach und nach den beiden Vettern zu langweilig wurde, eröffneten sie ein Gespräch über Tagesfragen. — Ob sich wohl das Gerücht bestätigen würde, daß die Sepoy-Regimenter in Nusserabad gemeutert und ihre Offiziere erschossen und sich dann mit dem feindlichen Raja von Youdpore verbündet hätten? wobei Edmund die Meinung äußerte, daß, wenn es sich nicht bestätigte, es bald an irgendeinem anderen Ort losgehen würde, und mit lebhafter Schadenfreude den Zusammenbruch der englischen Machtstellung in Indien prophezeite. Als man sich hierüber hinlänglich entzweit hatte, stellte sich die Frage ein, ob es wahrscheinlich sei, daß Prinzessin Viktoria in absehbarer Zeit den Thron besteige, und inwiefern eine solche Eventualität für das britische Reich ein Segen sein würde. Diese Ansicht vertrat Arthur mit ritterlichem Eifer, um so mehr, als er erwartete, daß Edmund, bei seiner Geringschätzung der Weiber überhaupt, sich entschieden gegen die Thronbesteigung einer Frau erklären würde. Aber sein zynischer Vetter kam nur zu dem Resultat, daß die größte Veränderung die sein würde, daß die Briten von dann ab „God save the queen" statt „God save the king" singen würden: „Falsch singen sie das eine wie das andere, besonders ihr Schotten."

Mit welchem parthischen Pfeil nach der patriotischen Begeisterung Arthurs — der notorisch ein schlechter Sänger war — Edmund das Gefecht abbrach und wieder zu seiner eigenen musikalischen Leistung überging:

„Now we're in for it — —!"

Sie waren in der Tat offenbar „in for it", denn das Ziel ihrer Fahrt konnte nicht länger sehr entfernt sein. Sie waren um die Ecke des Palastberges in die nördliche Bucht eingelenkt. Auch hier blieben sie im Schatten des höheren Ufers, wo über den Bäumen der Parkterrassen ein wachsender Silberglanz das baldige Erscheinen des Mondes verhieß. Das Ende der Bucht war schon vorne sichtbar,

dort tauchten auch Säulen und Mauerreste empor, und ein Netz von Wasseradern glitzerte durch das dunkle Gebüsch.

Edmund stellte das Pfeifen ein.

Das Boot ließ die Ruinenstätte rechts liegen, den bequemen Landungsplatz zwischen den Säulen verschmähend, drang auf einem schmalen Wasserweg in die Dschangeln hinein, schlüpfte nach einigen Minuten in ein Versteck von überhängendem Gebüsch und blieb liegen. Die beiden Engländer sprangen ans Land und stürmten durch das Gebüsch – Edmund voraus – bis sie eine kleine Lichtung erreichten, wo sie von dem Boot hinlänglich entfernt waren, um nicht gehört werden zu können.

Hier wandte Edmund sich fragend an seinen Vetter, der sofort anfing:

– Ich konnte dich nicht hindern, in das Boot zu springen, ich konnte nur nachspringen, und der Rest war Schweigen – solange die vier Brahmanensklaven um uns waren.

– Gut, daß du schwiegst. Aber was hast du mir denn hier zu sagen, wo ich dich, ehrlich gestanden, nicht brauche?

– O, du brauchst mich, Edmund, denn du mußt mich jetzt hören. Ich habe dir's ja schon gesagt, dein Spiel hier ist aus, nachdem du mit jenem Fremden gesprochen hast.

Edmund lachte:

– Du glaubst wohl gar, ich habe ihm mein Geheimnis ausgeplaudert?

– Mit Worten – o nein! Aber in deinem tiefsten Herzen eingeschlossen, blieb ihm dein Geheimnis so verborgen, wie ein Wurm es in einem Blumenglas ist.

– Ihm? Wem? Du kennst ihn?

Arthur sah vor sich nieder und schüttelte seinen Kopf:

– Täte ich das! sagte er, mit einer seltsamen, kleinlauten Stimme.

Edmund stampfte vor Ungeduld.

– Zerklaube mir nicht die Worte! Du weißt wenigstens etwas von ihm. Wer ist er denn?

– Wir nennen ihn den „großen Bruder".

– Wer? Wohl die okkultistische Gesellschaft in Kalkutta, wo du mich so gern einführen wolltest?

Arthur nickte.

– Er ist einer von den Eurigen?

– O nein. Das heißt, er ist einer von den Adepten, einer von den dreien, die sich herabgelassen haben, unsere Meister zu sein und aus ihrem unerschöpflichen Wissenshort uns so viel zu offenbaren, wie es unserem Standpunkt angemessen ist.

Diese Enthüllung schien einen recht tiefen Eindruck auf Edmund zu machen. Er schwieg eine Weile und starrte mit gerunzelter Stirn vor sich hin.

– Und bist du auch deiner Sache gewiß? Du kannst dich nicht irren? Hast du ihn denn oft gesehen?

– Nie bis jetzt, und ich weiß ja kaum, ob ich jetzt ihn selbst im Fleische gesehen habe.

– Nun, mir scheint doch, er war leibhaftig genug da, meinte Edmund.

Arthur schüttelte zweifelhaft seinen Kopf.

– Ich kann das nicht sagen. Sie kommen selten, sehr selten aus ihrer Einsamkeit heraus, diese großen Adepten. Nichts soll ihnen peinlicher sein, als ihren erhabenen Aufenthalt in den eisumgürteten Gefilden des tibetischen Himalaya zu verlassen und in die schwerfällige, mit schlechtem Magnetismus beladene Atmosphäre des niederen Menschentreibens hinunterzutauchen. Denn um in geistige Verbindung mit den Eingeweihten in unserer Welt zu treten, dazu genügen ihre Gedanken, die sie wortlos übertragen, und denen keine Raumesschranke gewachsen ist. Zuweilen aber lassen sie aus ihrem Körper den feinen Ätherleib hervorgehen, den ätherischen, mit Sprache, Wille und Verstand begabten Doppelgänger, wie man den Halm aus einem Schilfrohr zieht, und in dieser Gestalt erscheinen sie uns.

– Das klingt mir etwas sehr mystisch. Hast du ihn denn selbst schon so gesehen?

– O, dazu bin ich viel zu gering: Wäre ich so weit gewesen, daß ein großer Adept mich einer solchen Gunst gewürdigt hätte, wie hätte ich mich dann jemals in ein so sündhaftes Unternehmen wie dieses verstricken können?

— Du sprichst noch immer in Rätseln. Wie hast du ihn denn erkennen können?

— Weil in unserem Sitzungszimmer ein Bild von ihm hing. Nicht eines, das mit Pinsel und Farben hergestellt war, nein, gleichsam auf das Papier hingezaubert — als wenn durch magische Gewalt ein Spiegelbild auf dem Glas befestigt worden wäre. Denn sie wissen viele uns unbekannte Kräfte der Natur zu benützen, und wie ihre Züge können sie auch ihre Gedanken gleichsam niederfällen — selbst in geschlossene Briefe — — —

Ein plötzliches Licht schien durch diese Worte dem jungen Schotten aufzuleuchten.

— Mein Gott! rief er, Edmund! Jene Schrift in Onkel Archibalds Brief —

— Ja, sie war von ihm, antwortete Edmund ruhig, das weiß ich schon. Er hat darauf hingedeutet.

— Nun, dann mußt du doch aber selber schon einsehen, daß deine Pläne hier gescheitert sind.

— So, das glaubst du? lachte Edmund. Du scheinst mich nur wenig zu kennen.

— Ich kenne dich freilich als tollkühn über die Maßen, aber noch nicht als ganz verrückt. Mit einem solchen Gegner es aufnehmen zu wollen, das ist ja der helle Wahnsinn.

— Und wer sagt dir, daß er überhaupt mein Gegner ist? Weil du in deiner Kurzsichtigkeit meine dreiste Tat als „Sünde" betrachtest, ebenso wie auch ein Adept für dich ein Katechismusheld ist, anstatt ein Riesenmensch, der, wie die Brahmanen sagen, jenseit des Guten und des Bösen steht.

— Das sind Sophismen, unterbrach ihn Arthur lebhaft. Du weißt es selber besser; du fühlst es wohl in deinem Herzen, daß du den Gegner gesehen hast.

— Nun wohl, möge es so sein, rief Edmund; um so besser! Ich sage dir, wenn alle Zauberer Indiens und Tibets mir jetzt entgegenständen, um so mehr lockte mich das Ziel. Denn schön ist die gewitterschwangere Tropennacht der Hinduliebe, schöner noch als die ist der Herrschertag, der mit der Rajakrone mir leuchtet; aber wahr-

lich: schöner als jene beiden ist das geheimnisvolle Zwitterlicht einer drohenden Dämmerungsstunde, das mit den Schatten alter, unaussprechlicher Mysterien mich umdüstert! Und darum glaube ich dir's ja auch, daß dieser Fremde ein Adept des höchsten, verborgenen Wissens ist — glaube es, weil ich es wünsche: Eine solche Macht in Waffen gegen sich zu rufen, das, denke ich, wäre doch einmal etwas.

— Du bist von Sinnen!

— O, mein Gehörsinn ist scharf genug. Hörst du nicht auch Stimmen? Es ist die Rani und ihre Ayah — gewiß eine ebenso bequeme Person wie Julias Amme. Und darum, leb' wohl!

Aber Arthur hielt ihn krampfhaft am Ärmel fest.

— Noch ist es Zeit, Edmund! Du hast eine Warnung bekommen, wie selten ein Mann. Laß diese unselige Rani und ihre Amme ihr törichtes Spiel treiben! Schnell zum Boote zurück und heiße den vier Priestersklaven, dich, so schnell wie sie rudern können, nach Hause zu bringen, dann löst sich der ganze grausige Spuk hier von selber auf. Du gehst nach Afghanistan und —

— Und heirate deine Amanda und bin der langweilige Lump, für den du mich zu halten scheinst.... Nein, nein, mir ist es anders bestimmt!

Er brauchte sich nicht loszureißen. Bei dem Namen Amandas hatte die Hand des Vetters ihn von selber losgelassen, und Edmund verschwand im Dunkel der Dschangeln in der Richtung, wo das Wasser rauschte und gurgelte.

Neuntes Kapitel

Die schwimmende Lackshmilampe

Arthur schickte ihm keinen Blick nach. Achselzuckend warf er sich auf einen umgefallenen Baumstamm nieder. Er hatte getan, was ihm seine Pflicht gebot, hatte den Vetter so eindringlich gewarnt, wie es ihm möglich war, seine ganze Beredsamkeit aufgeboten —

soweit war sein Gewissen frei. Hätte er ihn jetzt noch halten können, er würde es nicht tun.

Nein, er war froh, daß es seiner wohlgemeinten Warnung nicht gelungen war, den Vetter zurückzuhalten. Edmund eilte zum Hinduweib, möge sie ihn festhalten! Seine letzten Worte hatten Arthur gar zu drohend an das Unbehagen erinnert, womit die überraschend warme Anerkennung, die der Vetter heute den Reizen Amandas zollte, ihn erfüllt hatte.

Auch war dies Unbehagen, diese vage Furcht vor einer Nebenbuhlerschaft seines Vetters keineswegs von heute. Diese Furcht war nur in der letzten Zeit während ihres hiesigen Aufenthalts eingeschläfert worden, war aber während der langen Flußreise, ja schon in Kalkutta sehr rege gewesen, obwohl Edmund wenig oder nichts tat, um sie zu rechtfertigen.

Der redliche junge Schotte wußte ja sehr wohl, daß ein Mann vom Schlage Edmunds etwas Bestrickendes für eine junge Mädchenphantasie haben kann – vielleicht haben muß. Immerhin, wäre er der Neigung Amandas sicher gewesen, dann hätten alle Don Juan-Eigenschaften seines Vetters ihn wenig heiß gemacht. Das aber war es ja eben: er war keineswegs sicher, das Herz der Geliebten gewonnen zu haben, vielmehr befand er sich in dem schwebenden Zustand, wo ein Jüngling in einem Moment durch das Lächeln seiner Dame in den Himmel gehoben, im nächsten durch einen kalten Blick in die Hölle gestürzt wird. In einem solchen Zustand wirkt die Gegenwart eines frauengefährlichen Mannes wie das Summen einer Wespe um eine offene Wunde. Der gepeinigte Liebhaber wird dann oft eine keimende Leidenschaft des Mädchens für den andern wittern, wo sie in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist. In der Tat hatte Arthur oft in Amandas Wesen diese und jene Kleinigkeit bemerkt, die er als Anzeichen eines sehr lebhaften, geheimen Interesses für Edmund auffaßte – hatte aber dabei immer gehofft, daß es eben nur seine Furcht sei, die es so deutete.

So hatte er es denn mit wahrem Jubel begrüßt, als der Vetter sich kopfüber in dieses Liebesabenteuer mit der Rani stürzte. Wenn das ihn weiter mit sich riß und ihn in gefährlichere Wasser entführte,

als jemand von ihnen von Anfang an geahnt hatte, so konnte er das von seinem jetzigen Standpunkt aus nicht mehr bedauern. Denn für den Fall, daß das Herz Amandas wirklich ein wenig für den Abenteurer schlug, mußte eben dies Abenteuer ihr doch die Augen öffnen! Morgen trat Edmunds überdreistes Unternehmen aus der Verborgenheit heraus. Mochte es nun gelingen oder nicht – es würde aber nicht gelingen! –: jedenfalls brachte es auch seine Liebessache zur Krisis auf eine für ihn vorteilhafte Weise. Denn seine eigene Teilnahme an diesem fluchwürdigen Verbrechen – das war es jetzt mehr denn je in seinen eigenen Augen und würde es nicht weniger in denen Amandas sein – diese Teilnahme getraute er sich entschuldigen zu können, weil er doch nur aus Liebe für sie mitgegangen war.

Aber das stand bei ihm fest: die ihm zugeteilte aktive Rolle als schützender Gefangennehmer Kala Ramas wollte er weit von sich weisen, und morgen abend würde er keinen Augenblick von der Seite Amandas weichen. Sie war es, zu deren Schutz er berufen sei!

Etwas beruhigt und noch mehr gehoben durch solche Betrachtungen sprang der Sohn des „Landes des Gebirges und der See" auf, und, die Waldwiese mit schnellen Schritten durchmessend, sang er laut vor sich hin, und zwar – wie sein Vetter richtig vorausgesagt hatte – schrecklich falsch:

Confound their politics!
Frustrate their knavish tricks!
God save the queen!

Wobei „the queen" weder die durch Edmund gefährdete Königin des kleinen Hindustaates noch jene zukünftige Beherrscherin seines Vaterlandes, für die er sich soeben in die Schanze geschlagen, bedeutete, sondern die Königin seines Herzens, deren Schutz er sich jetzt, unter Lossagung von allen politischen Intrigen begeistert widmete.

Der Vollmond stand jetzt goldig strahlend über den Baumkronen. Unwillkürlich schlug Arthur die Richtung nach dem See ein, war aber gar zu sehr von Hoffnungsträumen umflattert, um darauf zu achten, wo und wohin er ging.

Plötzlich befand er sich unmittelbar vor den Ruinen.

Er trat hinein, wo die Säulen am dichtesten standen und auch hier und dort eine Mauerecke sich erhob. Aus einer solchen, die von tiefem Schatten bedeckt war, vernahm er einen ihm vertrauten, schnobernden Laut. Ein Mungos. Natürlich, gerade an solchen Orten nisten ja die Schlangen gern. Aber wie? Das Tierchen kroch aus der dunklen Ecke auf den vom Mondschein hell beschienenen Marmorboden heraus; ein goldener Streifen, der wie ein Gurt sich mitten um seinen Leib spannte, gab ihm eine täuschende Ähnlichkeit mit Garuda. Aber gewiß war es Garuda! Das Tierchen winselte vor Freude des Wiedererkennens, hüpfte auf ihn zu und ging mit erhobenem Schwanze um ihn herum, das Fell an seinen Beinen wie eine Hauskatze reibend.

Arthurs Herz pochte, wie das eines Jünglings soll und muß, wenn er in einer wundervollen Mondnacht, in den romantischsten Umgebungen allein wandelnd, plötzlich entdeckt: Sie ist da! Daß es ihm sehr schwierig fallen dürfte, eine annehmbare Erklärung seiner Anwesenheit hier zu erfinden und keinen Verdacht zu erregen, wo Verdacht gefährlich war; daß es ihm in seiner Rolle als Verschworener nur gezieme, sofort nach dem Boot zurückzuschleichen und dort mit den vier schwarzen Priesterhunden zu kuschen, bis ihr Herr und Meister von seiner Schäferstunde zurückkehrte: solche Gedanken konnten nicht in einem Kopfe aufkommen, wo das große Gehirn nur für ein „Zu ihr“ und das kleine nur für die entsprechende Bewegungsdirektion Raum hatte.

Die Richtung zeigte schon Garuda.

Als er, dem rastlosen Tiere folgend, zwischen die Säulen auf einige breite Stufen hinaustrat, gewahrte er kaum hundert Schritt von sich entfernt den Kuppelbau, den er schon im Vorüberfahren bemerkt hatte, und vernahm von dort Stimmen, darunter auch jene einzige. Jetzt sah er sie selbst um die Ecke kommen: eine männliche Gestalt, die väterliche, folgte ihr; dann eine weißgekleidete, ein Inder, gewiß Kala Rama.

Einen Augenblick später war er an ihrer Seite.

– Ei, Herr Steel! ... Welche Überraschung! ... Wo kommen Sie denn her?

— O, ich wollte mir diese Ruinen ansehen. Man muß sie, um die volle Stimmung zu bekommen, im Mondschein sehen, denke ich. Gestern abend konnte ich nicht, wie Sie wissen, morgen ist das Fest, und länger wollte ich es nicht gerne aufschieben.

Niemand plagte ihn mit unwillkommenen Fragen, aber er fühlte zwei Paar Augen mit etwas wie Verdacht auf sich ruhen, während der gute Professor Eichstädt ihm scherzend und neckisch genug vorhielt, daß unser „lieber junger Freund" anfing, ausschweifend zu werden: die eine Nacht nach Schlangen gefahndet, die nächste unter Ruinen geschwärmt, während die dritte schon vergeben war — ei, ei! — Er hatte seine eigene Hypothese über den Grund, der gerade heute Nacht den jungen Schotten nach der Ruinenstätte geführt hatte und war auch mit diesem Grund keineswegs unzufrieden. Man war selber auch mal jung. Ich kenne das. Immer wo sie war.

Arthur fühlte, daß er stark errötete und sehr verlegen war, und so beeilte er sich, ein lebhaftes Interesse für das altertümliche Architekturwerk zu bekunden. Ein zylindrischer Bau erhob sich auf drei ziemlich hohen Stufen und trug die fast halbkugelförmige Kuppel. Das Ganze hatte eine Höhe von etwa dreißig Fuß. Ein Tierfries, von einem Wellen- und Laubornament eingeschlossen, umlief — jetzt durch große Lücken unterbrochen — den unteren Teil des Zylinders, der auch oben unter der Kuppel reich ornamentiert gewesen war, wie einzelne noch sitzengebliebene Bruchstücke zeigten. In mittlerer Höhe wies seine Fläche mehrere Nischen auf, von denen die eine, gerade in der Mitte — nach der viereckigen Stufenbasis gerechnet — bedeutend größer als die anderen war. Sie befand sich den Palaststufen gerade gegenüber.

— Diese große Nische, lieber junger Freund, begann der Professor, hat, wie Seine Exzellenz uns soeben erzählte, ein schönes sitzendes Buddhabild aus Bronze enthalten, während die anderen, kleineren, Bildnisse buddhistischer Heiliger beherbergt haben. Wie jammerschade, daß von allen diesen Bildwerken keines mehr übrig ist! denn was wir hier von Skulpturen sehen, gibt uns eine hohe Vorstellung von dem Können des Meisters. Unbegreiflich, daß sogar das Hauptbild, die Buddhastatue, so spurlos verschwinden konnte!

— Das werden wir Ihren Freunden, den Brahmanen, zu verdanken haben, sagte Kala Rama. Aber ewig bedauerlich ist es, denn es soll in der Tat ein Meisterwerk gewesen sein und muß sich in der Nische besonders herrlich ausgenommen haben. Der Buddha war dargestellt, wie er unter dem Bobaum saß, dessen silberne Äste und smaragdenes Laub den Hintergrund ausfüllte, während Blumen, aus Edelsteinen hergestellt, den Boden bedeckten, welchen er mit den Fingern der linken Hand berührte.

Amanda nickte schweigend und starrte vor sich hin, als ob das ganze Bildwerk vor ihr aufstiege. In der Tat meinte sie sich zu erinnern, daß jenes Bild in der Stupanische, das sie erwähnt hatte, genau dieser Beschreibung entspräche, wiewohl sie sich keineswegs sicher fühlte, daß ihre Phantasie ihr nicht hierbei einen Streich spielte.

— Das muß ja aber wahrhaft wunderbar gewesen sein! rief Professor Eichstädt aus. Und welch herrliche Zeit für den Künstler, da er ein so reiches Kunstwerk hier aufstellen durfte.

— Gewiß eine schöne und stolze Zeit, sagte Kala Rama, aber auch eine sehr beschäftigte Zeit. Denn nicht nur hatte er damals noch den Palast Ajatasattus unter Arbeit, sondern im Haine der Nonnen ließ ihn gleichzeitig der Fürst eine neue Vihara bauen, eine schöne Versammlungshalle, die zwar nur aus Holz errichtet war, aber reich mit Schnitzwerk geziert. Jene Gruppe von Mangobäumen dort soll ein Überrest des heiligen Haines sein, so daß seine Arbeitsstellen nahe genug aneinander waren. Er besuchte sie täglich, überall ein Auge habend, und bei diesen Besichtigungen war Amara seine stete Begleiterin. So kam es, daß der Prinz Ajatasattu reichlich Gelegenheit hatte, sie zu sehen und zu bewundern, und bald in Liebe für sie erglühte.

— Und die Fürstin liebte er auch noch? fragte Amanda.

— Er liebte sie, wenn auch auf andere Weise, antwortete Kala Rama. Jedenfalls erlitt sein Verhältnis zu ihr keine Veränderung. Wenn nun dies Verhältnis schon an sich ein Verbrechen war, so schien es noch weniger entschuldbar dadurch zn werden, daß er der Fürstin nicht einmal treu blieb, sondern sich schon nach kurzer Zeit in eine andere verliebte. Und doch: wäre er nicht besser gewesen, als er

schien, dann wäre er in diesen zweiten Fehler nicht verfallen, so sonderbar und widersprechend auch diese Behauptung klingen mag.

— O, ich glaube wohl zu verstehen, wie Sie das meinen, Exzellenz, sagte Amanda. Unter all dem Wilden und Finsteren wohnte in der Tiefe seines Wesens gleichsam eine andere, lichtere und reinere Seele, und diese war es, mit der er Amara liebte.

— Sie haben recht, Memsahib, das ist genau was ich meine, antwortete Kala Rama. Was sollen wir nun aber sagen, wenn wir erfahren, daß auch Amara sein Gefühl erwiderte, und daß in kurzer Zeit eine heftige Liebe zu dem Prinzen in ihr entbrannte. Müssen wir auf ähnliche Weise schließen, daß unter der lichten Seele ihres Wesens eine trübe und wilde wohnte, die sich durch das Furchtbare im Wesen des Prinzen angezogen fühlte?

— Das wollen wir nicht hoffen, sagte Professor Eichstädt, und das scheint mir mit dem Bilde, das Sie uns von Amara gegeben haben, wenig zu stimmen.

— Und was meint denn unser weiblicher Berater? fragte Kala Rama mit einem prüfenden Blick, der Amanda vor Verlegenheit erröten ließ. Ich sollte denken, daß Sie, Mem Amanda Sahib, am besten imstande wären, uns hierüber Aufschluß zu geben, indem Sie sich an die Stelle jener Amara versetzen und gleichsam ihre Seelenschwingungen miterleben.

— Ich glaube, versetzte Amanda nach kurzem Zögern, daß es in jedem von uns zwei solche Seelen gibt, und daß das wilde und stürmische Element in Ajatasattus Natur gar wohl einen verhängnisvollen berauschenden Anziehungszauber üben könnte auf ein junges Mädchen, den Sproß eines Kriegergeschlechtes und das Kind eines Künstlers, in der es bei aller Zartheit wohl auch eine abenteuerliche Ader gegeben hat, und die gewiß nicht zu jener Menge gehörte, „die ihre Segel nie dem Sturme hißten". Es sind ja auch Kräfte, die sowohl in den Dienst des Guten wie des Bösen gestellt werden können, und gewiß wird Amara sie auf die günstigste Weise gedeutet haben — günstiger als sie verdienten. Aber sollte die Hauptsache

„die ihre Segel usw.", Shelley (Adonais).

doch nicht die sein, daß die Blindheit der Liebe, über die ja viel geklagt wird, zugleich hellseherisch macht, und daß Amara dadurch jenes den anderen verborgene Lichtelement im Herzen Ajatasattus gewahr wurde? Und wenn das der Fall war, müßte sie dann nicht sich selber das Gelübde ablegen, es von der Knechtschaft zu erlösen und zur Herrschaft zu bringen? —

Kala Rama nickte ihr freundlichen Beifall zu, bevor er aber etwas sagen konnte, kam ihm Arthur zuvor. Der junge Mann hatte, als Amanda diesem psychologischen Problem gegenübergestellt wurde, sie mit erwartungsvoller und ängstlicher Spannung beobachtet, die nicht wenig dazu beitrug, ihre Verlegenheit zu steigern; und sein Gesicht verfinsterte sich zusehends, während sie ihre Meinung aussprach.

— Ich kenne ja nicht die Personen, von denen hier die Rede ist, sagte er mit etwas belegter Stimme; nach dem Wenigen aber, das ich habe andeuten hören, glaube ich, daß das Mädchen sich in einen gefährlichen Irrtum verstrickte. Und wenn sie sich selber ein solches Gelübde ablegte, möchte ich allerdings mit der weltklugen Königin in Hamlet sagen: „Die Dame, dünkt es mich, verspricht zu viel."

— Sagen Sie das nicht so sicher, Sahib! antwortete Kala Rama. Die Weltklugheit kommt oft zu kurz, wenn sie entscheiden will, was Glaube, Liebe und Begeisterung vermögen oder nicht vermögen. Jedenfalls wollen wir uns gern mit der Doppel-Erklärung Mem Amanda Sahibs zufrieden geben, die mir auch in der Tat das Richtige zu treffen scheint. Jetzt dürfte es aber Zeit sein, daß wir uns auch den Palast des Prinzen ansehen, von dem sich freilich nicht so viel hat erhalten können wie von diesem einfachen und geschlossenen Bau.

Sie gingen nach dem Palast hinüber, dessen Frontseite, wie Kala Rama ihnen zeigte, gerade nach der Stupa gerichtet war — obwohl freilich das wirkliche Verhältnis das umgekehrte war; denn als Fürst Narada sah, daß sein Bruder seinen Palast hier aufführte, wählte er für die Stupa, deren Errichtung er schon längst im Sinne hatte, gerade diesen Platz, in der Hoffnung, daß der Anblick dieses herrlichen Buddhabildes auf das Gemüt seines Halbbruders mildernd und erbauend einwirken würde. Zugleich aber sollte auch dieses kleine

Heiligtum auf den Eintritt in den heiligen Hain der Nonnen vorbereiten und eine kleine Andachtsstation vor demselben bilden.

Die wenigen Räume des Palastes, die man noch unterscheiden konnte, waren bald durchwandelt. In dem zweiten, einer größeren Halle, von welcher noch eine ganze Säulenreihe aufrecht stand, machte Kala Rama sie auf die Spuren eines niedrigen Podiums aufmerksam, das für die Bajaderentänze bestimmt war, wenn der Prinz vornehme Gäste unterhielt, was allerdings, wie er hinzufügte, nur einmal geschah.

Nun standen sie wieder auf dem kleinen Landungsplatz, wo die Gondel des Ministers etwas seitwärts an den Säulen angebunden lag.

– In jener Zeit, sagte Kala Rama, ging das Wasser freilich nicht bis hierher, sondern ein jedenfalls nicht sehr breites Stück Garten erstreckte sich nach dem Seeufer hin.

– Ich denke, es muß malerischer so sein, meinte Arthur.

Es war in der Tat ein prächtiger Anblick.

Links der Palastberg, steil aus dem See emporragend, auf dessen Fläche er seinen Schatten legte, landeinwärts terrassenförmig abfallend. Gerade über seinem zinnengeschmückten Gipfel der Vollmond, dessen im Wasser zu ihren Füßen schwimmendes Bild wie ein großes Auge blinzte und sich manchmal beim starken Blinzen zerteilte, wobei dann der goldige flackernde Widerschein den verstümmelten Göttern und Nymphen, die aus Säulennischen hervorlugten oder von den Kapitälen herunter lächelten, ein seltsames Leben verlieh. Hinter ihnen und zu beiden Seiten die von solchen Bildwerken belebten, stämmigen, tief kannelierten und gurtförmig eingeschnittenen Säulen – einige im Wasser stehend, viele abgebrochen, andere ihre trägerförmigen Kapitäle in die leere Luft emporhebend; hier ein paar durch das Gebälk verbunden, dort eine kleine Gruppe, die drei Viertel einer niedrigen Kuppel trug; in dieser – wie eine Feder am Helm – ein großer Busch, auf dem Gebälk hohes Gras, um die Säulenschäfte Lianen, niederwallende Schleier von Stengeln, Blättern und seltsamen Blumen.

Weiter links, auf der Wiese außerhalb der Ruinenhalle, als Rest

alter Waldherrlichkeit, ein paar mächtige Banyanbäume, deren dunkle Kronenmassen, wie auf hundert Stelzen sich immer weiter hervorwagend, sich nach allen Seiten ausbreiteten, während neue Luftwurzeln überall wie Schlangen hinunterbaumelten. Rechts eine Gruppe Magnolien – welche wie Bittsuchende unzählige weiße Hände nach dem See ausstreckten, oder wie Opferbringende rote, weißgefütterte Porzellantassen neigten. Dann die durch das Tal wie ein dunkler Fluß niederwallenden Dschangeln und hier und da eine schräge Palme, gleich einem langen neugierigen Straußhals. Endlich, darüber hinaus, dämmerndleuchtende Gebirgsformen, die wie aus Perlmutter gebaut sich anhäuften, bis sie sich auflösten in demselben Silberglanz, der auch die mattleuchtende Fläche des Sees in sich sog.

Die linde Luft war schwer gesättigt vom süßen Duft der Magnolien und von dem bittern Mandelgeruch der zahllosen Lotusrosen, die auf dem Wasser im Vordergrund schwammen oder sich darüber erhoben, aber auch labend durchtränkt von der Frische, die einer großen Süßwasserfläche entströmt. Ab und zu wurde die tiefe Stille durch den melancholischen Schrei einer Nachteule unterbrochen, und von weit, weit her ertönte bisweilen das heisere Bellen eines Panthers.

– Nein sieh, rief Amanda und zeigte nach links, wo hinter den bis an das Wasser herabhängenden Zweigen eines blühenden Gebüsches ein kleines Licht sich langsam vorwärts bewegte, bis es schließlich ganz in den See hinausglitt.

– Ach, das ist ja ein Irrlicht, meinte der Professor. Ich habe noch nie ein solches gesehen, aber ich habe mir sie freilich in lebhafter Bewegung gedacht, hüpfend und spielend wie die unartigen Irrlichter in Goethes Märchen, die sogar dem Fährmann den Kahn umzuwerfen drohen. Aber in diesem Land der stillen Medition scheinen sie sich ganz beruhigt zu haben.

– Es ist kein Irrlicht, Vater, es ist ein schwimmendes Lämpchen – eine Lackshmilampe.

Der kurzsichtige Professor, der nur eine unmittelbar auf dem Wasser schwimmende Flamme gewahrte, schüttelte ungläubig den Kopf.

— Nein, da geht wohl deine Phantasie mit dir durch, liebe Amanda. Und das wäre wohl auch eine gar zu große Gunst des Zufalls, uns gerade heute das zu zeigen.

— O, Ihre Tochter hat schon recht, sagte Kala Rama. Das ist in der Tat ein solches Lämpchen, das irgendein Mädchen der Lackshmi opfert.

— Nun, das muß ich sagen, rief Professor Eichstädt, nicht nur die Szenerie jener wundervollen Sage wird uns heute Abend gezeigt, sondern auch diese uralte, märchenhafte Sitte selbst. — Das ist eben auch nur in Indien möglich, wo nicht nur alles wiederkehrt, sondern auch alles sich erhält.

— Aber wo bleibt nur das Mädchen? fragte Kala Rama, — denn eigentlich müßte sie ja schon, dem Lämpchen folgend, draußen stehen und in die Hände klatschen vor Freude, weil die Göttin ihr Opfer annimmt und ihr Gebet gewiß erfüllen wird.

— O nein, nein, Exzellenz, wandte der Professor ein, das ist ja weit besser so! sonst wäre es nicht eine so vollständige Illustration: denn auch Mahamaya kam ja nicht so weit, sondern vergaß ihres Lichtschiffleins und blieb drinnen im Dunkeln — und zwar nicht ganz allein.

Dies mochte wohl von den Lippen des ehrbaren Professors als eine etwas verfängliche Bemerkung anmuten. Aber es ist zu berücksichtigen, daß die Begebenheit, worauf er hindeutete, vor mehr als zwei Jahrtausenden sich zugetragen hatte, in welchem Fall das Patina der Säkel alle Nacktheiten schonend überdeckt; so zwar, daß es sogar manchmal den Anschein hat, als ob solche altertümlichen Liebschaften nur den dezenten Endzweck hätten, daß ein Professor Eichstädt und seine Kollegen sie in der Fülle der Zeit kritisieren, edieren, kommentieren und annotieren können.

Arthur hatte mit starren Augen das schwimmende Lichtboot betrachtet. Hatte er doch über Amanda und die herrliche Mondlandschaft, die er in ihrer Gesellschaft genoß, schon gänzlich vergessen, wie er hierher gekommen war; und diese stille, leuchtende Botschaft erinnerte ihn nur zu lebhaft daran.

Er fühlte den Blick des Mädchens auf sich ruhen — einen Blick,

dem er sonst gerne genug begegnete, jetzt aber wandte er sofort wieder den seinen ab von dem ihren, der ihn forschend, ja gedankenlesend durchleuchtete, während er etwas von uralten, poetischen Sitten der Inder murmelte. War es möglich, daß sie etwas ahnte, daß sie das Geheimnis der Lackshmilampe erriete? Wie aber war das denkbar? Er wußte ja nicht, welchen Schlüssel die Geschichte der Vorzeit in ihre Hand gelegt hatte.

Als er sich wieder getraute, sie anzublicken, erschrak er über ihre Leichenblässe. Sie lehnte sich in matter Stellung an die mächtige Säule, und ein Frösteln überlief ihre Gestalt vom Scheitel bis zum Fuß.

– Mein Gott, Fräulein Eichstädt, was ist Ihnen? Sie erkälten sich gewiß. Es zieht wirklich ein wenig am Wasser jetzt. Lassen Sie mich Ihnen doch einen Shawl holen.

Und er sprang schnell nach dem Boot.

Mit Anstrengung riß Amanda ihren Blick von dem schwimmenden Lämpchen los, das nun ganz still auf dem Wasser lag, die Flamme unbeweglich nach oben und nach unten streckend.

– Sie haben mich sehr neugierig gemacht, Exzellenz, mit dem, was Sie vorher von den drei Reiherrufen sagten. Wäre es sehr vermessen von mir, Sie zu bitten, uns hier an Ort und Stelle etwas davon zu erzählen?

– Wenn ich Ihnen damit einen Gefallen tun kann, antwortete Kala Rama freundlich, will ich herzlich gerne weiter erzählen.

Die Plaids, welche die gute Bärbele so sorgfältig im Hintersteven der Barke in Sicherheit gebracht hatte, wurden geholt, und da es hier keine geeignete Stelle gab, um sich gesellig niederzulassen, kehrte man zur Frontseite des Palastes zurück. Die Stufen, die zum Stupaplatz hinunterführten, bildeten hier eine bequeme Reihe von niederen Bänken. Diese wurden mit den Plaids bedeckt, und alle machten sich's bequem.

Kala Rama setzte sich auf die oberste Stufe und lehnte sich an einen Säulenstumpf. Mit dem ihm eigenen Zartgefühl bat er Arthur, neben sich Platz zu nehmen, damit dieser sich ja nicht als einen nur geduldeten Eindringling fühlen sollte. Der junge Schotte tat das

um so lieber, als er auf diese Weise Amanda gerade vor sich hatte. Das volle Mondlicht strömte über sie nieder; seltsam glänzte in ihrem dunklen Haar der große, gelbe Edelstein, den Arthur erst jetzt dort bemerkte und mit einem gewissen Mißbehagen wiedererkannte.

Garuda rollte sich zu ihren Füßen zusammen und schien mit seinen winzigen spitzen Ohren begierig das weitere von jenem furchtbar großen Schlangenstein zu vernehmen.

– Herr Steel hat nun freilich leider nicht den Anfang gehört, bemerkte Amanda.

– Er kommt medias in res, meinte der Professor, wird sich aber wohl leicht zurechtfinden.

– Ich glaube auch, sagte Kala Rama, um so mehr, als alles, was ich Ihnen vorlas, doch eigentlich nur die Einleitung bildete.

Zehntes Kapitel

Der Schlangenstein

Als dieser Bau, dessen ehrwürdige Überreste uns jetzt umgeben, gerade vollendet war – hub Kala Rama zu erzählen an – veranstaltete der Prinz Ajatasattu ein Gastmahl zur Weihe des Hauses, wozu er alle seine Freunde, vor allem aber den Hof eingeladen hatte. Unter den eingeladenen Gästen befand sich natürlich auch, als Bruder des Baumeisters, der Feldherr Mahimsasa.

Dieser stand noch immer zwischen dem Prinzen und seinen ehrgeizigen Plänen. Ajatasattu hatte letztere keineswegs aufgegeben, obwohl er bisweilen zu verzweifeln anfing und immer mehr der Meinung zuneigte, er müsse geduldig darauf warten, daß der Tod selbst als sein Verbündeter auftrete und mit seiner Schlinge den Greis aus dem Wege räume. Dies war jedoch eine etwas trostlose Aussicht. Immer begnügsam, ja hart gegen sich selber hatte Mahimsasa seit Jahrzehnten völlig wie ein Asket gelebt; er bot dem Siechtum keine Schwäche dar und schien wohl das vedische Normalalter von hundert Lebensjahren erreichen zu sollen. Wäre der Feldherr nicht

gewesen, welch günstige Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens hätte ihm dann nicht dies Fest gegeben!

Nach der schlaflosen Nacht, die ihm solche Gedanken bereitet hatten, trat Ajatasattu am Festtage auf diese Stufen hinaus, um zu sehen, ob am Himmel sich irgendeine Wolke zeige, die seinen Vorbereitungen Gefahr drohen könnte. Da bemerkte er drüben an der Ecke der Stupa ein seltsames Geschöpf, das geduckt und mit scheuen Bewegungen gleichsam spähend umherschlich. Es war ein fast gänzlich schwarzer Mann, nackt bis auf das rote Lendentuch. Sein Kopf war vor den Strahlen der Sonne hinlänglich durch das struppige Haar geschützt, das ihm fast bis über die kleinen stechenden Augen herunterhing, so daß er keine Stirn zu haben schien. Die Nase war eingedrückt, der untere Teil des Gesichtes hervorstehend, mit sparsamem Bart und geschwollenen Lippen. In dem einen Nasenflügel steckte ein großer, eiserner Ring, als ob er mit einem Strick auf den Markt gezogen werden sollte, um verkauft zu werden. „Ich würde nicht viel für ihn geben", lachte Ajatasattu bei diesem Gedanken. „Und doch, wer weiß?" fügte er hinzu, indem er auf den Vorplatz hinuntertrat und sich ihm näherte. Irgend etwas an dieser sonderbaren Erscheinung weckte seine Neugier, ja zog ihn an. Dem schwarzen Mann schien es ähnlich zu gehen. Er schlich in einem Bogen um den Prinzen herum, wie ein Raubtier, das nicht weiß, ob es die Flucht ergreifen oder losspringen soll.

Gebieterisch winkte der Prinz ihn näher.

– Was suchst du hier, schwarzer Hund?

Der so Angeredete grinste halb schlau, halb furchtsam, so daß seine weißen, spitzen Wolfszähne sich zeigten, und den Korb streichelnd, den er unter dem Arme trug, sagte er mit einer kriechenden Verbeugung:

– Rajanaga ... Kobra ... tanzen, Herr! –

Ajatasattu forderte ihn mit einer Handbewegung auf, seine Künste zu zeigen.

Sofort setzte der Schwarze sich in kauernder Stellung auf die Erde nieder, schlug den Deckel des Korbes zurück, in welchem man nur große, grüne Blätter gewahrte, und begann, auf einer kleinen,

aus Rohr und Kürbis verfertigten Pfeife eine schaurige, einförmige Weise anzustimmen, die bisweilen durch schrille Flötentöne unterbrochen wurde. Die Blätter fingen an sich zu bewegen: erst der Kopf und dann der ganze Körper einer Schlange glitt über den Rand des Korbes hinaus, ringelte sich auf dem Boden, richtete sich in die Höhe und blähte die Haube auf.

Ajatasattu trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Nie hatte er eine Kobra von solcher Größe gesehen. Sie war vorzüglich abgerichtet. Manchmal nahm der Schwarze die rechte Hand von der Flöte und schnalzte mit den Fingern nach dem Schlangenkopf hin, der mit der geklüfteten Zunge spielte und bisweilen nach den Fingern schnappte, so daß die großen Giftfangen sichtbar wurden. Und der Schwarze grinste: „Nur Spiel . . . gute Naga . . . zärtlich wie ein Hündchen."

Der Prinz stampfte ungeduldig auf.

— Genug der Possen, Kerl! Laß dein Getute und höre mich an.

Der Schlangenzähmer legte sofort die Flöte beiseite, hieß die gehorsame Schlange in den Korb kriechen und drückte behutsam den Deckel zu.

— Du bist nicht, was du scheinen möchtest. Du bist kein Gaukler, sagte der Prinz mit einem strengen Blick. — Wo kommst du her?

Der Schlangenzähmer streckte die Hand gegen Westen aus:

— Weit, weit her, o Herr! von dort, vom Sonnenuntergang.

— Du lügst! Dort gegen Westen sitzen Arier, edle Stämme, weißhäutige Männer echtesten Geblüts, götterentstammt. Du aber, schwarzer Hund, gehörst den Affensprossen im Norden an.

Der Schlangenzähmer schüttelte den Kopf.

— Nein, nein! dort, wo die Sonne —

— Schweig! unterbrach ihn der Prinz. Du bist den Schlangenanbetern in den Gebirgshöhlen entstammt! Leugne nicht! Ich kenne die rauhen Kehlenlaute deiner Stimme. Auch weiß ich wohl, warum du hier umherschleichst.

— Rajanaga vorzeigen, Herr, sagte der Schwarze. Ich spiele, sie tanzt. Uns beiden schafft sie Nahrung, mir und sich selbst, die kluge Schlange Rajanaga.

— Zittere, Schelm! rief der Prinz. Du bist des Todes, wenn du noch einmal lügst!

— Ich zittere, Herr! Sieh, wie ich zittere! flüsterte der Schlangenzähmer. Und in der Tat schüttelte die Angst seinen ganzen Körper wie Fieberfrost.

— Du hast Grund dazu, sagte Ajatasattu kalt.

— Weiß, weiß ... Bist stark, bin schwach, stöhnte der Elende.

— Der Stolz unseres ganzen Landes, der greise Held, der in hundert Schlachten siegreich unser Heer geführt hat, und wenn Feinde nahen, noch führen wird, der edle Mahimsasa — —

Als ob dieser Name ein Stück hingeworfener Lockspeise gewesen wäre, machte der Schwarze eine unwillkürliche, raubtierartige Bewegung.

— Du kennst den Namen? fragte Ajatasattu plötzlich und scharf.

Aber der Schlangenzähmer kauerte schon wieder schlaff vor ihm, mit blöder Stirn vor sich hinblickend.

— Ich? O, nein! Memsasa? Niemals nicht gehört.

— So höre ihn denn und merke ihn dir! denn der Name Mahimsasa sollte keinem deines Stammes fremd sein. Mahimsasa war es ja, der vor zehn Jahren die schwarze Haut, die höhlenbewohnenden Schlangenanbeter besiegte und uns völlig unterwarf. In ihr Heiligtum drang er hinein und schlug den Schlangengott, der täglich ein Kinderhirn als Opferschmauß fraß. Aus seinem Schuppenkopf aber nahm er den Edelstein, der eure Tempelgrotte erleuchtete, und trägt seitdem an seinem Stirnband diesen wundermächtigen Stein, der gegen Pfeil und Schwert und Speer ihn feit, auch gegen Schlangenbiß — —

— Nicht gegen Rajanagas, rief der Schwarze mit zischender Wut.

Ajatasattu lachte laut auf: —

— Aha, dacht' ich mir's doch!

Aber der Wilde war schon wieder in seine schlaffe Blödigkeit zurückgesunken und murmelte mit weggewandtem Blick:

— Meine nur, nicht glauben ... Rajanaga scharf Gift ... Gift der Gifte ... Glaube nicht ... niemand nicht gefeit ...

— Schweig, feiger Hund! herrschte Ajatasattu ihn an. Du hast dich verschnappt! O, jetzt kommst du zu spät mit deinen Ausreden. Wie? du „glaubst“ nicht? O, du weißt es nur zu gut, der du hier mit deiner Rajanaga nach dem Schlangenstein fahndest. Den zu gewinnen bist du hergekommen.

Diese Worte übten eine vernichtende Wirkung auf den schwarzen Schlangenzähmer aus. Er richtete sich in den Knieen auf, hob die Hände gegen den Himmel, und platt vor ihm niederfallend, schlug er die Stirn gegen den Boden.

— O, Herr, schone mein Leben! Gnade, Herr, du weißt alles. Schone nur mein Leben .. Chranquinchru nicht arm, o! unter den Seinen nicht eisernen Ring in Nase — Goldring in Nase. . . . Chranquinchru zeigt dir, wo Schätze ruhen, unermeßlich große Schätze, von Schlangen bewacht . . . Edelsteine wie Eier.

Mit einer gebieterischen Bewegung unterbrach ihn der Prinz.

— Ich schenke dir das Leben, ja, wenn du mir alles eingestehst. Aber versuche nicht, mich zu hintergehen.

Der Schlangenzähmer fing an, den Prinzen anzureden, erst mit unterwürfiger, von kriechenden Bewegungen unterstützter Stimme, nach und nach aber mit wachsender, bis zum dämonischen Triumph sich steigernder Leidenschaft, die, fortgerissen durch Wut und Hoffnung, nunmehr die vorhin so sparsam und zerstreut kommenden Worte schnell fand und verband — zumal seine stotternde Sprachschwierigkeit mehr verstellt denn wirklich gewesen war: —

— Dich hintergehen? Wie könnt ich, Herr? Wer könnte? . . . Weißt alles! ... O, Herr, du sahst: Rajanaga zahm — zärtlich wie ein Hündchen ... Ein Kind kann mit ihr spielen, wenn ich flöte. Doch sieht die Kluge den Stein im Dunklen leuchten, den Stein, den einst ihr Vater, der Schlangengott, als Auge in die Stirn gefügt, besaß; in der dunklen Tempelgrotte thronend: den Mann, der den Stein trägt, ihn beißt die Naga, und alle Kräuter Indiens, aller Zauber, selbst der götterstarke Garuda-Spruch, den eure Priester kennen, sie retten nicht den Mann, den Rajanaga beißt.

Nach diesem Ausbruch sank der Wilde sofort in sein kriechendes, tierisches Wesen zurück.

Ajatasattu betrachtete ihn eine kleine Weile mit einem durchbohrenden Blick.

– Du hast wahr geredet. Diene mir getreu, und du sollst den Schlangenstein haben.

Ein gellender Schrei aus der Kehle des Wilden dankte ihm.

– Ja, du kriegst den Stein, du hast mein Wort. Doch solltest du dich unterwinden, auch nur das Geringste auf eigene Faust zu tun – ich sage dir, es wäre dir besser – –

Der Wilde erhob die Hände wie abbittend. Dann, als Ajatasattu schwieg, ergriff er dessen rechten Fuß, und seinen Kopf an den Boden drückend, setzte er den Fuß auf seinen Nacken.

– Chranquinchru, großer Häuptling seines Stammes, Chranquinchru ist dein Sklave.

– Sei es mit Haut und Haar, antwortete Ajatasattu, und du wirst es nicht bereuen. Jetzt aber verbirg dich, wie du selber willst, denn das verstehst du wohl nach Schlangenart. Schlüpfe in ein Loch, verschwinde, als hätte dich die Erde verschlungen; doch wenn hier drei Reiherrufe ertönen, dann sei zur Stelle.

Der Schwarze kreuzte die Arme über die Brust und berührte die Erde mit der Stirn als Zeichen des Gehorsams.

In diesem Augenblick sah Ajatasattu, daß von dem Mangohaine der Nonnen her, der hinter der Stupakuppel seine blühenden Wipfel erhob, eine Schwester mit langsamen Schritten sich näherte.

– Die Nonne, murmelte er. Gut, auch die kann ich gebrauchen. Wer auf verschiedenes Wild ausgeht, braucht verschiedene Hunde: Doggen für den Eber, Windspiele für Gazellen.

Mit einer herrischen Handbewegung wandte er sich an den Schlangenzähmer: –

– Fort, schwarzer Hund!

Der Schlangenzähmer ergriff schnell seinen Korb und lief mit tierischer Schnelligkeit davon.

– Und nun die gelbe Hündin angeködert, murmelte der Prinz, sich an die Nonne wendend.

Diese hatte sich still und unauffällig, niedergeschlagenen Blickes, an diesen Stufen hingestellt – eine schlanke Gestalt, vom Scheitel

bis zu den Füßen in einen lachsfarbenen Mantel gehüllt, der mit seinen geraden Falten das edle Gesicht streng umrahmte. In der rechten Hand hielt sie eine irdene Almosenschale.

Mit einem verbindlichen und ehrfurchtsvollen Lächeln um die Lippen trat der Prinz auf sie zu und verbeugte sich tief.

– Gepriesen seien deine Schritte, ehrwürdigste Isidasi, die dich heute mit leerer Schale zuerst an meine Schwelle führten! hoch gepriesen seien sie! Nicht weiter wolle wallen, fromme Schwester! Erlaube mir mit eigener Hand deine Schale bis zum Rande zu füllen und so das leichte Mittel zu deiner heutigen Lebensführung zu schaffen, gleichzeitig mir selbst Verdienst von ihrer Heiligkeit erwerbend.

Isidasi beugte dankend den Kopf.

Schnell stieg Ajatasattu die Stufen zur Halle hinan und rief den Dienern, daß sie eiligst die besten Speisen aus der Küche herschaffen sollten. Dann wandte er sich wieder an Isidasi.

– Ein Fest, Ehrwürdigste, wird heute in meinem Hause vorbereitet, dessen Bau gerade jetzt vollendet worden ist, um diese geringe Behausung einzuweihen und dadurch, daß ihr Dach eine hohe und würdige Gesellschaft überschattet, bleibenden Segen für seine Hallen zu gewinnen. Mein erlauchter Bruder, der Fürst, und sein erhabenes Gemahl tun mir heute die Ehre an, bei mir zu speisen. Auch der Feldherr kommt, der greise Mahimsasa, der eurem Orden herzlich zugetan ist. Baku, der Meister, der mir diese Wohnung errichtet und dessen hoher Sinn dieses wunderherrliche Heiligtum – (dabei zeigte er auf die Stupa) – erschaut und erbaut hat, hat freundlich zugesagt, und mit ihm dein Liebling – aller Liebling in der Tat – die holde Amara, seine Tochter. Würdest du, Ehrwürdigste, bei diesem Feste anwesend sein, so wäre das ja schon ein Segen für mein Haus, es würde uns allen die höchste Freude bereiten und nicht am wenigsten Amara, die dich wahrlich als eine Mutter ehrt, und die sich wohl sonst etwas fremd fühlen dürfte, wo keine Hausfrau waltet, wie leider bei mir. Doch darf ich auf eine solche Gunst hoffen?

Durch eine Neigung des Kopfes gab Isidasi schweigend ihre Zustimmung.

Dankend verbeugte der Prinz sich, die Hände über die Brust gekreuzt.

— Dank dir, Ehrwürdigste! Durch diese Gunst ermutigt, bitte ich jetzt um Erlaubnis, für die Halle der Schwestern in dem Mangohaine, die jetzt, wie ich höre, vollendet steht, die Matten stiften zu dürfen. Ein geringes Weihgeschenk freilich, doch bei euch gibt ja die Gesinnung des Gebers erst der Gabe den wahren Wert — und könntest du in meinem Herzen lesen — —

Der Blick Isidasis, der sich plötzlich vom Boden erhob und dem seinigen mit seltsamem Leuchten begegnete, unterbrach seine Rede: —

— Ich lese darin.

Die unerwartete Unterbrechung hatte den Prinzen offenbar verblüfft, und er schien durch ihren Blick seltsam beunruhigt zu sein. Doch antwortete er sofort mit einem etwas erzwungenen Lächeln:

— Das hoffe ich, zweifle auch nicht daran, denn du bist ja weise.

— Denn also sagt der Buddha, der Erhabene —: „Ich habe meinen Jüngern auch jene Pfade gewiesen, auf denen sie das innerste Herz der anderen Wesen durchschauen: das edle Herz als edel, das gemeine als gemein, das haßerfüllte Herz als haßerfüllt, das freigemachte Herz als frei erkennen." So gewahre ich Herz und Herzensart. Soll ich dir deine deuten?

— Deute sie, Herzenskundige! antwortete der Prinz. Ich danke dir, denn sein eigenes Innerstes kennt ja der Mensch nicht.

— Du denkst: die Nonne, die hier so sittsam vor mir steht, ist eine Gleißnerin, denn heiligen Wandel, Keuschheit und Seelenreinheit gibt es nicht. Das alles ist nur heuchlerisches Wesen. Wie, wenn ich sie mir jetzt mit klugen Schmeichelworten und mit reichen Gaben ködern könnte, daß sie meine Liebessache bei Amara betriebe und durch falsche Rede das fromme Kind in meine Arme jagte. Als Kupplerin fürwahr taugt Isidasi.

Erschrocken trat der Prinz zurück:

— Was sagst du, Heilige? Willst du mich auf die Probe stellen?

— Soll ich dir noch mehr sagen? Wie? Soll ich etwa von der Fürstin sprechen, bei der du keine Kupplerin brauchst?

– Schweig! rief der Prinz. Selbst für einen Scherz geht dies zu weit.

– O, deine Scherze, Prinz, antwortete die Nonne, die gehen weit – zumal beim Fest.

Als diese Worte mit bedeutungsvoller Betonung, von einem durchbohrenden Blick begleitet, ihm gleichsam entgegengeschleudert wurden, zuckte Ajatasattu sichtbar zusammen.

– Muß ich auch von dem Feste dir sprechen? fuhr die Nonne näher tretend und mit erhobener Stimme fort.

Ajatasattu erblaßte.

„Was kann sie von meinem Vorhaben beim Feste wissen?" dachte er, „von dem ich noch niemand etwas gesagt, ja das kaum noch in meinen eigenen Gedanken reif ist? O – sie denkt gewiß an jenes Fest beim Hofe im Pendschab, wo mein Anschlag mißlang! Diese Bettelnonnen hören ja durch wandernde Brüder und Schwestern, was in dem entferntesten Winkel vorgeht – möge sie die Pest holen, die faulen Schwätzer!"

Aber ihre nächsten Worte belehrten ihn eines besseren.

– Muß ich dir vom Feste sprechen und von dem, was du dort vorhast?

– Ich? stammelte der Prinz. Was habe ich vor? Du träumst –!

– Nein, du träumst, Prinz, und böse Träume. Doch sprich nicht mehr vom Feste mit Erwachten, lade sie nicht ein, damit nicht deine Stimme, der süßen Worte spottend, dich verrate – dich, der du, Verrat im Sinne, Schüsseln füllst.

Gerade als sie diese Worte mit drohender Stimme und gebieterischen Geberden an den blaß und verwirrt dastehenden Prinzen richtete, erschienen auf den Stufen mehrere Diener mit goldenen Schüsseln.

Ajatasattu winkte sie heran und begann die Almosenschale Isidasis zu füllen.

– Wie sagtest du doch, Ehrwürdigste, daß ich, Verrat im Sinne, Schüsseln fülle? Bei deiner Schüssel wahrlich trifft dies nicht zu. Denn was die anderen angeht, daß ich's gestehe, die möchte ich allerdings heute Abend gerne verraten an die schnöde Sinnenlust.

Doch darüber bist du ja erhaben, dir haftet nichts an, wie das Wasser nicht am Lotusblatt. Und so wähle ich denn ohne Furcht für dich die feinsten Leckerbissen aus. – Was für andere ein süßes Gift ist, das nur des Lebens Fieber noch tödlicher schürt, – dir kann ich ja damit doch nicht schaden.

Isidasi blickte ihn ernst an.

– Niemand kannst du schaden, Tor, als einem nur: dir selber; und helfen kann dir niemand als du selbst.

Als sie diese bedeutungsvollen Worte gesagt hatte, wandte sie sich und ging langsam nach dem Mangohaine der Nonnen zurück.

Ajatasattu stand noch an demselben Ort, finster vor sich niederblickend, als sein Hauspriester Bharadvaja, mit allen Zeichen der höchsten Erregung, aus der Vorhalle seines Palastes trat und die Stufen hinunterschritt.

– Prinz, hast du's schon gehört? rief er, noch bevor er an der Seite Ajatasattus war.

Dieser blickte fast zerstreut in die Höhe: –

– Nun, was gibt's denn neues, was dich so aufregt, edler Bharadvaja? Ich denke, einem Priester ziemt es, seine Würde zu wahren, was auch die Wandelwelt treibt.

– Wenn gegen die Götter gefrevelt wird, dann ziemt es dem Priester, sich selbst zu vergessen.

Ajatasattu lachte spöttisch:

– Dann müssen wohl die Götter unangefrevelt leben, denn meines Wissens geschah es noch nie, daß ein Priester sich selbst vergaß. Doch sprich, was ist es?

– Dein Bruder –

– Narada? Was ist's mit ihm? fragte Ajatasattu mit plötzlicher Aufmerksamkeit.

– Man sagt – ich kann es freilich kaum glauben – zwar haben ja diese kahlen und fahlen gottlosen Buddhamönche unseren Fürsten schon zu manchem Streich verleitet, der den Zorn der Götter sichtbar herniederrief, worunter das Land noch blutend stöhnt – doch sollte dies Gerücht sich bestätigen –

— Welches Gerücht? tausend Dämonen! rief Ajatasattu, vor Ungeduld stampfend.

In diesem Augenblick ertönten dumpfe Trommelschläge aus nächster Nähe. Kinder und junge Männer — Leute aus niederer Kaste — Handwerker, Tagelöhner strömten herein und drängten sich um die Stupa zusammen.

— Nun wir werden jetzt erfahren, ob es erlogen oder übertrieben ist, antwortete Bharadvaja. Und hoffentlich bleiben meine Lippen verschont, mit Unrecht deinen Bruder eines Frevels zu zeihen, der bis zum Throne des Indra schreit.

Er stieg wieder die Stufen hinan, um den Volksauflauf besser übersehen zu können, während der Prinz regungslos stehen blieb.

Ein öffentlicher Ausrufer, von einem Trommelschläger und zwei Hornbläsern begleitet, trat jetzt heran und stellte sich vor der Stupa auf. Die große Trommel schwieg, und ein Hörnerruf ertönte, worauf der Ausrufer mit lauter Stimme folgendes verkündete: „Merkt auf! Der Fürst Narada tut kund: Mitleid mit allem, was lebt und leidet, lehrt der Erhabene, der Meisterherr, der Buddha. Und so verbiete ich fürderhin in meinem Reiche das Schlachten der Haustiere. Auch am Altar gilt dies Verbot: Unblutig ehrt die Götter!"

Die Hörner erschollen, die Trommel wurde gerührt, und der Ausrufer entfernte sich, von seinem jauchzenden Gefolge begleitet, um die Botschaft des Fürsten in den nächsten Dörfern zu verkünden.

Bharadvaja trat wieder auf den Prinzen zu.

— Hast du gehört, mein Sohn? fragte er mit erkünstelter Ruhe.

— Noch habe ich Ohren.

— Doch kein Herz, wahrlich, sprach der Brahmane heftig, da du ruhig hier stehen kannst und zuhören, wie unser heiliger Opferdienst von deinem Bruder verboten wird.

— Und das zur größten Lust des Volkes, wie es scheint, bemerkte Ajatasattu mit aufstachelndem Spott, der auch am Priester nicht verloren ging.

— Daß Pest dieses Pöbelpack vernichte! rief er und spuckte verächtlich aus. O ja, das glaub' ich, das ist ihnen lieb zu hören: „Unblutig ehrt die Götter!" Freilich, dann braucht ja niemand

mehr sein gutes Geld für einen Opferwidder oder einen Stier herzugeben. Und die paar Blumen, die dem Ketzergötzen hingelegt werden, hat man ja für ein gutes Wort. Was man nachher verliert, wenn Hungersnot, Viehseuche, Pest und Überschwemmungen auf Indras Zorngebot das Land verheeren — ja, daran denkt niemand jetzt.

— Man muß das Volk darüber aufklären, Priester.

— Prinz, man wird es aufklären.

— Und zwar sofort, drängte Ajatasattu. Denn dieses Verbot ist gar wohl dazu geeignet, unseren Anhang anzuspornen und uns neue Kräfte zuzuführen. Laßt nur diese Hungerleider Beifall schreien, die ja doch kein Fleisch zu kauen kriegen — ihr Brahmanen, die ihr von Opferfett trieft, die Krieger, die gewohnt sind, ihre Kraft durch Rindermark zu stärken, ihnen wird diese Botschaft zeigen, wo sie hingehören.

— O, das wissen sie schon; daran fehlt es nicht, antwortete der Priester. Das Mißvergnügen wächst schon breit und hoch. Allein, was hilft uns das, solange der greise Feldherr noch neben dem Thron als eine treue Stütze steht? Du weißt ja, daß ohne ihn, und gar gegen ihn kein Krieger seinen Arm erhebt. Längst schon hast du gesagt, du würdest durch List ihn von hier entfernen; dein Witz aber scheint zu kurz zu sein.

— So ist denn Mahimsasa deine einzige Sorge? fragte Ajatasattu.

— Nun, wer sonst?

— Dann sei getrost, Brahmane.

— Was sinnst du, Prinz, bedenke doch: er ist gefeit — der Schlangenstein — —

— Schützt ihn zwar gegen Männer, nicht aber gegen Tiere und tote Sachen.

— Ach, die vermögen wir nicht zu lenken, seufzte der Priester. Diese Kraft besaßen zwar unsere Altvordern: da leitete der Zauberspruch den Blitz, der Blick des zornigen Asketen sandte tödliche Krankheit aus, seine emporgestreckte Hand ließ einen Felsensturz den Schuldigen begraben. Das war einst. Doch in diesen Zeiten verfallenen Glaubens kommt selbst dem Frömmsten solche Kraft abhanden.

— Also selbst dir? fragte Ajatasattu mit schneidendem Spott, der aber an der Dickhäutigkeit des Priesterstolzes völlig abglitt. Denn diese Frage mißverstehend, blickte der Hauspriester den Prinzen ernst und kopfschüttelnd an.

— Mir auch! rief er. O, Prinz, hoffe nichts von Priestersprüchen noch von der Magiegewalt der Brahamen! Die Götter trauen uns nicht mehr. Wir müssen uns ihrer Hilfe erst würdig zeigen.

Ajatasattu zuckte die Achsel.

— Nun, ich bin nicht selber der Frömmsten einer, doch du wirst erfahren, was ich zu lenken vermag. Hast du nun auch mein Haus geweiht, wie es sich gebührt, so daß es zum festlichen Empfang des Fürstenpaares bereit ist?

— Es ist geweiht, antwortete der Priester, und möge sein Gebälk einstürzen, wenn Mahimsasa jetzt seine Schwelle betritt! Es scheint ja, daß die Gäste schon nahen, fügte er mit einem über die Schulter geworfenen Blick hinzu.

— Wie? so früh! rief der Prinz.

Sie hatten in ihrer Erregung nicht bemerkt, daß auf dem Wege vom nächsten Tor des Palastparkes ein stattlicher Zug von Elefanten daherschritt, lauter Prachttiere, deren perlenglitzernder Kopfputz und goldige Schabracken blendend strahlten und blitzten, während die großen Sonnenschirme sich über ihren Rücken wie ungeheure Blumen leise schaukelten.

— Der ganze Hof, meldete Bharadvaja dem Prinzen, der aus irgendeinem Grunde selbst nicht hinblickte, sondern näher vor die Stupa hintrat. „Donnerwolke", der alte Kriegsilf Mahimsasas, ist der dritte. In seinem Howdah sehe ich neben dem Feldherrn Meister Baku.

— Ist nicht auch seine Tochter Amara da? fragte der Prinz über die Schulter zurück. Die schätze ich am meisten von seinen Werken.

— O ja, jetzt seh' ich sie.

— Blicke nicht mehr hin, riet der Prinz ihm. Und indem er in der Stellung eines Anbetenden vor dem Buddhabild der Stupa sich beugte, sagte er: — Diesem seinem Werke will ich mich jetzt beugen. Das möge ihr gefallen und alle täuschen. Sie haben uns schon

gesehen und dürfen keinen Argwohn schöpfen. Stelle dich deshalb jetzt an, als ob du mich wütend schältest – aber höre mich an.

– Ich höre, Prinz, antwortete der Brahmane.

Ajatasattu erhob die Hand, als ob er ein Gebet an den Buddha richtete, und sagte mit klarer, ruhiger Stimme:

– Heute Nacht beim Fest stirbt Mahimsasa.

– Prinz! rief der Brahmane entsetzt, einen Schritt zurückweichend.

– Recht so, Bharadvaja, sagte Ajatasattu, nur heftiger!

Die Mahnung war überflüssig. Jene unerwartete Verkündigung hatte den Priester in großen Schrecken gestürzt. Mußte er doch befürchten, daß der Prinz, durch seine Vorwürfe angespornt, alle Vorsicht beiseite schiebe und irgendeinen verzweifelten Schritt vorhabe, der sie alle vernichten würde. Flehend streckte er die Hand nach Ajatasattu aus.

– Aber bedenke, mein Prinz, ich beschwöre dich, keine Gewalt – – –

– Zufall, reiner Zufall, antwortete der Prinz mit milder Stimme. Niemand wird uns beschuldigen, kein Verdacht wird sich regen. Du aber sorge dafür, daß alle, die es mit uns halten, zu meinem Fest zusammenströmen und bereit sind.

– Ich werde dafür sorgen, Prinz, antwortete der Brahmane ein wenig beruhigt, aber –

– Vergiß vor allem das Schelten nicht! mahnte Ajatasattu. Doch merke dir, ich will nicht, daß mein Bruder getötet wird. Frei ziehe er seines Weges; wird er uns doch nie mit Waffen bedrohen.

Mit einem rohen Lachen antwortete der Brahmane:

– Sein Gewand sei der gelbe Mantel eines Buddhamönches, und die Heimatlosigkeit sein Reich!

– Zu seinem Seelenheil, setzte der Prinz fort. Wie dankbar muß er mir sein! dem kann er ja jetzt ganz leben. Ich nehme ihm die Last der Krone ab und eine ungetreue Frau dazu. Den ich dir jetzt schicke, erhabener Buddha, o nimm ihn gnädig auf und rechne es mir günstig an, daß ich ihn so befreie!

– Nimm ihn, du Götterfeind, rief der Brahmane mit heftigen Gebärden, und möge er die letzte Gabe von diesem Lande sein!

Während nun die beiden, scheinbar sich zankend, so sich unterhielten, waren die Elefanten schon in eine Frontlinie geschwenkt und auf einen Ruf der Lenker alle gleichzeitig niedergekniet, worauf die Insassen der Howdahs herunterstiegen.

Schon wollte Amara, die ihren Blick von dem Prinzen und seinem Hauptpriester nicht wegwandte, näher an die Stupa herantreten, als sie sich an einem Zipfel ihres Kleides zurückgehalten fühlte. Es war „das Tier mit der Hand", wie unsere vedischen Altvordern so sinnig den Elefanten genannt haben, das sie nicht gehen ließ. Mahimsasa, der sich soeben mit der Behendigkeit eines Jünglings heruntergeschwungen hatte, sagte lachend:

– Ei, was hat denn unsere liebe Amara so in Anspruch nehmen können, daß sie vergißt, Donnerwolke den gewohnten Bissen zu reichen?

Errötend und verwirrt fand Amara in einer Falte ihres Kleides ein paar große Bananen, die sie für den Elefanten mitgenommen hatte, und kaufte sich durch die Gabe los.

Deutlich konnte man jetzt die Worte vernehmen, die der sichtbar auf das höchste erbitterte Brahmane mit wahrer Donnerstimme dem ihm den Rücken zukehrenden Prinzen nachschleuderte:

– Ich aber, – Bharadvaja, der Priester – ich schüttle jetzt den Staub von meinen Füßen, Prinz, nimmermehr die Schwelle hier zu überschreiten. Nein, Abtrünniger, der du dich hier dem Ketzergotte beugst, suche dir einen anderen Priester für deine Hallen, deine weiten Höfe, wo von jetzt ab kahle, gelbgekleidete Asketen ein- und ausgehen. Bharadvaja flucht dir und deinem Hause.

– O, Erhabener, rief der Prinz, seine zusammengelegten Hände gegen das Buddhabild ausstreckend: Lehre du mich solche Worte in Demut tragen!

Amara wandte sich zum Feldherrn und zeigte mit der Hand nach den beiden.

– Sieh doch, Oheim! O Vater, wandte sie sich dann an Meister Baku, der sich jetzt ihnen zugesellt hatte, siehe, wie der stolze Prinz so fromm vor dem Werk deiner Hände dasteht und so böse Worte demütig über sich ergehen läßt.

— Freilich ein wunderlicher Anblick, meinte Mahimsasa.

Der Brahmane, der, im Begriff wegzugehen, sich ihnen einige Schritte genähert hatte, wandte sich noch einmal gegen den Prinzen und rief ihm mit drohenden Geberden nach:

— Fluch dir und deinem Hause! Und dich — wandte er sich nun an den Fürsten, dem er gerade gegenüberstand, — dich, der du den Opferdienst verbietest, Fürst, dich treffe der Zorn der Götter!

— Er treffe mich, antwortete der Fürst mit milder Ruhe, wenn sie blutdürstige Dämonen sind. Sind sie aber wirklich Götter, dann werden sie mich lieben, und euch werden sie nicht länger hassen — euch Brahmanen, weil ihr nun nicht mehr in ihren Tempeln unschuldige Geschöpfe hinschlachtet: jenen zur Schande und euch selber zum Verderben.

Dann eilte Narada, ohne der Drohungen des abgehenden Brahmanen zu achten, auf seinen Bruder zu und umarmte ihn herzlich.

— Gesegnet sei die Stunde, mein lieber Bruder, da ich dich vor dem Bilde des Erhabenen Andacht übend finde!

— Mein Herr und Bruder, antwortete Ajatasattu, du wurdest wahrlich vom Geiste der Weisheit geleitet, als du hier so nahe an meinem Hause diese Stupa bauen ließest, die Bakus kunstreiche Meisterhand gar herrlich schuf; denn vor den Zügen dieses hehren Bildes mußte mein Herz wie Eis in der Sonnenglut zerschmelzen, und Sehnsucht nach dem Frieden, dessen Abglanz uns aus diesen Zügen entgegenstrahlt, ergriff mich.

Lächelnd wandte der Fürst sich an Baku: —

— Habe ich nicht immer gesagt, es sei ein Wunderwerk, und ein Wunder hat es auch schon bewirkt.

— Vielleicht machte das die Andacht, Herr, die meine Hand geführt hat, antwortete der Künstler.

Mahamaya betrachtete das Buddhabild mit jenem oberflächlichen Blick, den große Herren und Frauen, die als Gönner auftreten, allemal für solche Werke übrig haben. In einem Ton, der nicht frei von Übermut war, und mit einem huldreichen herablassenden Lächeln, das der Meister in seiner durch Bewunderung für die schöne Frau gesteigerten Künstlereitelkeit für bare Münze hinnahm, sagte sie:

— Das Bild ist gut, und ich bereue es jetzt auch nicht, daß ich mein Badegeld für dieses Jahr — den ganzen Zins zweier Dörfer — auf Vergoldung und Edelsteine daran verwendet habe.

Ajatasattu ergriff ihre Hand, und über diese sich beugend, flüsterte er leise, mit schmeichelnder Stimme: „Daher der Zauber". Darauf wandte er sich an Baku:

— Verehrter Meister, ich bitte, erkläre nun meiner neubekehrten Unwissenheit, wie du uns hier den Buddha dargestellt hast.

— Mein Prinz, antwortete Baku, als ich vor dieser Aufgabe stand, da habe ich mir gedacht: „Was kann ich wohl Besseres tun, als meine fromme Tochter zu fragen, wie sie am liebsten ihren Herrn und Heiland abgebildet sähe."

— Das hast du wahrlich wohl bedacht, sagte Ajatasattu und wandte sich sofort an Amara: —

— So möge uns also des Meisters Tochter berichten, was sie zur Antwort gab.

Tief errötend und verlegen stand das liebliche Mädchen da. Mahimsasa aber streichelte ihr leise den Kopf und ermunterte sie, dem Verlangen des Prinzen nachzukommen.

— Der Prinz hat ja recht, von deinen Lippen klingt es am lieblichsten.

— Du weißt ja, Oheim, fing Amara schüchtern an, indem sie dadurch Mut schöpfte, daß sie es nur dem guten Greis erzählte — du weißt ja, wie froh ich immer war, wenn ein Jataka-Erzähler kam und uns aus den früheren Geburten Buddhas so manches wissen ließ. Sind es auch nur Märchen für das Volk, wie die weisen Nonnen behaupten, mir war alles heilig-wahr, und manche Träne habe ich vor Rührung geweint, wenn er, als Tier im wilden Forst geboren, voll Treue und Liebe fröhlich sein Leben hingab, um seine Gefährten zu retten. Und so bat ich also den Vater, den Vollendeten unter dem Bobaum sitzend darzustellen, in jener Schreckensnacht, als er gegen Mara, den Bösen, die Erde als Zeugin seiner guten Taten in vergangenen Leben anrief.

— So ist denn, flüsterte Ajatasattu, der goldene Mantel zwar die Gabe der Fürstin, die Seele des Bildes aber die deine.

— Prinz, sagte Amara erschrocken und verwirrt, ach, rede doch nicht so — — die Seele eines sündigen Geschöpfes!

— Gewiß nicht sündig, aber schwach, scheint es mir. Du zitterst — deine Hand ist kalt — dein Auge brennt —

Baku trat bei diesen Worten näher heran und betrachtete seine Tochter mit einem tiefbekümmerten Blick.

— Ja, ich weiß nicht, was in diesen Tagen dem Kinde fehlt. Ein schleichendes Fieber scheint ihr zu drohen.

— Ja, das Mädchen siecht so hin, seufzte Mahimsasa kopfschüttelnd, es macht mir rechten Kummer.

— O, es ist nichts, antwortete Amara ausweichend.

Aber der Fürst erklärte, so etwas dürfe nicht leicht genommen werden. Ihr Wohlsein sei ihnen allen gar zu teuer, und er würde noch heute seinen eigenen Leibarzt zu ihr schicken.

— Mich nimmt es wahrlich nicht Wunder, sagte die Fürstin, wenn diese zarte Pflanze in einer Luft schmachtet, die jetzt so schwer, ja gewitterschwanger ist, daß selbst meine kräftig blühende Natur auch darin krankt. — Und indem sie sich zum Prinzen wandte und diesen mit einem festen, bedeutungsvollen Blick ansah, fügte sie hinzu: — Wie meinst du, lieber Schwager? ob nicht Indra bald diesen schwülen Dunst zu Wolken ballen wird und mit Blitzen und Gewitterluft die Erde erquicken?

Ihren Blick mit einem ähnlichen erwidernd, sagte der Prinz:

— Die Priester, die solche Wetterzeichen wohl zu deuten wissen, sagen mir, sie seien gerade jetzt eines solchen Umschlags gewärtig.

Dann verbeugte er sich vor dem Fürsten und lud ihn ein, in den Palast einzutreten.

— Nicht jetzt, lieber Bruder, antwortete Narada. Noch ist es zu früh. Wir beabsichtigen, uns nach dem Haine der Nonnen zu begeben, um uns dort die Versammlungshalle zu besehen, die unser Meister Baku sehr kunstvoll gebaut hat. Benutzen wir die Zeit.

— Ach, mir ist es wirklich gar nicht wohl, sagte die Fürstin. Der Tag ist mir zu heiß, und ich kehre lieber nach der Gartenhalle zurück, wo kühle Brunnen Labung spenden, um dort die Abendstunde abzuwarten. Ein anderes Mal, mein lieber Meister,

wandte sie sich huldvoll an Baku, werde ich dein neues Kunstwerk bewundern.

— Bis diese ersehnte Abendstunde meine lieben Gäste nach meiner Halle ruft, sagte der Prinz, darf auch ich nicht müßig sein, damit sie nichts vermissen, was ihren Sinn festlich erfreuen kann.

Und nachdem er sich höflich verabschiedet hatte, trat er in seinen Palast hinein, wo die Vorhänge der Halle jetzt von den Dienern vorgezogen wurden, damit nicht die Hitze der Mittagsstunde zu sehr hineindringe. Der Fürst aber, von dem Feldherrn, dem Meister und seiner Tochter, wie auch von seinem allernächsten Gefolge begleitet, begab sich zu Fuß nach dem Mangohain der Nonnen.

Die Elefanten wurden zurückgeschickt, da für sie kein Gebrauch mehr war, denn der Fürst beabsichtigte im Haine zu weilen, bis die Abendkühle eintrat.

Mahamaya blieb mit Nimbavati und ihren Frauen zurück, schickte sie aber bald fort unter dem Vorwande, daß sie dort am heiligen Bilde in Einsamkeit um Heilung flehen möchte, denn ihr käme es vor, als ob ein schleichendes Fieber ihr in den Gliedern läge.

Was das nun für ein Fieber war, verstand Nimbavati nur zu gut, und sie bat dringend bei ihr bleiben zu dürfen; denn sie fürchtete, daß die Sehnsucht und die Ungeduld, die in der Fürstin rasten, sie zu einem unüberlegten Schritt von gar zu großer Unvorsichtigkeit treiben könnten. Aber vergebens; Mahamaya wollte auf keine Vorstellung hören, und die Milchschwester mußte ihrem ausdrücklichen Befehl gehorchen.

Kaum war die Fürstin allein, als ihr Ausdruck und ganzes Gebaren die innere Unruhe, die sie fast aufreiben wollte, deutlich verrieten. Mit hastigen, gehetzten Blicken schaute sie hin und her, ob irgendwo ein Späherauge sie belauere, sprang dann von der marmornen Bank auf, worauf sie sich im Schatten eines blühenden Salabaumes niedergelassen hatte — ging mit eiligen Schritten auf den Palast zu — blieb stehen, um mit der Hand das schmerzliche Pochen ihres Herzens zu hemmen — näherte sich wieder den Stufen — lauschte — sah sich nach allen Seiten um — trat näher — wich zurück und stieß einen Freudenschrei aus, als Ajatasattu nun zwischen

den Falten der Vorhänge herausschlüpfte und eilig zu ihr trat, indem er mit ängstlichen Bewegungen sie zu beschwichtigen suchte.

— Was wagst du, Mahamaya? Bedenke —

— O der Kranke muß es wagen, den Arzt zu suchen. Siehst du denn nicht, du Kalter, wie mir die Glieder zittern? brennt dir nicht die Fieberglut der ausgeweinten Augen tief ins Gewissen, weil du mich so lange hast schmachten lassen? Zwei volle Tage — nein drei — ich weiß nicht mehr — nicht einmal von fern dein Gesicht gesehen — nicht ein einziges Mal — und ich sollte noch gesund sein!

Mit solchen ungestümen Worten und leidenschaftlichen Gebärden schmiegte sie sich an ihn.

— Glaubst du denn, Liebste, daß ich mich weniger gesehnt habe? versuchte er sie zu trösten. Aber diese Worte gossen nur Öl ins Feuer.

— Ist es wahr? Du hast dich gesehnt, wie ich? Sind das nicht nur leere Worte, mit denen du mich beschwichtigen willst, oder hast du, wie ich, dich schlaflos mit schlaffen Gliedern auf dem Lager gewälzt und mit verweinten Augen das Zeichen betrachtet, das ich mit spitzen Nägeln dir in den Arm ritzte — in der letzten Nacht, als ob mir ahnte, daß uns Trennung droht? Sag, du Liebster, hast du das getan?

— Nein, Mahamaya, antwortete Ajatasattu kühl. Ich bin ein Mann, ich träume nicht über Narben; ich schlage Wunden — denen, die uns beiden im Wege stehen. Und wenn ich dich auch gemieden habe — —

— So hast du mich gemieden, rief das vor Leidenschaft mißtrauische Weib, — du gestehst es selbst — und ich glaubte — ich hoffte noch — weh mir!

— Ich habe dich gemieden, ja — weil jede Stunde, doch am meisten jede der verschwiegenen Nacht mir nötig war — nötig im Dienste unserer Liebe, um ihr den Palast zu bauen, wo sie fürstlich und sicher leben soll, statt obdachlos und scheu nach Diebesart umherzuschleichen. Hast du denn nicht verstanden, was ich vorhin von den Wetterzeichen sagte? Du fragtest doch selber danach.

Mahamaya strich verwirrt mit der Hand über die Stirn.

— Von Wetterzeichen? O doch — das hatte ich schon vergessen.

Ach, ich kann nichts mehr behalten, und meine Sinne schwinden mir – sag schnell: habe ich dich recht verstanden? so steht es bevor? Du reißest meinem frömmelnden Gemahl das Diadem vom Kopfe?

– Ich tu es noch heute Nacht.

– Doch Mahimsasa?

– O für ihn ist schon gesorgt.

– Es ist ein hohes Spiel, murmelte Mahamaya zitternd.

– Und eines, das ich gewinnen muß und werde. Darum nur wenige Stunden noch im Zwange gelebt und Vorsicht geübt: dann wirft unsere Liebe stolz den Schleier von sich, und wir gehören uns vor den Augen aller Welt: der Fürst und die Fürstin des Landes.

Mahamaya sank wie überwältigt auf die Bank nieder.

– Noch heute Nacht – in wenigen Stunden nur, flüsterte sie vor sich hin – ganz dein! Ich kann es kaum fassen. Der Gedanke benimmt mir den Atem.

– Fasse dich, sei stark, beschwor der Prinz sie. Aber sie starrte wie traumverloren vor sich hin und murmelte halblaut mit blassen, zuckenden Lippen:

– Im hellen Tageslicht – im Glanz der Sonne – was bis jetzt sich nur bei Sternenschimmer scheu hervorwagte – wie ein Traum lautlos im Dunklen lebte, selbst sein eigenes Licht – – Und wird es dasselbe werden? – – Werde ich dieselbe dir bleiben, angetraut und erlaubt? ... Das Lager, hoch auf goldenen Stufen errichtet, elfenbeingeschnitzt und purpurgedeckt, nach Sandelholz duftend, sanft von Silberlampen erleuchtet und weich umflutet von klingenden Harfentönen, – – ach, wird das dich auch so unwiderstehlich zu sich ziehen, wie jene traute Laube, duftgesättigt vom Hauche des Jasmins, geheimnisvoll vom unsicheren Sternenlicht durchwoben, das silbern zwischen tauigen Blättern glänzt, – jenes verborgene Nest gestohlener Liebeswonne, wo noch ein Echo lebt von seligem Flüstern, von heißen Küssen, von Seufzern tiefsten Sehnens – – – ach, nur daran zu denken – –

Der Kopf sank ihr zurück auf die Lehne der Marmorbank, Schweißtropfen erglänzten zwischen den Perlen des Stirnschmuckes,

ihre Brust flog, ihre Augen schlossen sich, und sie schien einer Ohnmacht nahe zu sein.

Ajatasattu beugte sich über sie, und mit zärtlicher Stimme und vorsichtigen Liebkosungen versuchte er sie zu beruhigen: –

– Wenn ich nur dich habe, was kümmert mich dann Jasmin, was Sandelholz und Purpur? wenn ich nur deinen göttergleichen Leib umfange – –

Mahamaya ergriff seinen Arm, wie ein Ertrinkender sich an den Retter festklammert.

– Wirklich? – Ist es wahr? Meinst du das?

– Wie kannst du fragen, Liebste?

Das Wort sollte versichernd sein, klang aber in ihrem argwöhnischen Ohr fast ausweichend.

– Du flüstertest Amara so schmeichelnd zu, stammelte sie.

– Aus reiner Vorsicht. Es kann leicht Verdacht erregen, wenn ich einem schönen Mädchen zu kühl begegne.

Wie von einer Wespe gestochen, fuhr die Fürstin auf. –

– „Schön" nennst du das Püppchen?

– O nein, nicht ich. Wie könnte ich, wenn ich sie mit dir vergleiche, — aber – –

Mahamaya unterbrach ihn heftig:

– Sie erblaßte, – sie zitterte bei der Berührung. – Wenn das Mädchen wagt – wenn du – –

– Was fällt dir ein? rief der Prinz. Was ist dir?

Mit einem wilden Aufschrei warf sich ihm die Fürstin um den Hals.

– Ach, Ajatasattu, lieber töte mich sofort!

– Komm zu dir selber, Mahamaya, sei doch nicht so – –

Die Worte erstarben auf den Lippen des Prinzen. An der Ecke des Palastes stand Amara. Sie mußte sich mit sichtbarer Anstrengung am Pfeiler aufrecht erhalten und hatte nicht vermocht einen leisen Aufschrei zu unterdrücken, als sie so plötzlich das Paar gewahrte. Denn um der Sonnenglut des Platzes zu entgehen, war sie im schmalen Schatten des Hauses hergeschlichen und hatte die beiden bisher ebenso wenig sehen, wie sie von ihnen hatte bemerkt werden können.

Ajatasattu faßte sich schnell und winkte sie mit eifriger Handbewegung heran.

— Komm Amara, hilf mir! Sieh, der Fürstin schwindelt, eine Ohnmacht befiel sie.

Aber Mahamaya raffte sich mit furchtbarer Anstrengung auf.

— Nur ein leichter Anfall, sagte sie mit kaltem Lächeln. Die Ärmste dort wird mir nicht viel helfen können. Und in spitzigem, anzüglichem Tone fügte sie hinzu: Sie scheint ja noch kränker zu sein als ich selber, und zwar wohl an demselben Siechtum.

Zu ihrer größten Verwunderung warf sich Amara ihr jetzt zu Füßen:

— O Fürstin, du kannst mir helfen, du kannst mir Heilung verschaffen.

— Heilung? Ich dir —

— Ja, wenn du bei meinem Vater Fürbitte tun willst, daß er mir die ersehnte Erlaubnis gebe, in den heiligen Orden des Buddha einzutreten.

— In den Orden! rief Ajatasattu erschrocken.

Mahamaya betrachtete mißtrauich und finster das kniende Mädchen, dessen Blick am Boden haftete; dann lachte sie verächtlich.

— Ist es möglich? Danach also steht dein Herzenswunsch? und dein Vater will es nicht erlauben?

— Ach, ich konnte es ja nicht über das Herz bringen, ihn zu bitten, denn es würde ihm bitteren Schmerz bereiten. Doch ich kann nicht mehr in dieser Welt der Sünde und des Todes leben. Du hörtest ja selbst, Fürstin, wie mein Vater befürchtete — und auch der Oheim, — daß ein schleichendes Fieber an meinen Lebenskräften zehre.

— Wie? Dieses Fieber sollte Sehnsucht nach dem gelben Nonnenmantel sein? lachte die Fürstin spöttisch.

— Es ist die Sehnsucht nach dem Heil, nach einem Herzensfrieden, der nicht in der Weltlichkeit zu finden ist. Die frommen Worte der heiligen Isidasi haben mein Herz aus dem trüben Sinnentraum erweckt. Sie zeigten mir den Weg nach dem zeitlosen, höchsten Ziel: nach der Wahnerlöschung. Und gleich einem, der himmlische Musik vernahm und dem Mißtöne aller Art seitdem das Ohr zerschneiden, also schmachte ich, o Fürstin!

— Du sollst nicht länger schmachten, sagte Mahamaya und streichelte ihr herablassend die Wange. Sei getrost, mein Kind, ich und der Fürst mit mir, wir wollen beide deinen Vater bitten — heute bei dem Feste —

— O nein — sofort —

— Sofort? fragte die Fürstin verwundert.

— Ja, jetzt ist die Zeit und auch der Ort dazu, denn der Fürst hat mich ja hergeschickt. Er läßt dich sehr bitten, wenn es dir irgend möglich ist, zu ihm zu kommen, um dir die neue Halle zu besehen und ihm einen guten Rat zu geben. Denn wie dort den lieben Schwestern zuliebe alles am besten eingerichtet werde, das, meinte er, kann ihm nur ein Frauenblick sagen. So bat ich um Erlaubnis, dir diese Botschaft zu bringen, und der Fürst hat seine eigene Sänfte geschickt, damit der Weg dich nicht ermüde.

— Dann muß man freilich sich dazu bequemen, sagte Mahamaya.

Auf einen Wink Amaras trugen die reichgezierten Diener eine goldglänzende Sänfte heran.

— Auf Wiedersehen beim Feste, mein Prinz! sagte Mahamaya und fügte leise hinzu: Ich tat doch der schwärmerischen Närrin unrecht. Mit den Worten: „Sei unbesorgt, mein Kind, ich werde deine Sache nicht vergessen" — setzte sie sich in der Sänfte zurecht, mit der sich die Diener sofort entfernten.

Amara wollte ihr folgen, aber Ajatasattu vertrat ihr mit halb beschwörender, halb drohender Geberde den Weg, so daß sie in sichtbarer Verwirrung unentschlossen stehen blieb.

— Kaum konnte ich mich bezwingen, rief der Prinz. Ich vermag es nicht zu fassen — du eine Nonne?

— Wenn der Vater es erlaubt, stammelte Amara schüchtern.

— Ich aber nicht, rief Ajatasattu, fast außer sich.

— Du nicht?

— Ich sollte dich geschorenen Kopfes sehen, in der groben Hülle des fahlen Fetzenmantels, dessen plumpe Falten kaum die Knospenhülle deines jugendlich zarten Körpers ahnen lassen? An meiner Schwelle, hier an diesen Pfeiler gelehnt, sollte ich dich warten sehen, den Blick traurig zu Boden senkend, deinen Napf um Bettlerbrocken blöde vor dich hinhaltend?

Amara lächelte mild: –

– Du würdest mich dann sicher nicht mit leerer Schale von dannen wandern lassen, und so würde mein Bettlergang dir selbst zum Verdienst gereichen.

Ajatasattu lachte wild auf: –

– Ich sollte dir gar die Schale füllen, wie ich es vorhin mit Isidasis tat!

– Warum nicht?

– Warum nicht! Bei dem blumenpfeiligen Gott! warum nicht deine Schale schaumbekränzt vom feurigen Wein an deine Lippen pressen, bis sie vom Rausche lachten, und deine Fetzen von deinen Schultern zerren und deine goldlichte Schönheit auf das Lager werfen – eine Opfergabe für Kama, den Weltenherrn ....?

Zitternd, aber mit einem Ausdruck von großer Würde, trat Amara zurück. Und ihr verweisender Ausruf „Mein Prinz!" unterbrach schneidend den wilden Wortstrom des Erregten.

– Mein Prinz! – ja dein! – verstehst du, was du sagst? Bist du denn blind gewesen oder ist dir meine Liebe so – – –

Mit strenger Stimme fiel ihm Amara ins Wort:

– Schweig! Es nimmt mich wahrlich Wunder, wo du nur den Mut hernimmst, mir von deiner Liebe zu sprechen. Mir – –

– Der sie allein gegolten hat und gilt, rief der Prinz.

– Mir, vor deren Augen du hier soeben eine Frau umfingst. Und welche Frau! Die Gemahlin deines Bruders. O wähne nicht, daß ich so töricht sei, an ihre Ohnmacht zu glauben.

– Nicht? Aber töricht genug, antwortete der Prinz mit leisem Spott, um selbst der Ohnmacht nahe zu sein, weil du die Fürstin in meinen Armen sahst.

– Ja, das nennst du mit Recht töricht. Du hast meine letzte Schwäche gesehen, Ajatasattu, als die eitlen Mädchenträume, die sündhaft aufgeregten Herzenswünsche mich auf immer verließen, und ich, erschüttert vom Flügelschlag der wilden Dämonenschar, bebte und schwankte – zu schwanken nimmermehr!

– Höre mich, Amara, sagte der Prinz und trat näher an sie heran, mit einem flehenden Blick sie betrachtend, dem sie nicht wider-

stehen konnte: — Mich hat Mahamaya mit ihrer Liebessucht verfolgt. Mit würzig-starkem, giftig-süßem Trank der Lust, aus vollen Schalen gegossen, hat sie mich zauberhaft berauscht — ja, ich gestehe es; die Sinne schwelgten, doch das Herz blieb leer; — und mehr und mehr verödet wachte es auf zur schmerzlich-seligen, sehnsuchtsgeborenen Erkenntnis der höchsten Weiblichkeit, die aus deinen reinen Zügen mir verheißungsvoll entgegenstrahlt. Ach Geliebte, kehr dich nicht ab von mir, sei du mein Heil!

— Ich werde es sein, antwortete Amara, wenn ich dir den Weg zeige, indem ich ihn selbst betrete, der da führt zum Frieden und jedem Sinnenwahn ein Ende macht.

— Mein Fuß ist zu jung, um den Weg zu betreten, und auch deiner ist es.

— Nicht doch, mein Prinz. Drei Dinge soll man nicht gering schätzen, sagt der Meister: ein junges Feuer, eine junge Schlange und einen jungen Asketen. Nie ist es zu früh, den Heilpfad zu betreten.

— Nie zu früh? Und wie entsagst du denn, wenn du das, dem du entsagst, nicht kennst, du lotusäugige Maid? Laß diese goldnen Locken erst welken, ehe sie der Schere verfallen. Zur Buße ist es noch immer Zeit, doch jetzt zeitigt dein blumenhafter Leib die Lust des Lebens und der süßen Liebe.

— Ein Labsal der Toren ist der Leib, ein aufgeputztes Grab, sagt der Meister. Die Liebeslust, von der du sprichst, haben Weise eine Lockspeise des Todes genannt.

— O lerne sie erst kennen, rief der Prinz mit einem sieghaften Aufleuchten seines Blicks, — lerne sie kennen, diese Speise, welche die Götter mit Unsterblichkeit sättigt! Mich lerne kennen, Mädchen, was ich liebend vermag, um die Heißersehnte zu beglücken. Das Gold deines Haares soll von Diamanten aufblitzen wie ein Ährenfeld nach Gewitterregen. Mit Musselin von Benares und mit seidenen Stoffen vom fernen Katumbara sollst du deine Gliederpracht verhüllen. In duftiger Wolke des roten Sandelstaubes sollst du ruhen. Nichts sei zu kostbar für dich, nichts zu selten! Ist dir der Boden zu rauh, ich lasse ihn schleifen; zu hart: mit weichen Teppichen

decke ich ihn dir; brennt dir die Sonne zu heiß: den gelben Schirm des Königtums, den will ich dir gewinnen — ob deinem teuren Haupte soll er schweben ....!

Mit einer gebieterischen Bewegung streckte Amara die Hand aus: —

— Genug! Halt ein! Schon schwindet dein Verstand, von deinem wilden Wunscheswillen berauscht.

— Sei mein! flehte der Prinz. Was auch immer du begehren magst —

— Und könntest du dir auch alles erschwingen, mich selbst, Versucher, erschwingst du dir nicht. Betreten willst du, was unbetretbar ist; kindisch begehrst du dir den Mond als Spielzeug; du wähnst über den Himalaya fliegen zu können, der du des Meisters Tochter minnen willst.

Und ohne sich durch seinen schmerzlichen Ruf und durch den Versuch seiner zitternden Hände, sie am Gewande zurückzuhalten, hindern zu lassen, ging sie eilig von dannen.

Wie betäubt starrte der Prinz ihr nach. Dann kräuselte ein immer freudiger aufleuchtendes Lächeln seine Lippen.

„Wie stolz, wie kalt und wie begehrenswert", dachte er. „Habe ich sie schon geliebt, wie soll ich denn nun die Flamme nennen, die sie durch solches Gebaren in mir entfacht? Einem Wanderer gleich, der laues, staubig trübes Trinkwasser stehen läßt und die steile Bergwand kühn hinanklettert, um den kristallklaren, eisigkühlen Sprudel der Felsenquelle zu trinken: also Mahamaya! lasse ich ab von dir, Amara zu gewinnen!"

Mit solchen Gedanken starrte er ihrer weißen Gestalt nach, die noch lange sichtbar blieb als ein leuchtender Punkt im Dunkel eines Baumganges, der nach dem Hause Mahimsasas führte, wo auch sie mit ihrem Vater lebte. Da ertönte aus dem Mangohain der Nonnen ein mehrstimmiger Chorgesang, womit die Schwestern den Meister lobten und den seligen Frieden eines beschaulichen, allen wilden Leidenschaften der Welt entronnenen Lebens priesen — in Tönen und Klängen priesen, die ebenso rein waren wie die Gefühle, denen sie entströmten.

Der gelbe Sonnenschirm: das indische Wahrzeichen des Königtums.

Aber weit davon entfernt Frieden in das Gemüt Ajatasattus hineinzusingen, erweckten sie vielmehr seine Leidenschaft zum wildesten dämonischen Trotz.

„Ja, singt nur, ihr frommen Schwestern! nehmet sie in euren Orden auf! Nonne muß sie werden — o wie richtig hat sie das gesehen! Ein Nonnenraub — der größten Sünden eine, und mir als die höchste Lust erkoren. Wer will mich hindern, wenn ich erst Herr im Lande bin? Schon bin ich es fast! — Sie zu besitzen — wahrlich, das ist mehr wert, als selbst das Königreich!"

Und mit eiligen Schritten begab er sich in seinen Palast, um weitere Vorbereitungen für sein verräterisches Fest zu treffen.

Still und öde lag nun der Platz da, und nur der bronzene Buddha in der Stupanische schien zu leben, indem er mit seinem unbeschreiblich milden, überirdischen Lächeln gleichsam dem ab und zu von dem Haine hertönenden Gesange lauschte, bis es sich endlich, als der Schatten des Kuppelbaues sich schon merkbar zu verlängern anfing, drinnen im Dämmerdunkel zwischen den Mangostämmen leuchtend rührte, als ob eine goldene Märchenschlange sich heranbuchtete.

Es war der Zug der Nonnen, der sich näherte. — —

Eine nach der anderen schritten die Schwestern niedergeschlagenen Blickes daher, jede ein Blumengewinde oder einen Kranz oder einen Strauß tragend, mit welchem sie, die Stupa umwandelnd, die Stufen des lieblichen Bauwerkes schmückten, während sie ihr frommes Lied sangen:

Die Lüfte sollen meinem Sange lauschen,
Mein Lied tu ich den Lüften kund,
Der Liebe Lob aus Herzensgrund.

O neigt euch nieder und mit leisem Rauschen,
Tragt fort das Liedlein, wie das Boot der Fluß,
Den Weisen, die da Wahrheit suchen, zum wonnevollen Liebesgruß.

Dann stieg Isidasi mit zwei Schwestern zur Buddhanische empor und legte um das hervorragende Ornament eine wahre Prachtgirlande von roten, blauen und weißen Lotusrosen. Tief sich verneigend sang oder rezitierte Isidasi:

Preis sei dir, Meister, Allerbarmer, Wehüberwinder, höchster Held!
Der du den Pfad gezeigt, geöffnet die Pforte aus der Wandelwelt.

„Die Pforte aus der Wandelwelt", wiederholten leise murmelnd die jetzt im Kreise die Stufen umstehenden Schwestern.

Und Isidasi sang:

Wie Flechtengras, wie Waldlianen — so wuchert Lust und Leidenschaft.
In solcher Wildnis wandeln Toren, Geburten wechselnd, affenhaft.

Doch wie der Aar im reinen Äther, dem unermeßlichen, sich wiegt,
So ist der Geist der Freigewordnen, der Wahnerlöschung sich ersiegt.

So Furcht wie Hoffnung sind zerstoben, ein selig Wissen blieb allein:
Den letzten Leib leb' ich zu Ende, und nimmer gibt es Wiedersein.

„Und nimmer gibt es Wiedersein!" jubelte in immer sich übersteigenden Tonreihen der Chor der Schwestern.

Noch war dieser nicht ganz verhallt, als Amara in ihren Kreis trat, gänzlich schmucklos und in einen gelben Mantel gehüllt, der allerdings von Seide war, da sie keinen geringeren Stoff hatte finden können. In den Händen trug sie eine herrliche Blumengirlande. Sie schritt die Stufen hinan und breitete ihre Opfergabe auf dem hervorspringenden Sims zu Füßen des bronzenen Buddha aus. Dann hob sie die zusammengelegten Hände empor und sprach:

Auch meine Lippen mögen lernen der seligen Töne Weihegruß!
Auch meine Füße mögen finden den Pfad, gezeigt durch deinen Fuß!

Eine Laienschwester schmück ich heute dein liebes Bild zum letztenmal,
Getreue Nonne laß mich weilen, entwurzelt, ledig aller Qual!

Als Amara so ihre fromme Anrede beendet hatte, ergriff Isidasi ihre Hand und sah ihr mit bewegter Miene tief in die Augen.

— Willst du denn wirklich, Amara, in unseren Orden eintreten? willst du die Häuslichkeit verlassen und das weiße Kleid mit dem gelben vertauschen? —

— Ja, Isidasi, das will ich, anwortete das Mädchen gefaßt und ruhig.

— Was hat denn dir das Auge jetzt so hell geöffnet? Eigenes Elend oder das Elend, das du rings um dich erblickst?

— Mir wurde eigenes Weh zur Arzenei. Mein Herz entbrannte in hellem Liebeslohen. Aber jenen Mann, der mir wie ein Gott war, sah ich, umgarnt durch Buhlkunst eines schlechten Weibes sich gänzlich verbrecherischer Leidenschaft hingeben, ohne Scham und Scheu. Da habe ich die Lust als Elend erkannt, die Wahrheit wurde mir im tiefen Leid, und fest im Busen wuchs mir der Entschluß.

— Und hat dein Vater ihm schon zugestimmt?

— Die Fürstin und der Fürst verwenden sich dafür bei ihm in dieser selben Stunde, und er wird mir's sicherlich nicht verweigern.

— Dann sollst du uns als Schwester willkommen sein.

„Willkommen, willkommen!" murmelte es aus dem Kreis der Schwestern.

— Nun will ich hier warten, sagte Amara, bis der Vater aus eurem Haine zurückkommt, wo er jetzt dem Fürsten die Halle zeigt, die er für euch gebaut hat, damit ihr euch dort allabendlich nach beendigter Einsamkeit und Gedenkenruhe zu belehrenden Gesprächen versammeln könnt. O möge auch ich bald ihrer teilhaft werden!

— Ja, bleibe hier, mein Kind, sagte Isidasi. Setze dich vor dem Bilde des Meisters in der Lotusstellung nieder, und, die Gedanken sammelnd, die Sinne zügelnd, erwäge die Vergänglichkeit aller Dinge, eingedenk des großen Meisterwortes:

Es löst sich auf, was sich zusammenfand.
Vergehen muß einmal, was je erstand;
O wohl dem, der den Wahn verwehen sieht,
Wo selig endet aller Unterschied.

Isidasi schritt die Stufen hinunter, und langsam entfernten sich die Nonnen in einer langen Reihe, wie sie gekommen waren, und ihr Lied singend:

Weht lieblich, Lüfte, um den Auferweckten,
Neigt her euch, tragt die Wahrheit fort,
Die Kunde von dem stillen Ort,
Wo Stürme nie die Seligen erschreckten.
Jenseits vom trüben Todesmeer,
Vom ewig heiteren Gestade, da stammen diese Töne her.

Allein zurückgeblieben, setzte sich Amara auf der obersten der breiten Stufen nieder mit untergeschlagenen Beinen, die Hände in dem Schoße ruhend, wie sie es bei den Nonnen gesehen hatte, wenn diese sich vorbereiteten, sich in Schauung zu vertiefen. Kaum hatte sie sich aber zurecht gesetzt, als sie den Schrei eines Reihers vernahm, dem bald noch ein anderer folgte.

„Hier tönen Reiherrufe durch die Luft", dachte sie. „Ich sehe so gern die schönbeschopften, bunthalsigen Vögel!"

Und indem sie umherspähte, erfolgte noch ein dritter Schrei.

Sie sah sich noch eifriger um. Da erblickte sie eine schreckliche schwarze Gestalt – wie die eines Dämonen, schien ihr, – die aus einem Gebüsch hervorkroch, mit struppigem Haar, grinsenden, spitzen Wolfszähnen und einer aufgestülpten Nase, in der ein großer eiserner Ring steckte.

Von furchtbarem Schrecken ergriffen, sprang sie auf und wollte in der entgegengesetzten Richtung entfliehen, als sie von dieser Seite den Prinzen Ajatasattu kommen sah. – Sie stand wie festgewurzelt: „Wenn er mich sähe, mich verfolgte – !"

Täte sie einen Schritt weiter vorwärts, würde er sie gewiß erblicken. Schaudernd sah sie sich nach irgendeinem Ausweg, irgendeinem Schlupfwinkel um.

Nun war, wie wir gesehen haben, die Stupa ringsum mit Nischen versehen, die dazu bestimmt waren, Bildnisse der Heiligen zu beherbergen; aber nicht alle von ihnen hatten schon ihren Bewohner aufgenommen, und die, welche sich gerade über ihr befand, war noch leer. Schnell entschlossen, setzte sie ihren Fuß auf den Sims, und, einen Haken ergreifend, der zum Aufhängen der Blumengewinde angebracht war, schwang sie sich behende hinauf. Schon saß sie in der berühmten Lotusstellung regungslos da, und der Glanz ihres goldiggelben, seidenen Gewandes ließ sie gar wohl als ein schmuckes Bildwerk erscheinen, das soeben die Hände des in Erz arbeitenden Bildners verlassen hatte. Als solches wirkte sie auch sowohl auf den Prinzen wie auf den Schlangenzähmer, als diese nun die Stupa umschlichen, um sich zu vergewissern, daß niemand in der Nähe wäre, wobei sie nur einen nachlässigen Blick über die Bildwerke streichen ließen, und am nachlässigsten wohl über das, zu dessen Füßen sie sich begegneten. – – – –

Elftes Kapitel

Die Zwillingssteine

Kala Rama hielt inne. Er bemerkte, daß der junge Schotte die linke Hand gegen ihn ausstreckte, während er mit der rechten auf Amanda zeigte.

Arthur hatte, nach Art jugendlicher Liebhaber, fast ununterbrochen das Gesicht des angebeteten Mädchens im Auge behalten, und wenn er auch jedes Wort gehört hatte, war er doch noch mehr davon in Anspruch genommen gewesen, die Reflexe des Vernommenen zu beobachten, wie sie in den beweglichen Zügen Amandas ihr Licht- und Schattenspiel trieben, während sie mit atemlosem Interesse die Begebenheiten aufnahm, die der greise Inder mit der Lebendigkeit des orientalischen Erzählers vorüberziehen ließ. Als aber dieser von der Nischeneinrichtung der Stupa sprach, hatte Arthur den Blick nach diesem Bau gewandt, und wie er ihn nun wieder auf Amanda richtete, fiel ihr verändertes Aussehen ihm auf.

Das Gesicht war ausdruckslos, die offenen Augen starrten gerade nach ihm, aber gewiß ohne ihn zu sehen.

Das plötzliche Versiegen des Erzählungsstromes blieb offenbar von dem Mädchen unbemerkt, ebenso das gleichzeitige Aufspringen der drei Männer. Erst als der Vater sie besorgt in seine Arme nahm und sie mit erregten Fragen, ob ihr unwohl sei, bestürmte, kam sie wieder zur Besinnung, strich sich mit der Hand über die Stirn und begegnete dem Blicke Kala Ramas, der sich über sie beugte mit der Sorgfalt eines Arztes, der ein neues und wichtiges Symptom beobachtet.

– O, ich habe nicht geschlafen, keinen Augenblick, rief sie, heftig errötend; denn der Gedanke, man könne glauben, daß sie während dieser Erzählung eingeschlafen sei, machte sie ganz heiß – ich habe alles gehört: wie Amara sich zur Schauung niedersetzte und von den drei Reiherrufen.

– Haben Sie auch gehört, wie der Prinz und der Schlangenzähmer sich um die Stupa herumschlichen? fragte Arthur.

— Gehört? — Ich habe sie gesehen, sagte Amanda.

— Mein gutes Kind, du bist übermüdet und erregt; komm, wir wollen nach Hause, meinte der Professor, und kopfschüttelnd befürchtete er, sie hätten doch vielleicht eine Unvorsichtigkeit begangen, als sie mit ihr diesen Nachtausflug unternahmen.

— Ich glaube nicht, daß es unvorsichtig war, sagte Kala Rama — glaube nicht, daß wir Ursache finden werden, es zu bereuen. Und ich bin nicht weniger um Ihre Tochter besorgt, als Sie selber, lieber Professor Sahib, obwohl Sie als Vater mir das nicht glauben werden. Aber allerdings ist es jetzt das Richtigste, daß Sie meine Gondel nehmen und nach Hause fahren, damit Ihre Tochter so bald wie möglich sich recht gründlich ausruhen kann. Ich werde meinen Leuten sagen, daß sie aus Leibeskräften ausgreifen sollen.

— Ach, Exzellenz, sagte Amanda beunruhigt, — daß die armen Leute sich doch nicht meinetwegen überanstrengen!

— Es ist gut und lieb von Ihnen daran zu denken, und Sie rechtfertigen nur dadurch den Namen, womit dieselben armen Leute Sie nennen. Mâdr mihrbân, Mutter der Barmherzigkeit, nennen sie Sie. Aber es wird den Leuten nichts schaden, und sie werden Ihretwegen es gerne tun. Denn Sie wissen es gewiß nicht, aber wir lieben Sie alle, auch jene nackten Parias: hörte ich doch, wie sie vorher im Boote kauernd sich darüber einigten, daß die fremde Memsahib wahrscheinlich eine gute Fee, Mâdr mihrbân, wäre. Nun, über unsere gute Fee müssen wir alle wachen. Kommen Sie, liebes Kind! Nicht wahr, Sie fühlen sich nicht zu schwach?

— O nein, nein, mir ist jetzt ganz wohl, antwortete sie, indem sie die Hand ergriff, die ihr Kala Rama mit einem aufmunternden Lächeln reichte, und sich durch ihre Hilfe erhob.

Aber ihre Knie zitterten, und sie nahm dankbar den Arm an, den Arthur ihr eifrig bot.

Wie gern hätte er sie in seinen starken Armen zur Gondel hingetragen, so wie einst Edmund sie vom Verdeck der Brigg getragen hatte. Denn sein Vetter hatte ihm schon in Kalkutta lachend das kleine Abenteuer ihrer ersten Begegnung erzählt. Wie er jetzt diesen Vetter haßte! Und wie dieser Vetter jenem Schurken von einem

Prinzen ähnelte, den die liebliche und edle Amara liebte! War das nicht wie aus der Seele Edmunds gesprochen, wenn der Prinz ausrief: „Wer will mich hindern, wenn ich erst Herr im Lande bin!" Und würde Edmund in der Tat Herr in diesem Lande werden?

– Herr Steel, was ist Ihnen? fragte Amanda, die einen plötzlichen Ruck verspürte.

– Ach verzeihen Sie, Fräulein Eichstädt, ich dachte nur an diesen – wie hieß er doch gleich? – Ajatasattu. –

Amanda sah ihn mit einem fast heimlich forschenden Blick an.

Er lachte etwas gezwungen.

– Es scheint, daß ich nicht viel klüger geworden bin, seitdem ich als siebenjähriger Junge bei meinem ersten Theaterbesuch im Parterre aufsprang und den braven Mann vor dem Schurken warnte.

Sie hatten den kleinen Landungsplatz erreicht. Die Gondel glitt aus ihrem Versteck zwischen den Säulen hervor. Das dadurch bewegte Wasser ließ das Spiegellicht des Mondes aufflackern, und der gelbe Diamant am Kopfe Amandas blinkte, als ob er den See begrüßte.

Arthur hatte längst den glänzenden Stein in dem braunen Haar der Angebeteten bemerkt. Obwohl er ihr sonst alles zwischen Himmel und Erde, was ihr zum Schmuck dienen könnte, gern mit seinem jungen Blut gekauft hätte, wollte ihm doch diese prächtige Zierde keineswegs gefallen, und als sich der Diamant jetzt so aufdringlich bemerkbar machte, verfinsterte sich sein Gesicht.

– Ah – Kala Rama hat Ihnen seinen Edelstein geschenkt, bemerkte er mürrisch.

– Geschenkt? lachte Amanda. – O nein, solchen Stein verschenkt man wohl kaum.

– Ich weiß nicht. Kala Rama scheint diese Gewohnheit zu haben. Hat er doch heute Nachmittag Edmund den Schlangenstein zum Geschenk gemacht.

– Den Schlangenstein? Und ich glaubte ihn zu tragen.

– O nein, dieser ist ein anderer, den er uns auch zeigte, ein Zwillingsstein. Den Schlangenstein hat er Edmund geschenkt, und Ihnen offenbar diesen. Die Steine gehören von alters her zusammen, glaube ich.

— Ja, die Steine gehören zusammen, sagte Amanda. Mahimsasa fand sie beide in der Tigerhöhle. Der eine war in den Boden einer Jaspisschale eingefügt, der andere saß in der Stirn des Schlangengottes — wenigstens so sagt die Sage ... Und den letzteren hat er also Edmund gegeben? fügte sie sinnend hinzu und bemerkte gar nicht, daß sie Sir Trevelyan mit seinem Eigennamen genannt habe.

Aber Arthur hörte es sehr wohl.

Zum Glück starrte Amanda gedankenvoll in das blinkende Wasser zu ihren Füßen, so daß sie nicht sah, wie das gequälte Herz ihm das Blut aus den Wangen sog, bis er so blaß wie ein Gespenst neben ihr dastand und mit bebenden Lippen murmelte:

— Er gehört Edmund an, so gewiß wie dieser Ihnen, wenn Sie das Geschenk annehmen wollen.

Amanda besann sich jetzt darauf, daß Kala Rama im Studierzimmer ihres Vaters nach der Vorlesung geäußert hatte, wenn der Schlangenstein noch seine alte schützende Eigenschaft behalten hätte, die er der Sage nach einst besessen, dann wäre es ein Glück für Sir Trevelyan, ein solches Amulett bei sich im wilden Afghanistan zu tragen. Die Bemerkung war zum einen Ohr herein und zum andern wieder hinausgegangen, denn die daran sich knüpfende Nachricht von der afghanistanischen Mission Edmunds hatte ihr Ernsteres zu denken gegeben. Nun fiel es aber auch ihr als seltsam, ja bedeutungsvoll auf, daß der weise Kala Rama diese beiden Steine, die von alters her zusammengehörten, ihm und ihr gegeben habe.

Aber sie lachte diesen Gedanken hinweg mit ihrem unbefangenen Mädchenlachen — wiewohl dasselbe hier nicht so ganz echt war. Denn ohne Arthur anzublicken, bekam sie jetzt eine Ahnung von dem, was sich in seinem Gemüt so stürmisch bewegte.

— Wo denken Sie nur hin, Herr Steel? lachte sie. — Das Geschenk annehmen! Es ist ja nur eine Laune von Seiner Exzellenz. Er wollte bloß sehen, wie der Stein sich dort ausnähme. Aber es ist gut, daß Sie mich daran erinnern, denn ich hatte es in der Tat ganz vergessen. Ach bitte, lösen Sie doch den Diamanten aus meinem Schleier, damit ich ihn Seiner Exzellenz zurückgeben kann.

Sie hätte in diesem Augenblick ihren Ritter um keinen Dienst

bitten können, den er ihr lieber geleistet hätte. Wenn auch zu jeder Zeit eine solche intime und dauernde Berührung zwischen seinen Fingerspitzen und dem spinngewebe-feinen, seidenweichen Haar der Geliebten ihm einen elektrischen Wonneschauer durch die Glieder gejagt hätte, so kam nunmehr das erhebende Gefühl hinzu, daß er ein zwischen seinem Vetter und dem lieben Mädchen schon geknüpftes Band wieder auflöse, und die kleine Zofenarbeit machte ihn so rot, wie er vorher blaß geworden war.

Amanda trat auf Kala Rama zu, der den Ruderern seine Anweisungen gab, dankte ihm, daß sie den kostbaren Stein so lange habe tragen dürfen und befestigte denselben mit behenden Fingern an seinem Turban, was der Greis sich denn auch gefallen ließ, indem er ihr nur schmeichelnd versicherte, der Stein müsse ob solcher Degradation vor Gram noch den letzten Rest seiner Leuchtkraft einbüßen.

Einen Augenblick später stand Kala Rama allein auf dem Landungsplatz zwischen den Säulen. Seine linke Hand winkte den Davonfahrenden eine „Glückliche Rückfahrt" zu.

Er sah ihnen lange sinnend nach, bis die Gondel draußen in dem nebeligen Glanze verschwunden war – – und länger. Der Gedanke folgte, wo das Auge nicht mehr reichte ... Als er sich endlich wegwandte, drang sein Blick durch die Säulenhallen bis zur Stupa. Der Mond stand schon etwas niedrig, der Platz selbst, die Stufenbasis und der unterste Teil des Kuppelbaues lagen im Schatten der Baumkronen. Aber gerade am untersten Rande der hellen Luftschicht leuchtete etwas auf wie eine große weiße Tulpe: der Turban eines Inders, der neben der Stupa stand.

Zwölftes Kapitel

Im Zeichen des zunehmenden Mondes

Kind, wachst du? Es ist spät – Zierde des Palastes! höre –! Die Worte schienen von keinen Menschenlippen geflüstert, sondern von den tauigen Blättern gelispelt zu werden.

Die Rani erhob den Kopf, wie mit Beschwer, und lauschte.

Von weit, weit her klang es wie ein grollendes Gewitter, nur tönte der Donner nicht vom Himmelsgewölbe herunter, sondern schien den Erdboden entlang durch das Gras zu rollen.

– Schon gut, Ayah! ich komme.

Sie beugte sich vor und flüsterte in die dunkelste Blätternacht hinein – flüsterte und summte in einem lullenden Singsangton, wie wohl eine Mutter zu ihrem Kindlein spricht:

– Erwache, mein Eber! Lausche – lausche den Zornesausbrüchen des hungrigen Tigers, der von einer beutelosen Jagd nach seinem Lager zurückschleicht! ... Alle Tiere der Dschangeln wissen jetzt: die Nacht geht zur Neige, bald schreit der Schakal zum drittenmal. Der Tiger kehrt nach seiner Höhle zurück – mein Eber muß in seine Behausung zurückkehren ... Lasse dich nicht vom gar zu leuchtenden, gar zu brennenden Tagesstern unterwegs antreffen! Das Herz eines Mungos, mit Koraka- und Tumbifrüchten gebraten und mit den alten, echten Zaubersprüchen geweiht, die die Brahmanen von heute (Fluch über ihre Faulheit!) vergessen und verlernt haben – ein solches hast du ja nicht gegessen, bist also dem feindlichen Späherauge nicht unsichtbar, mein Eber ... Es lieben die Rajputen die Sauhatz ... Schnell sind ihre Rosse, scharf sind ihre Speere, hüte dich wohl! ... Dem Brahmanenlöwen aber sage, was ich dir sang: – „Wo die weißen Tauben kreisen, wo die weißen Tauben kreisen". – Weise ist der Brahmanenlöwe – er wird es verstehen! ... Wohl durch die Dschangeln, wohl über den See wate, schwimme, mein Eber! Svaha – Om – Svaha!

– Warum nennst du mich deinen Eber? fragte eine verträumte Stimme aus der Blätternacht heraus.

– Bist du es denn nicht? Als ich dich bat, mich mit einem Zahnmal als die deinige zu stempeln, wie hast du dann meine Schulter gezeichnet? Es war nicht „die Edelsteinkette", „die zerrissene Wolke" war es nicht, auch nicht „der Pfauenfuß" – o nein: „den Eberbiß", o Herr, hast du hineingebissen. Fern von dem heiligen Boden Indiens, bei den Franken bist du erzogen, unkundig unserer Sprache, unserer Sitten und Gebräuche, unserer Namen und Gestaltungen.

Doch aus der Tiefe deines Wesens heraus fandest du dein Zeichen. Denn du bist ja, o Herr, der Eber! du bist ja Râm, der wiedergeborene, neuerstandene Râm, — zu meiner Wonne wiedergeboren, zu unser aller Heil neuerstanden! O, die Priester haben mir das verraten müssen. Ja, Râm bist du, und Râm war der leuchtende Vishnu selber, und Vishnu war der göttliche Eber, der die Welt aus dem keimschwangeren Schlamm der Urwasser emporhob, so daß die Erde wie ein Wurzelknollen an seinem goldenen Hauer hing. Ebenso hast du ja auch, o Herr, eine neue Welt — eine Welt ungekannter Wonnen und Schmerzen für mich emporgeführt, und mit dem Eberbiß hast du auch diesen armen Leib, der bis dahin nur ein bewegter Leichnam war, gottähnlich gemacht, zum hehrsten Liebesleben geweiht!

Traumverloren lauschte Edmund — er fühlte sich wie von murmelnden Tonwellen in die fernsten Zeiten zurückgeflutet. Das war ja nicht die Rani, war ja kein Hinduweib von heute — es war dies wundersame alte Indien selbst, das zu ihm sprach, murmelte und sang — alte Hymnenfragmente, verirrte Kehrreime, seltsame Sprüche, mystische Ritualsilben, rätselhafte Worte, deren vergessener Sinn in den Urmythen seiner Rasse wurzelte.

Da fühlte er, wie sein Arm in die Höhe gehoben wurde. Die Rani zog das starke Muskelgeflecht des Mannesarmes in den Lichtstrahl hinein, den der Mond zwischen die Blätter hereinschoß. Von ihm getroffen erglänzte ein kreisrunder Flecken der Haut, und mit dem rosigroten Nagel des Zeigefingers, der so spitz zugeschnitten war wie die Kralle eines Kätzchens, ritzte sie das Bild eines sichelförmigen Mondes in diesen Lichtflecken hinein, daß es dastand wie das Zeichen auf einer Münze, denn größer war der beleuchtete Fleck nicht.

Und sie sprach:

— So wahr dies Bild das des zunehmenden Mondes ist, nicht das des abnehmenden: so wahr soll deine Liebe zunehmen, nicht abnehmen!

So wahr der Mond der Hüter der Geheimnisse ist, das Geheimnisvolle liebt: — so wahr sei diese unsere Begegnung geheimnisvoll gehütet, den Menschen verborgen!

So wahr der Mond zunimmt durch den Glanz der von der Erde heraufsteigenden seligen Seelen: – so wahr steigen unsere Seelen selig empor zum überirdischen Liebesglück!

So wahr der Mond der Herr der Heilkräuter ist: – so wahr soll unsere Liebe gesunden, nicht hinsiechen!

So wahr der Mond der Herr der Wasser ist und sie unwiderstehlich an sich zieht: – so wahr soll das Blut in deinen Adern vor Verlangen brausen, wenn du dieses Nagel-Mal betrachtest.

So wahr der Mond, wenn er auch schwindet, immer wiederkehrt: – so wahr mögest du auch immer in meine Arme wiederkehren!

Om! – Om! – Om! –

Sie drückte ihre Lippen auf den Fleck und sog, so daß ein prickelnder Schmerz ihn durchzuckte, dann ließ sie den Arm fallen. Das Laub raschelte leise und anhaltend, wie wenn eine Schlange davonkriecht.

Edmund lag noch mit geschlossenen Augen da. Es war ihm, als hätte er einen seltsamen, ungeheuerlichen Traum gehabt, als müsse er jetzt in seinem Bett in London erwachen.

Er strich sich über die Stirn und erhob den Arm, bis in dem scharfen Licht des Mondstrahles etwas wie eine goldene Münze zum Vorschein kam – mit dem Zeichen des zunehmenden Mondes.

Dreizehntes Kapitel

Die Adepten

Zwischen den Säulen am Landungsplatze, wo vorher Kala Rama gestanden und den sich entfernenden Freunden seinen Gruß – seinen Segen nachgewinkt hatte, standen nun zwei Männer – zwei Inder: Kala Rama und der fremde Yogi, den sie „den großen Bruder“ nannten.

Guru und Chela standen dort schweigend nebeneinander.

Sie blickten einem Boote nach, das hinter dem blühenden Gebüsch nach rechts hervorgeschossen war und nun über die mattleuchtende

Seefläche davoneilte, der unsichtbaren Spur der vorübergleitenden Lackshmilampe folgend. Im Vordersteven standen vier Schwarze und ruderten, im Hintersteven lag ein Europäer zurückgelehnt. Die von den kräftigen Ruderschlägen aufgeregten Wellen schlugen leise plätschernd an die Marmorfliesen.

Endlich sprach Kala Rama:

— Er würde jetzt dort nicht davonfahren, sondern in seinem schon gegrabenen Grab oben in den Hügeln am Krishna-Tempel liegen, wenn nicht dein zufälliges Dazwischentreten stattgefunden hätte.

— Zufälliges —?

— Du weißt, wie ich es meine, Meister.

Der Bruder nickte.

— Es ist wahr, ich wußte nicht, was bevorstand. Erst morgen wollte ich mich dir zeigen, Nachmittag und Abend beabsichtigte ich in jenem alten Tempelchen zuzubringen, wo ich schon ein paarmal früher geruht und gute Gedanken gehabt habe. Mit diesen ist es für mich gleichsam bevölkert — ein Ort gut zu Betrachtungen, gut zur Gedankenruhe. In der Nähe sah ich einen Europäer und einige ihn umschleichende Thags, und rettete ihn. Du weißt ja, daß ich mir ihre wie auch andere Gaunersprachen angeeignet habe, so daß es mir nicht schwierig fiel, sie davon zu jagen.

— Und erkanntest du ihn, den du rettetest?

— Noch nicht. Aber der Eindruck, den er in mir hinterließ, sagte mir, daß unsere Wege sich heute nicht zum ersten Mal kreuzten auf dieser langen irdischen Pilgerfahrt. So setzte ich mich denn hin und tat, was du auch bald wirst tun können: tauchte in jene Selbstschauung unter, von der es heißt: „Wenn der Asket wünscht: O möchte ich doch das Erinnern und Erkennen meiner früheren Existenzformen wachrufen, meine verschiedenartigen früheren Lebensläufe mit allen ihren charakteristischen Merkmalen und Beziehungen wieder erwecken — dann pflege ein solcher Asket der Einsamkeit, gebe sich der Beschauung hin, sei viel allein." — Und ich fand, wo wir zusammen gewandelt hatten. In der Tat gerade an demselben Ort. Denn ich fand, o Kala Rama, daß, als ich Fürst Narada und jener Prinz Ajatasattu hieß, da ging ich an einem lieblichen Nachmittag mit ihm

allein — nachdem uns die Elefanten die Steigung heraufgetragen hatten — über eben diesen mit Felsblöcken und Kapern und Myrthengebüschen bedeckten Höhenzug nach dem noch nicht ganz vollendeten Tempelchen, das mein Halbbruder hier errichten ließ, und dem Krishna weihen wollte, offenbar um bei den zahlreichen Krishna-Anbetern meines Reiches seinen Anhang zu mehren. Damals hatte ich keinen solchen Verdacht, sondern sah darin nur eine Äußerung angestammter Religiosität. Lieber wäre es mir ja gewesen, wenn er der reinen Lehre des Buddha dort ein Heiligtum gestiftet hätte, aber ich wollte ihn gerne durch meine Teilnahme erfreuen und ich bedachte auch, wie viele gute und wahre Erkenntnisse im Krishna-Glauben enthalten sind, zumal in der herrlichen und tiefen Bhagavad-Gita.

— „Wer in allen Wesen den höchsten Gott wohnen sieht, der nicht vergeht, wenn sie vergehen — der ist sehend; und indem er überall sein eigenes Wesen erblickt, wird er sich selbst nicht durch sich selbst schaden und geht so den höchsten Weg", zitierte Kala Rama.

— Freilich nicht den höchsten Weg nach unserem Begriffe, sagte der Guru, wohl aber, was der Buddha „den Weg zum Brahman" nennt. Und den habe ich ihm denn auch gezeigt, als wir in der stillen Abendstunde dort oben im Portikus saßen. Mittelst dieser und ähnlicher Gita-Sprüche zeigte ich ihm, wie wir in allen Wesen, die da leben und leiden — und alles, was lebt, leidet — uns selbst wiedererkennen sollen, immer das große Wort der Upanishad „tat tvam asi" wiederholend; und wie im Gemüte des solchermaßen Schauenden nie Übelwollen entstehen könne, sondern immer tieferes Mitleid sich entwickeln müsse. So stammt, wie du siehst, jene Bevölkerung des kleinen Heiligtums mit guten Gedanken von weit älterer Zeit her, als ich es mir bewußt gewesen war.

— Ich vermute, Meister, — fing Kala Rama nach einer kleinen nachdenklichen Pause an — daß es nach diesem Wiedererkennen dir nicht schwer gefallen ist, das Treiben dieses Fremden, oder sagen wir lieber dieses uns vertrauten, wiedergeborenen Ajatasattu, hier zu durchschauen.

Der Bruder nickte.

tat tvam asi: „Das bist du."

— Schon der Anschlag der Thags zeigte mir, daß er sich hier auf gefährlichen Wegen verirrt habe, denn um des Geldes wegen konnten sie ihm ja nicht nachstellen. Es bildete sich gleich bei mir der Verdacht, daß Rache oder Eifersucht hinter der Sache stecke und daß Vergangenes sich hier wieder neu bilde. Ich vermutete ein Abenteuer mit der Rani — ich argwohnte noch anderes und dunkleres, und fand das letztere auch bestätigt, als ich ihn in seinem Bungalow sah und mit ihm sprach.

— Du hast wieder mit ihm gesprochen, Meister?

— Ja. Und bei der Gelegenheit schickte ich dir meinen Gruß.

— Ich hätte mir sagen können, daß du nicht nur deshalb nach dem Bungalow gingst. Und ich wäre dann noch beruhigter gewesen, als ich es nach deiner schriftlichen Anmeldung schon war.

— Weniger das als ein Alarmschuß, um den in seinem Wahn Dahintaumelnden zum Stutzen und vielleicht zur Besinnung zu bringen. Stillstehen, Sich-Besinnen, — das ist ja, o Kala Rama, der Anfang aller Umkehr. — Als ich nun dasaß, besorgt um ihn und um seine Wege, und mein Schauen auf ihn richtete, da sah ich ihn in einem Gartenzimmer mit zwei Freunden zusammen, im Begriff einen Brief zu lesen, und warf sofort auf die halbe leere Seite jene Worte hin.

— „Fingerzeig der Vorsehung“ — sagte Kala Rama, die Mahnung hätte in der Tat keinen passenderen Platz finden können.

— Nicht wo sie stand — daß sie dastand, war die Hauptsache. Aber ich hatte allerdings das Regierungssiegel auf dem großen Umschlag bemerkt und dachte mir wohl, daß man irgendwo für ihn Gebrauch hätte. Wo nun auch immer und welchen Gebrauch, jedenfalls wäre das besser für ihn als hier zu bleiben. Jeder Wegweiser war in der Tat ein Zeigefinger der Vorsehung, um in seiner Sprache zu reden, oder wenigstens der seiner Nation.

— Du hattest in der Tat ganz richtig erraten, Meister, und es könnte sich nicht glücklicher getroffen haben. — Und Kala Rama berichtete ausführlich über die afghanistanische Mission, welche die englische Regierung Edmund anvertrauen wollte.

Der Bruder nickte nachdenklich.

— Du hast recht. Ein besserer Zufall könnte uns hier nicht die Hand reichen. Und in der Tat ereignet sich wenig Bedeutsames, ohne daß dieser unbekannte Faktor eingreift. Wir dürfen zwar in unseren Unternehmungen nicht auf ein solches Eingreifen warten, aber der Weise wird ihm immer einen Spielraum geben und auch daraufhin etwas wagen. Wie fern liegen nicht die Streitigkeiten zwischen Dost Muhammed und Shah Shuja und das Rivalisieren Rußlands und Englands in Zentralasien und jener Begebenheit, die an einem kleinen indischen Fürstenhof sich zur Zeit Alexanders und Chandraguptas ereignete! Und doch flechten sie sich zu einem Faden zusammen, der sich hier in das Muster einfügt und diesem eine neue Farbe gibt. Schon wirkt die Farbe auf die Phantasie unseres Helden, schon neigt vielleicht im Geheimen sein Sinn mehr nach dem afghanistanischen als nach dem hiesigen Abenteuer. Nur muß es ihm anders scheinen, denn jenes ist das neue, dieses aber das alte, das mit der Macht der Fatalität wirkt. Diese Macht fühlt er, aber er fühlt nicht, daß die Fatalität nur darin liegt, daß er sich entscheidet, nicht wie er sich entscheidet. Er kann das Verbrechen durchführen, kann aber auch sich selber davon lossagen —

— Und in letzterem liegt die Freiheit, sagte Kala Rama, mit einem halb fragenden Blick den des Meisters suchend.

Der Bruder nickte beifällig, mit einem wohlwollenden Lächeln. —

— So können wir sagen und werden auch wesentlich das Richtige treffen, wiewohl dies dem menschlichen Verstand auch in seiner höchsten Entwicklung immer ein Mysterium bleiben muß. Jedenfalls aber kann kein äußeres Eingreifen sein Wesen von der Notwendigkeit der Entscheidung befreien. Sogar die Selbstopferung Amaras konnte das nicht, wie wir das jetzt sehen. Und hätten die Thags freies Spiel gehabt, so wäre freilich die Tat unterblieben; für ihn aber wäre sie nur sistiert; denn von der Vorstellung dieser Tat gleichsam imprägniert, durch diese Selbstsuggestion geleitet, hätte sein Wille sich eben in ein solches Dasein gestürzt, das ihm die beste Möglichkeit gerade für ein solches Tun darbietet. Wenigstens scheint dies mir in Übereinstimmung mit jenen ewigen Karma-Gesetzen zu

sein, soweit ich sie von meinem noch immer äußerst begrenzten Standpunkt aus zu schauen vermag.

Der Bruder schwieg, und Kala Rama sah eine Weile ernstsinnend vor sich hin mit zusammengezogenen Brauen, wie einer, der sich bemüht, schwer zu Sammelndes zu sammeln und hinter seinem Gewebe noch schwerer zu Ergründendes zu ergründen.

Schließlich sprach Kala Rama:

– Wie versteh ich jetzt so klar, warum ich so ungern gegen ihn in Kampfstellung trat und ihn mit Machtmitteln bekämpfte, so daß ich fast über meine Pflicht hinaus zögerte. Eine innere Stimme hielt mich zurück, aber in den letzten Tagen gab es schwere Stunden, zumal heute früh. Ich tappte im Dunkeln und wußte in diesem Selbstkampfe nicht mehr das Richtige zu treffen.

– Der Kampf des Ministers mit dem Adepten!

– Da kam aus England diese Nachricht von der afghanistanischen Mission wie ein wahrer Hoffnungsstrahl –. „Wenn er sie nur annehmen wird" – dachte ich. Als ich aber dann vollends deine Signatur auf dem Briefe sah, fing es an, hell in mir zu werden, wußte ich doch, daß ich in dieser Sache nicht mehr allein stünde, daß die Meisterhand am Webstuhl wäre.

– Je nun, mein lieber Kala Rama, sagte der Bruder in dem heiteren, fast aufgeräumten Ton des über der Sache Stehenden: – So wollen wir es doch nicht gerade nennen. Aber freilich, es müßte sonderbar zugehen, wenn wir zwei Adepten diesen gordischen Knoten nicht feiner lösen könnten als auf die Weise jenes Freundes Ajatasattus, des großen Alexander. – Denn auf solche Weise kann man zwar das Schlimmste verhüten, aber nichts Gutes anknüpfen.

Mit freudiger Zuversicht blickte Kala Rama ihm ins Auge.

– Du sprachst von der Tat Amaras – o möchten wir morgen ihre Früchte erleben!

– Wir werden es, denn auch Amanda hab' ich gesehen, wie du weißt. Wohl mußte ich da über die Verblendung des Toren staunen, der, obwohl er dieses Mädchen an seiner Seite hatte, in den trüben und schwülen Liebesrausch mit der Rani versinken konnte. Aber die

Wirkung wird um so entscheidender werden, wenn er, aus solchem Sinnestraum erwachend, das Auge aufschlägt und sie entdeckt.

– Ich habe sie schon etwas aufgeklärt, sagte Kala Rama. Sie ist voll von dem, was sie für eine alte Sage hält – oder vielleicht auch das nicht mehr, denn sie ist wie eine Erwachende. – Ein liebliches Wesen und in aller kindlichen Einfalt wie nahe der echten Weisheit!

– Die einst Amara hieß, wie sollte sie anders und in geringerer Form zur Erscheinung kommen? So wenig wie Mahimsasa etwas Geringeres hätte werden können als was du bist und von heute ab in immer freierem Flug werden wirst.

– Und meinst du denn, Meister, daß ich schon jetzt – so wie die Verhältnisse liegen – –

– Wie du dir's gedacht, wie wir es vereinbart haben, so laß es werden, Kala Rama. Dein Haus ist bestellt, dein Neffe in alles eingeweiht und fähig, die Geschäfte zu übernehmen. Also steh nicht mehr zurück, Lieber, sondern lege getrost diese kleine Sache in meine Hand.

– Du nimmst eine schwere Last von meiner Schulter, Meister! Unendlich freue ich mich auf die Freiheit. Ich habe ja nun nach der Vorstellung des Westens das Jahr des Staubes erreicht, und ich darf sagen: ich bin nicht müßig gewesen. Jetzt bin ich aber auch des Kampfes recht müde – das heißt: ich sehne mich nach einem anderen und reineren Kampf.

– Recht so, Chela – sagte der Bruder. Wie sprach doch die edle und weise Isidasi, als wir zur Weihe dieser Hallen uns letztes Mal hier befanden: „Nicht Frieden, Fürst! Nein – Kampf, neuer Kampf; denn nur der Kämpfer siegt."

– Ja, sagte Kala Rama in tiefe Erinnerung versunken. – Also sprach Isidasi. Was spricht sie jetzt?

– Sie schweigt.

– Wo wandelt sie?

– Sie ruht.

– Und wir?

Der Bruder legte seine Hand auf die Schulter seines Freundes und Schülers: –

— Noch eine kleine Weile, dann ruhen auch wir.

Kala Rama umfaßte mit einem suchenden Blick das ganze Firmament, wo nach dem Untertauchen des Mondes in der vor dem ersten Grauen des Tages eintretenden pechschwarzen Tiefe des Himmels die ganze Pracht eines tropischen Sternenhimmels strahlte und leuchtete.

Und mit einem tiefen Seufzer sagte er:

— Doch nimmer ruht das All —

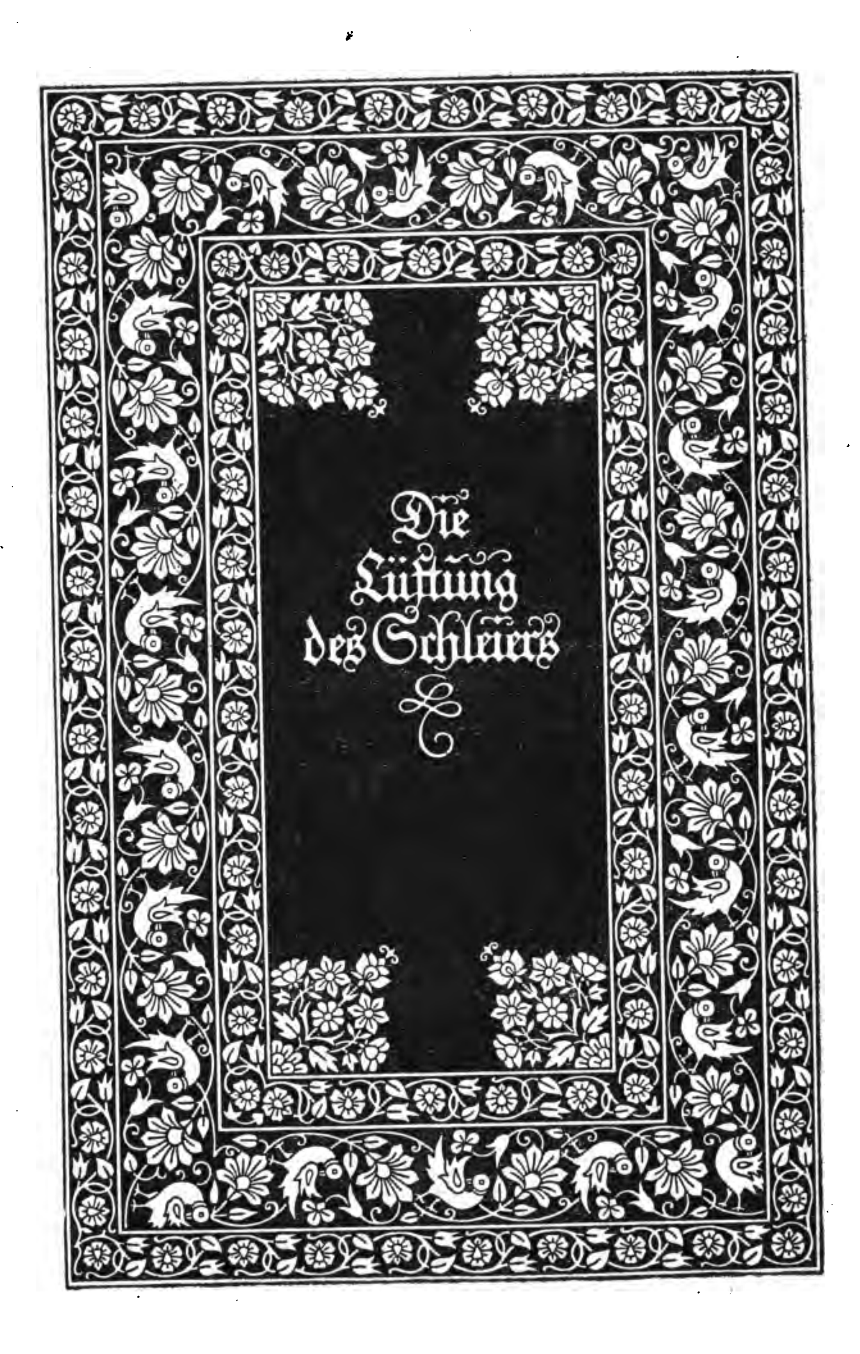
Und sein Meister sprach:

— In jedem von uns geht das All zur Rüste, in jedem von uns flammt es wieder zum Kampfe auf. Wohl ihm, in dem es ruht!

— Wohl ihm, in dem es ruht! — wiederholte Kala Rama, und sein Blick suchte über den See hinaus.

Längst war die letzte Bewegung der von den Ruderern erregten Ringwellen unmerklich hingestorben. Still und blank wie ein geschliffenes Spiegelglas, und doch wie von einem Nebel leicht angehaucht, streckte sich die Wasserfläche zu ihren Füßen. In diesem Spiegel ruhte der ganze Sternenhimmel. Aber ein leises Zittern, die Vorahnung des erwachenden Morgenwindes, lief über das Wasser, selbst dem Auge unsichtbar — nur daß alles was dort oben unbeweglich leuchtete, hier unten unstet funkelte. Was hier wie leidenschaftliche Menschenaugen blinzelnd starrte, schien dort blinzellos wie die Götteraugen zu schauen.

Gleichsam an der Grenze dieser beiden, nur durch einen Hauch getrennten Welten — der bewegten und der ruhenden — des Samsara und des Nirvana — standen die beiden Adepten — — und schwiegen.


Die
Lüftung
des Schleiers

Methinks we must have sinn'd in some old world

Byron

Erstes Kapitel

Im Gartenkiosk

Amanda saß in dem kleinen Gartenkiosk. Neben ihr, auf einem eingelegten Tischchen, stand der elfenbeinerne Schrein — geöffnet; die Manuskriptblätter waren in ihrer Hand.

Sie war spät erwacht und hatte keine körperliche Müdigkeit verspürt, wohl aber eine unheimliche Unruhe und Angst. Vor allem aber war es ihr, als ob es für sie das Leben gälte, alles von jener Amara und von dem Schicksal Ajatasattus zu erfahren. Zu ihrem größten Leidwesen fand sie, daß ihr der Vater zuvorgekommen war und selbst in Kala Ramas Manuskript las. Gewiß hätte er es ihr gerne überlassen, wenn sie ihn darum gebeten hätte, aber sie schämte sich — oder war es ein anderes Gefühl, das sie daran hinderte, sich das atemlose Interesse an jenen Vorgängen in längst vergangener, fast sagenhafter Zeit anmerken zu lassen? Sie fühlte nur, daß sie nicht imstande war, selbst mit ihrem Vater davon zu sprechen, und so mußte sie sich gedulden, indem sie sich damit tröstete, daß die Zeit, die Professor Eichstädt der leichteren Lektüre einräumte, eine äußerst beschränkte war.

Es schien nun freilich zu ihrer wachsenden Enttäuschung, daß der Professor bei dieser Sache eine Ausnahme machte. Als sie aber endlich — wie sie wohl zum zehntenmal in das Studierzimmer hineinguckte — den Gelehrtenkopf zwischen Palmblättern und Wörterbüchern vergraben sah, schnappte sie mit räuberischer Geschwindigkeit den elfenbeinernen Schrein und eilte damit nach diesem Zufluchtsort, den sie sich schon ausgewählt hatte, weil Bärbele noch immer im Begriff war, das Zimmer der Siebenschläferin in die sauberste Ordnung zu bringen.

Sie stand sich gut bei diesem Tausch. In dem kleinen, nach allen Seiten offenen Kiosk, der fast über den See hinaushing, war es an diesem ausnahmsweise nicht drückend heißen Tag frischer als sonst wo. Eine leise, kühle Brise atmete aus einer sonst fast immer verschlossenen Gegend der Windrose und hatte freies Spiel an

dieser hervorstehenden Ecke des Gartens, wo der Hügel schroff nach dem See abfiel. Sie kräuselte sogar die Wasserfläche; kleine Wellen plätscherten mit monotonem, wohltuendem Klang am Ufer, und der Widerschein ihrer Sonnenblinke durchzog wie ein unaufhörlicher Schwarm von aufwärts flatternden, kristallenen Flämmchen den vom Dämmerlicht erfüllten kleinen Raum, während an den fortwährend bewegten Bambus-Vorhängen die kleinen Rohrstücke mit zartem Rasseln aneinander schlugen.

Mit dem leisen Anschlag der Wellen mischte sich das ununterbrochene Blätterlispeln der Pipalbäume, die den Kiosk in ihren leichten Schleierschatten hüllten — dies Säuseln, von welchem der buddhistische Mensch so gern seine Meditation begleiten läßt. Denn der Pipal, „der religiöse Feigenbaum" ist jener „Bobaum", unter dem einst der Buddha die Erlösung errang, und sein rastloses Säuseln symbolisiert dem Mönch den Strom des Werdens, aus dem der Meister emportauchte und aus dem er selber emportauchen soll. So mag wohl der ruhelose Lärm des Samsara in das Nirvana hinübertönen und gleichsam seine Ruhe vertiefen. Der Tochter des gelehrtesten Indologen war dieser Umstand natürlich kein Geheimnis, und sie liebte darum nur umso mehr diesen an sich schon lieblichen Laut, der auch ihre Träume so oft begleitet hatte. Aber einen Ton ganz anderer Stimmungsart brachte eine Cinnamum-Taube hinein, die oben am Rande der niedrigen Kuppel wie ein kleiner brauner Klumpen saß und das ihr eigentümliche zärtliche Girren ertönen ließ, dem sie ihren englischen Namen verdankt: „Do-you-love-too".

Amanda hatte ein paar Stunden früher als gewöhnlich ihren Lieblingsplatz aufgesucht. Die Stadt war noch ziemlich still; nur ein undeutliches Summen, gleich dem eines Bienenkorbes drang von dort herüber. Auf den Ghats bewegten sich nur wenige farbige Punkte. Der Turmschatten auf der Frontmauer von Kala Ramas Haus war noch ganz schmal, auch war er nicht so violett und die Mauer nicht so orangegoldig wie sonst. Auch das andere Wahrzeichen der Stadt mutete das Mädchen anders denn gewöhnlich an: blutiger und prächtiger schien ihr die hohe Kuppelgruppe des Kali-

tempels herüber zu grüßen; und in der Tat hatte man auch zum gestrigen Fest die Lackfarbe der Kuppeln aufgefrischt und verblichene Sternchen neu vergoldet.

Aber nur einen flüchtigen Blick warf Amanda nach der Stadt hinüber, denn sie hatte kaum noch anderthalb Stunden übrig, bis es Zeit war, sich für das Fest des Raja anzuziehen. Immer wieder hatte Bärbele ihr eingeschärft, wie wichtig es sei, daß diese Operation mit der rechten Andacht vollzogen würde, und daß man vor allem nicht zu spät damit anfangen möge.

So durchblätterte sie denn mit fieberhaftem Eifer den Teil des Manuskriptes, der das gestern Erzählte enthielt. Ja, hier war es — das Blatt zitterte in ihrer Hand: — Amara schwang sich in die leere Nische hinauf — der Prinz und der schreckliche Schwarze umschritten die Stupa, um sich zu vergewissern, daß niemand dort sei — sie begegneten sich zu den Füßen des in der Nische sitzenden Mädchens, das sie ohne weiteres für ein buddhistisches Heiligenbild hielten. — Nun kommt es! — — —

Und während draußen die heiligen Bobäume das geheimnisvolle Säuseln ihres ewig zitternden Laubes ertönen ließen, jenes Säuseln das dereinst das Auftauchen der Heilswahrheiten im Gemüte des Buddha begleitet hatte; und während das Täubchen oben in der Wölbung von Zeit zu Zeit seine zärtliche Frage girrte: do you love too — do you love too: — vertiefte Amanda sich in das Schicksal Amaras.

Zweites Kapitel

Der Schlangenstein. Drittes Hauptstück.

Nun, du schwarzer Hund, sagte Ajatasattu mit einem strengen Blick. — Herr! rief der Schlangenzähmer, sich vor ihm niederwerfend, Chranquinchru ist dein Sklav'!

— Begib dich sofort in meinen Palast, gebot der Prinz. Du klopfest am Südtor an — der Pförtner dort weiß Bescheid. Heute

Abend sollst du meinen Gästen die Rajanaga zeigen, wie sie zur Flöte tanzt. Der Feldherr — — —

— Mahimsasa — zischte der Schlangenzähmer.

— Wird da sein, nickte der Prinz, in erster Reihe sitzend. Ich lasse dann alle Fackeln entfernen unter dem Vorwand, daß sie die Schlange blenden. Wenn es nun dunkel wird, dann leuchtet in Mahimsasas Stirnband der Schlangenstein hell auf.

Der Schlangenzähmer fuhr halbwegs in die Höhe, als er mit Augen wie glühende Kohlen den Prinzen anstarrte und zischend rief:

— Und Rajanaga beißt ihn tot. Wenn sie den Schlangenstein leuchten sieht, beißt sie den, der ihn trägt, tot. — Doch — wenn nun die Leute deshalb Chranquinchru greifen — ?

— Dann bin ich schon Herr im Lande, und ich schwöre dir bei deinen eigenen und bei meinen Göttern: du sollst unbehelligt mit dem Schlangenstein heimkehren.

Wieder warf der Schlangenzähmer sich platt vor ihm nieder und küßte seinen Fuß.

— Rajanaga ist dein Sklav', Chranquinchru ist dein Sklav'!

— Gut. Nun spute dich!

Der Schlangenzähmer ergriff den Korb, den er von sich gestellt hatte und mit den unsteten Bewegungen eines wilden Hundes schlich er im Schatten des Palastes davon.

Ajatasattu ging schon den Stufen seines Palastes zu, als ein leises Geräusch hinter ihm ihn veranlaßte, sich umzusehen. Amara hatte sich heruntergeschwungen und stand vor ihm, ihn mit einem unaussprechlichen Ausdruck anstarrend. Unwillkürlich suchte der Blick des Prinzen die Nische hinter ihr, die er jetzt leer fand, während er sich doch eines Heiligenbildes dort erinnerte.

Er verstand.

— Amara, du hast gehört!

— Weh mir, rief Amara, was hab' ich hören müssen! Ach, schon hatte dich die Sinneslust zum häßlichsten Verbrechen verleitet, doch nun ziehen Haß und Machtgier dich in die tiefsten Höllen hinunter — Ein Mord — und welch ein Mord! — ein edler Greis, geliebt und hochgeachtet von allen, und dein eigener Gast.

— Ich tu' es ungern und nicht aus Haß, antwortete der Prinz, ihren Blick scheuend — aber er muß fort, er steht mir im Wege.

— Dir nicht, nur dem Verbrechen, das du vorhast und das schon schwarz genug ist, so aber, durch solche verruchte Bluttat, ins Ungeheuere wächst. Bedenke doch, Unseliger, was du auf dich ladest! Bedenke — und schaudere — wie du selber in zukünftigen Leben immer wieder durch Verrat umkommen wirst, bis diese Greueltat ausgesühnt ist.

— Dir scheint das zwar schrecklich — mir nicht.

— Nicht dir? fragte Amara verständnislos.

— Gewiß nicht, denn ich will ja leben, immer wieder will ich leben. So muß ich auch immer wieder sterben, denke ich, — was liegt daran, ob durch Verrat; wenn es schnell geschieht, und nicht durch faules Siechtum, dann um so besser.

— Ach Verblendeter, habe doch Mitleid mit dir selber, flehte Amara. Wie schrecklich ist der Gedanke, immer wieder zu leben, immer wieder sündigend zu leben, die böse Tat auszusäen, um elend zu sterben und neugeboren zu ernten, was man gesät — und erntend säen, um wieder zu ernten — — unendlich — — Wie kannst du den Gedanken nur ertragen?

— Ertragen? lachte der Prinz übermütig, er gefällt mir.

— O scherze nicht so frevelhaft! mahnte das Mädchen.

— Gefallen, sage ich? nein, er berauscht mich. Der Schmerzensdorn stachelt mir nur die Lust auf — was sollte mir schmerzlose Wonnedauer? welche Liebe zum Leben wäre die, die nur eine solche begehrte?

— So liebe denn nicht mehr das Leben, dieweil es von uns nicht Liebe verdient.

— Du bist noch ein Mägdelein, Amara, der Liebeskunst unkundig. Doch hast du wohl schon vom Nagelmal gehört, womit sich Liebende verwunden, dem Siegel Kamas, das den jungen Leib zum Eigentum des Minnegottes stempelt, wie der gemalte Stirnstrich Civas Diener kennzeichnet.

Mit einem schnellen Griff entblößte er seine linke Schulter, die durch tiefe Narben entstellt war.

— Wohlan, rief er, schau her, Amara! sieh hier das Nagelmal, das mir das Leben tief in das Fleisch gedrückt hat, im feurigsten Umarmungsrausch — mich so auf immer als seinen Eigenhold zeichnend.

Entsetzt wandte Amara sich ab und bedeckte unwillkürlich ihre Augen mit den Händen.

— Barmherzige Götter, welche Wunde! — wie schrecklich!

— Ich ging allein in die Dschangeln, den Waldeskönig zu bestehen. Laut brüllend warf der Tiger sich über mich. Sein Fell liegt drinnen vor meinem Lager. Diese Narben trage ich von ihm bis in den Tod.

— Und dann?

— Dann mögen — wie sie ja sagen — die Fäden Karmas es so fügen, daß der Mut, der mich beseelt, seine Brust mit jenem braun- und golden-gestreiften Prachtpelz deckt, und wildgewordene Kraft sich mit scharfbekrallten Pranken waffnet: Lust soll es mir sein, einsam in Waldesgründen zu schweifen, aller Kreaturen Schreck. Dann nahe sich auch der Jäger — ein Prinz, wie ich jetzt einer bin — denn wer sonst hätte wohl das Herz dazu? Wieder entbrenne der Kampf! Aber er wird dann mit dem Tod des Jägers enden — denn ich bin zum Sieg geboren.

— Weh, rief Amara, wie tief bist du in den Lebenswillen verstrickt, wie unabsehbar lang ist dein Leidensweg!

— Unendlich sei er, wie mein Streben es ist! rief Ajatasattu frohlockend. Mögen müde Seelen sich eine ewige Ruhe ersehnen, ich bin stark genug. Ihr Götter, gebt mir das lust- und leiderfüllte Leben, die Sünde gebt mir, die sich ewig neu gebärt! Mich schrecken nicht Gefahren, nicht der Tod; und von der Macht, die mir schon zum Greifen nahe ist, lasse ich nicht ab.

— Du mußt, sagte Amara mit festem Blick.

— Muß? fragte Ajatasattu.

— Ja. Denn die Götter, die du so frevelnd anrufst, haben dich aus Mitleid betört, so daß du meinen Ohren unfreiwillig dein furchtbares Geheimnis anvertrauen mußtest.

— Ja — sagte der Prinz mit einem finsteren Blick, — und wärst

du eine andere, wahrlich, Mädchen, du lebtest jetzt nicht mehr, um mich daran zu mahnen. Nein, zittere nicht —

— Ich zittere nicht für mich, nur für dich, weil du so Sünde auf Sünde häufst.

— Ich habe dir gesagt, daß ich dich liebe; wenn du dies bezweifelt hast, dann hast du hier den Beweis: du lebst noch, denn dich kann ich ja nicht töten.

— Eben darum auch haben die Götter mich dazu erkoren, dein Hindernis und deine Rettung zu sein.

— Sie wählten weise, sagte der Prinz in bitterem Ton und starrte vor sich nieder. Und je finsterer sein Blick wurde, um so leuchtender wurde das freudige Hoffnungslächeln in den Zügen Amaras.

Plötzlich warf der Prinz seinen Kopf zurück und lachte wild auf.

— Frohlocke nicht zu früh — noch bin ich frei!

Und er zog sein Schwert.

— Was blickst du mich so wild an? warum ziehst du das Schwert?

— Um den Knoten zu zerhauen, den die Geburt mir schlecht, in matter Sternenstunde geschürzt hat. Dich kann ich zwar nicht töten, wohl aber mich selbst.

Amara wich bestürzt zurück.

— Dich töten!

— Lieber will ich sterben, als so schmählich aufgeben, was ich fast vollendet sah.

— Nein, nein, jammerte Amara, das darf, das kann nicht sein.

— Willst du es verhüten, so schwöre mir, dies mein Geheimnis treu in deinem stummen Herzen zu bewahren und auf keine Weise Mahimsasa zu warnen.

— Wie könnte ich das geloben? Was verlangst du von mir?

— O, ich verlange nichts. Zittere ich denn? Erflehe ich wohl mein Leben von dir? Doch an dir liegt es: du siehst mich sterben, Mädchen, oder schwörst!

— Du flehst nicht, sagst du? Nein — doch ich tu es, rief Amara, und warf sich vor ihm nieder. O Ajatasattu! sieh mich zu deinen Füßen, höre mich! Ach hab' Erbarmen mit dir selbst, sei nicht dein eigener Henker für und für!

— Steh auf, Amara! Wie kannst du dich vergebens so um mich erregen?

— Nicht vergebens, o sage das nicht!

— Um mich, den schlechtesten der Männer.

— Du bist es nicht, Ajatasattu. O lerne dich besser kennen. Glaube an dich selbst, wie ich es tue.

„Sie liebt mich," dachte Ajatasattu. „Nimmermehr bringt sie es über das Herz, mich in den Tod zu jagen." Und indem er sich die Spitze des Schwertes vor die Brust setzte, rief er dem verzweifelten Mädchen zu:

— Schwöre oder — —

In schrecklicher Verwirrung starrte Amara ihn an. „Er führt es aus — weh mir; wenn ich nicht schwöre, führt er's aus — und doch, wie kann ich schwören? Ach, was soll ich tun? Will mir kein Gott in meiner Not beistehen?"

Da zeigte der Prinz auf das leuchtende Bild in der Nische der Stupa.

— Bei dem Vollendeten selbst mußt du mir schwören, bei dem Buddha, wie ihn dein Vater unter dem Bobaum abgebildet hat, als er in jener Schreckensnacht die Erde anrief zum Zeugen seiner guten Taten in den vergangenen Leben.

Da Amara diese Worte vernahm, ergriff sie ein plötzlicher, schrecklich-schöner Gedanke, dessen Abglanz auf ihrem Gesichte sofort sichtbar wurde, so daß der Prinz sie verwirrt und seltsam ergriffen anblickte.

Amara aber dachte, während sie mit frohem Blick das in überirdischer Ruhe lächelnde Gesicht des Buddhabildes betrachtete: „Den Buddha selbst soll ich zum Zeugen anrufen, ihn, der uns in so manchem Leben Selbstaufopferung gezeigt hat, wie sie ja erzählen, daß er selbst als Tier, im wilden Forst geboren, voll Treue und Liebe sein Leben zur Rettung der Gefährten hingab."

„Was beschließt sie wohl", dachte Ajatasattu, „so leichenblaß? und doch leuchtet ein übermenschlicher Glanz aus ihren Zügen?"

Und Amara wandte sich mit einer entschlossenen Bewegung an den Prinzen.

— Wohlan, Ajatasattu, so höre mich an! Ich nehme den Voll-

endeten zum Zeugen des Eides. Möge seine heilige Lehre, die leidenvernichtende, die beseligende, mir nie mehr zuteil werden, weder in diesem noch in zukünftigen Leben, möge ich immer unerlöst der Wandelwelt des Lebens angehören, immer wiedergeboren wandern, wenn ich meinen Eid breche!

Unwillkürlich trat der Prinz zurück und streckte seine Hand wie abwehrend aus.

— Welch fürchterlicher Eid!

— Scheint er dir furchtbar? fragte Amara. Und doch sagtest du ja selbst, daß du leben wolltest — und immer wieder leben.

— Ich? — Ja, ich bin stark, antwortete der Prinz, nicht ohne Verwirrung, ich halte vieles aus, du aber — ich weiß nicht .... Mich schauderte, als ich deinen Eid vernahm.

— Aber ich will ihn ja nicht brechen.

— Nein, das wirst du nicht. O Amara, was hast du getan? Die du mit einem Fuße schon im Heiligtum standest — wahrlich, das tut nur die Liebe. Leugne sie nicht, jauchzte er, sie liegt am Tag! Und er zog das zitternde Mädchen leidenschaftlich an seine Brust. Und jetzt ist keine Rede mehr von Nonnentum, jetzt bist du mein!

— Bis in den bitteren Tod, flüsterte Amara mit bebenden Lippen.

— Ja, doch durch ein Leben, das wonniglich von meiner Liebe versüßt wird, von meiner Liebe, die mit herrischer Macht über alle Herrlichkeiten gebietet, um sie dir zu Füßen zu legen.... Doch die Zeit eilt, und noch ist vieles zu tun. Lebe wohl, du Einzige!

Er drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen und ging schnell in seinen Palast hinein.

Amara hatte ihr Gesicht mit den Händen bedeckt und bemerkte nicht, daß Isidasi sich vom Mangohaine näherte. Als sie endlich aufblickte, stand die Nonne vor ihr, sie besorgt und prüfend anblickend.

— O Mutter, rief Amara in tiefster Beschämung. Ach was mußt du von mir denken? Aber verdamme mich nicht ganz und gar!

— Nicht zu verdammen, zu verstehen bin ich da, lautete die ruhige Antwort Isidasis.

— Ach, du kannst mich unmöglich verstehen. — Nicht jetzt wenigstens! — Und ich — ich Ärmste, ich kann es dir ja nicht sagen. O

wie erbärmlich leicht und wankelmütig muß mein Herz dir scheinen, hin- und herschwankend wie ein Schilfrohr im Winde.

— In solchem Sturm zerbrach wohl längst ein Schilf. — Ein leichtes, schwankendes Herz, das seh ich nicht — doch auch nicht eins, in das der Frieden zieht.

— Du bist ja die Herzenskennerin, weinte Amara, o, so siehst du gewiß auch, daß ich in den Orden nicht eintreten kann. Die Welt hält mich zurück — doch wahrlich nicht mit ihrer Lust — o glaube das nicht! Mich zehrt nicht Sehnsucht, Hoffnung lockt mich nicht — Hoffnung — ihr Götter! Nicht das Leben ist es ja, dem ich mich weihe.

— Weihst du dich dem Tode, so weihst du dich auch dem Leben, denn nur das Tor des Lebens ist der Tod.

— Ich weiß, o ich weiß es, seufzte Amara. — Durch diesen finsteren Torweg geht es in das nächste Leben hinein. Und dort winkt Hoffnung, doch sie lockt mich nicht, nein, wahrlich nicht! Ach, könnte ich dir doch alles vertrauen, dürfte ich doch mein bedrängtes Herz in deinen Busen rückhaltlos ausschütten, wie sich der Wildbach in den klaren Gebirgssee stürzt, daß ich doch wenigstens deinen Segen als Amulett mitnehmen könnte! Aber ach, noch stärker als das Siegel des Todes ist dasjenige, womit ich selber mir die Lippen verschloß. So muß ich denn allein den schweren Weg wandern.

— Doch nicht allein genug, sagte Isidasi in ernstem, trauerndem Ton.

Amara blickte sie überrascht an.

— Wie meinst du das? O so wähnst du, daß er mich überredet habe? — — —

— Ich wähne nichts, mein Wähnen ist zu Ende. Doch das sehe ich jetzt wohl ein: ich war nicht weise vorher, als ich dir den Spruch als Geleite zur Selbstvertiefung gab.

— Und warum nicht weise?

— Einen anderen Spruch hätte ich wählen müssen, und zwar diesen: „Dein eigenes Heil gib nimmer auf um fremdes noch so großes Heil."

Betroffen trat Amara einen Schritt zurück.

— Um fremdes?

— So sagt' ich, denn so heißt es.

— Wie meinst du das? Mein eigenes Heil aufgeben, Isidasi, wie könnt ich das?

— Sieh zu, daß du es nicht tust.

— O nein, nein, denn so habe ich ja gehört: Als unser Herr und Meister unter dem Bobaum sich den großen Sieg errungen hatte und ewiger Erleuchtung teilhaft geworden war, da trat Mara, der Böse, der Versucher, an ihn heran und sagte: „Möge der Erhabene in das Nirvana eingehen, jetzo ist es Zeit für den Erhabenen in das Nirvana einzugehen." Jedoch der Herr sprach zu ihm: „Gib die Hoffnung auf, du Böser, denn wohl erkenne ich dich. Nicht eher gehe ich in jenes höchste der Gefilde ein, bis ich mir nicht erworben habe Hörer des Worts, weise und tugendhafte, die der Welt die Lehre künden werden. Nicht gehe ich ins Nirvana ein, du Böser, solange nicht der gequälten Menschheit durch die Erlösungsbotschaft eines Buddha das Tor der Ewigkeit geöffnet steht." Da zitterte das All von seinen tiefsten Höllenwurzeln bis in den blühenden Himmelsgipfel Brahmas vor freudiger Erwartung. Erstanden war ja ein Welterlöser, ein allerhöchster Buddha: sich selbst rettend, rettete er andere.

— Er hatte sich gerettet, hatte sich die selige Gewißheit errungen; nur die letzte Frucht, die ihm schon unverlierbar zu eigen war, ließ er noch unberührt, aus Mitleid mit den Wesen.

— Ja, aus Mitleid — wiederholte Amara tiefsinnig.

Isidasi aber legte eine milde, warnende Hand auf ihre Schulter.

— Mein gutes Kind, hüte du dich nun, daß nicht die Anhänglichkeit am Dasein in solcher frommen Vermummung dich listig verführt, dich von dem nächsten Schritt des Pfades seitwärts lockt und dich immer tiefer in den Wahn verstrickt. Im Schaudern schaffe heil dein Herz! Denn wer schaudernd die Unendlichkeit des Leidens überblickt, die sicher seiner wartet, der hat genug zu tun, um sich selbst zu retten. Die Enge seiner Angst läßt ihm nicht Raum für üppige Regungen, die in die Weite schweifen, wo noch das Nächste zu tun ist.

— Wohl hat mein Herz geschaudert, antwortete Amara, aber nicht

um mich allein und nicht am meisten um mich. Es hat geschaudert heute wie noch nie zuvor.

Und zurücktretend, die gefalteten Hände gegen die Nonne ausstreckend, fragte sie mit einem plötzlichen Ausbruch:

— Ach Isidasi, hast auch du je geliebt?

— Ich liebte, was vergänglich war, antwortete die Nonne — vergänglich wie ihr Gegenstand war jene Liebe. Und auch diese Liebe, die mich mit allen Wesen, die da leiden, noch mitleidend verknüpft — auch die ist vergänglich, wie diese Wesen sind und wie alles ist. Nur eines ist unvergänglich und unerschütterlich: das Verwehen alles Wahnes im Nirvana.

Mit betrübtem Kopfschütteln antwortete Amara:

— Du tadelst mich, weil ich den geraden Weg zum Ziel verlassen will, den ich schon betreten hatte, — weil ich ihn verlassen zu müssen glaube.

Isidasi blickte das Mädchen eine Weile prüfend und sinnend an, dann sprach sie:

— Mein Kind! Amara! höre mich an: Unendlich weit, selbst dem Geistesauge im Nebeldunkel der Vorzeit entschwindend, erstreckt sich hinter dir die Spur deiner Schritte. Unendlich auch durch ungezählte Weltgezeiten führt die Bahn, die dein Fuß noch zu treten hat. Vor dir wie hinter dir: Unendlichkeit. Nun kannst du sagen: „Da ich schon unendlich weit gewandelt bin, weit genug fürwahr, um unbefriedigt von der Wanderung zu sein und ihre Eitelkeit einzusehen, was Eiligeres kann ich denn zu tun haben, als dieser müden Fahrt ein Ende zu machen und aus der Unendlichkeit mich in den Schoß der Ewigkeit zu retten?" Du kannst auch sagen: „Da mir unendliche Zukunft zu eigen ist, warum mich denn übernehmen? warum durch einen gar zu dreisten Sprung vielleicht meinen Fuß verstauchen, so daß ich nicht weiter kann? Darum Schritt für Schritt, gemach und besonnen, und lieber einen kleinen Umweg gehen als sich in der Übereilung zu viel zumuten." Beides ist wahr. Ein jeder muß selbst wählen. Doch wenn du mich um Rat fragst —

— Ich frage nicht — unterbrach Amara sie —. Um Rat frage ich nicht mehr — verzeihe mir — denn ich muß.

— So ist es recht, sagte Isidasi. Wandle den Weg mit festem Fuß, wo er auch hinführt, dein Ziel im Auge behaltend, mit wachem Geiste, niemals schwärmerisch und traumhaft schweifend, und du wirst nicht straucheln ... Ich habe mir ja gedacht, fügte sie mit einem leisen Seufzer hinzu, daß wir beide zusammen pilgern würden; und ich freute mich, mit schützender Erfahrung deine Jugend leiten zu können auf dem wohlgeebneten Heilspfade, der unter deinen Füßen blühen würde. Ja oft — so dachte ich mir's — wenn die Abendkühle Frieden atmend auf die Landschaft sank, würden wir, am Fuße eines Bobaumes, dessen Blätter lispelnd uns zu lauschen schienen, traulich sitzend, in die tiefsten Tiefen der Lehre zusammen niedersteigen, wo der kühlste, kristallklare Wahrheitsborn quillt und uns schon mit Ewigkeitsgeschmack labt. So dachte ich mir. Es war geträumt, wohl gar geschwärmt — — sei's drum! — — Vom Traum erwachend seh ich jetzt, wie du dich auf fremden Pfaden entfernst, die sich bald in dunklem Schicksalsdickicht verlieren, wo dir kaum noch die Ahnung folgen kann, nur mein Vertrauen, das keiner Schranken achtet.

Schluchzend warf sich Amara an ihre Brust:

— O Mutter! deine treue Liebe taut mir die Seele auf, die in eisigem Entsetzen erstarrt. Laß mich an deiner Brust weinen.

— Ja weine, Kind, und meine Tränen sollen sich auch nicht schämen, sich mit den deinigen zu vermischen. Solche Tränen stärken, sie schwächen nicht — auch ist es zum letztenmal — das fühle ich.

— Mehr als Mutter bist du mir, seufzte Amara, denn deinen edlen, wahrheitshellen Worten verdanke ich ja meine geistige Geburt, meine Geburt zum Leben, nicht, wie jene andere, zum Tod. Und daß diese vielgeliebten Worte jetzt sich nicht in ihrer Strenge gegen mich mit scharfer Rüge wenden, ja wohl gar mich verstoßen, wie ich fürchtete, — daß sie mir noch so liebend das verheißende Geleit geben, o wie danke ich dir dies! So gehe ich denn nicht allein. Und jetzt, nicht wahr, willst du mich auch mit deinem Segen stärken.

— Ich will es, denn ich kann es, antwortete Isidasi. Und die Hand auf ihren Kopf legend, sprach sie:

— So segne ich dich im Namen des Erhabenen, im Namen der Lehre und im Namen unseres Ordens. So gehe denn, mein ge-

liebtes Töchterlein, wohin dein Geist dich führt, und sei getrost; säe deine Tat und ernte ihre Frucht. Denn was ein Wesen Gutes je getan, das bleibt ihm unverloren in Zeit und Raum.

Isidasi entfernte sich langsam durch den Baumgang, der als Verlängerung jenes von der Stadt kommenden nach dem Seeufer führte, wo sie in der ärmlichen Hütte eines Fährmannes ein Werk der Barmherzigkeit zu verrichten hatte, bevor sie dies Fest besuchte, vor dem es ihr innerlich jetzt doppelt graute. Sie hatte den Besuch des Königs bei der neu errichteten Vihara im Nonnenheim nicht unbenützt gelassen, sondern den guten Herrscher eindringlich vor einem bei diesem Fest bevorstehenden Verrat gewarnt, jedoch vergebens, wie sie es in der Tat kaum anders erwartet hatte, da sie die Gesinnung Naradas kannte. Es gezieme ihm besser, sagte er, durch Verrat ums Leben zu kommen, als durch Verdacht seinem Bruder Unrecht zu tun. Da sie nun gar nichts Handgreifliches hatte, womit sie diese Warnung begründen konnte; da ihr Verdacht, obwohl er mehr Gewißheit als Verdacht war, doch nur auf der augenblicklichen Intuition beruhte, die ihr, als Ajatasattu sie mit schmeichelnden Mienen und Worten zu seinem Feste einlud, warnend zuflüsterte: bei diesem Feste hat dieser Mann Verrat und Mord im Sinn (was sie gerade veranlaßte, die Einladung anzunehmen): — so hatte sie gar kein Mittel den Fürsten zu überzeugen, daß er nicht die Gefahr liefe, seinem Bruder Unrecht zu tun. Und nun war die Sache mit Amara hinzugekommen. Sie trat vom Orden zurück, aber nicht um sich mit dem Prinzen zu vereinigen, nicht um des Lebens willen. Was bedeutete das? Was war das für ein Siegel, stärker als das des Todes, womit sie selbst ihre Lippen gebunden hatte? So unmöglich es war, das liebliche und fromme Mädchen mit Verrat und Verbrechen in Verbindung zu setzen, so konnte Isidasi doch nicht umhin, hier einen Zusammenhang zu ahnen, der furchtbarer war, als ihre Gedanken sich denken konnten. Und auch hier war sie in die Bande der Ohnmacht geschlagen.

So ging sie denn ihres Weges schwereren Herzens denn je — schwereren Herzens, in der Tat, als es sich für eine Buddha-Nonne ziemte, die im Rufe der Heiligkeit stand.

Gestärkt durch ihre Worte und doch bis zum Tode betrübt, sah Amara ihr nach.

Die Sonne stand schon niedrig, und die dunkelvioletten Schatten der Baumstämme lagen in regelmäßigen Streifen quer über dem goldigen Wege. Es schien Amara, daß die Nonne eine unendliche Leiter hinanschwebte, die sie auf immer von ihr hinwegführen müsse. Während sie mit solchen wehmütigen Gedanken Isidasi nachblickte, bemerkte sie nicht, daß von dem Mangohaine der Nonnen her sich der Hof nahte, bis das Fürstenpaar schon neben ihr stand und Mahamaya die sich jetzt tief Verneigende mit huldreicher Miene ansprach:

— Nun du schwärmerische Seele, sei nur getrost und schaue nicht der Nonne so sehnsuchtsvoll nach! Du darfst ihr ja folgen. Ja dein Wunsch ist dir gewährt, ich habe es dir erwirkt.

— Ich danke dir herzlich, Fürstin, antwortete Amara befangen, aber —. Ihre Stimme stockte, sie schien nach Worten zu suchen.

— Nun? fragte Mahamaya verwundert.

Aber ihr Vater, dessen Wesen man seine starke Bewegung wohl anmerkte, hatte schon Amara in seine Arme genommen.

— Mein einziges, herzgeliebtes Kind! fern sei es von mir, deinem Seelenheil im Wege stehen zu wollen. Es wird ja zwar nun einsam für mich werden, aber wenn dein Herz so mächtig spricht — —

— Nein, Vater, nein — unterbrach Amara ihn — ich bin zu einem anderen Entschluß gekommen.

— Was sagst du? rief Baku. Verstehe ich dich recht: du bleibst bei mir? du gehst nicht fort?

Die Freude des Vaters hatte Amara auf das Schmerzlichste berührt, und vollends die letzten Worte, die wiederholte Frage: „du gehst nicht fort?“ brachte sie den Tränen nahe. Ausweichend und zögernd sagte sie:

— Ich — ich trete jetzt nicht in den Orden der Schwestern ein.

Außer sich vor Freude drückte der glückliche Vater das Mädchen an seine Brust und küßte sie.

— Wie segne ich dich, wie danke ich dir, du Gute! Mit einem Wort gibst du mir das Glück wieder.

Aber Amara machte sich sofort frei von seiner Umarmung, und

mit einem fast verzweifelnden, von einer flehenden Gebärde unterstützten Blick sagte sie:

— Ach, sage das nicht, Vater, — das nicht! —

— Wie sollte ich denn das nicht sagen! rief Baku und wandte sich an Narada und Mahimsasa, die auch schon ihre Teilnahme bekundeten.

— Hört ihr's? Sie bleibt bei uns, sie bleibt im Vaterhaus!

— Ach Vater, sagte Amara mit gebrochener Stimme, was bin ich doch, daß mein Bleiben dir das Glück bedeuten könne? Deine hehre Kunst ist es, die dir das Glück bringt, und die verläßt dich nie.

— Ja ja, die Kunst, das weiß ich besser, Kind, die ist eine gar launische Gebieterin, die uns auch viel Mühe und Kummer schafft. Und gar den Alten kehrt sie gern den Rücken und wendet sich den Jungen zu. Doch von dir habe ich nur Freude erlebt. Und du sollst auch bei mir nicht die frommen Schwestern vermissen; sie gehen ja doch schon aus und ein in unserem Hause. Tagtäglich werde ich von jetzt ab Reis für hundert Nonnen bereiten lassen.

Mahamaya, die zur Seite stand und das Mädchen mit einem finsteren Blick betrachtete, bemerkte jetzt mit einem argwöhnischen Ton:

— Prinz Ajatasattu war da — vielleicht hat er durch seine Beredsamkeit diese Wendung hervorgebracht.

— Der Prinz? stammelte Amara, o nein. Wie sollte denn — der Prinz — —?

Ihre große Verwirrung war offenbar. Um ihr zu Hilfe zu kommen, sagte Fürst Narada:

— O wenn er das getan hätte, dann wären wir ihm wahrlich zu Dank verpflichtet. Denn das ist ja so unsere schwache Art: Obwohl wir wissen, daß das wahre Heil in der Entsagung liegt, klagen wir doch immer, wenn von unseren Lieben jemand diesen Weg betritt, anstatt uns darüber zu freuen.

— Auch denke ich, mein Fürst, sprach Mahimsasa, daß unsere fromme Amara, selbst wenn sie in der Häuslichkeit verbleibt und weißgekleidet, Wünsche genießend, lebt — auch so das ewige Ziel erreichen wird, zwar bedächtigen Schrittes, doch unaufhaltsam.

— So ist es, Feldherr, nickte der Fürst mit beifälligem Lächeln.

— Die Sonne neigt sich schon dem Untergange zu, sagte Mahamaya. Gewiß erwartet dein Bruder uns nun bald.

— Nun, dann wollen wir ihn nicht länger warten lassen, entgegnete ihr Gemahl.

Und das Fürstenpaar begab sich mit seinem Gefolge in den Palast. Die beiden Brüder und das Mädchen blieben allein auf dem Stupaplatz zurück.

— Du gehst ja doch nicht mit zum Fest, mein Kind? fragte Baku.

— O doch, Vater, ich werde mitgehen. Ich bitte dich, gehe und sage den Dienerinnen, daß sie mir die schönsten Stoffe zurechtlegen und den reichsten Schmuck hervorsuchen. Gehe voraus, lieber Vater, denn ich habe etwas hier mit dem Oheim zu besprechen.

— Mit mir? fragte Mahimsasa freudig überrascht.

— Ja, ein Geheimnis.

— Wohl ein Scherz, vermutete Baku. Du gutes Kind, wie bist du plötzlich so ganz verändert!

Amara schien seine Worte kaum zu hören; sie stand abseits in Gedanken verloren, und flüsternd wandte Baku sich an seinen Bruder:

— Es ist die Liebe, glaube mir; sie will gern dem Prinzen behagen, deshalb will sie sich besonders schmücken.

— Wie? dem Prinzen? fragte Mahimsasa peinlich überrascht.

Baku nickte wohlgefällig.

— O, ich habe es schon längst erraten, und mir scheint auch, daß Ajatasattu in seinem Wesen ihr gegenüber — ja wie soll ich sagen — — es könnte wohl sein, daß binnen kurzem der ihr von ihrem Karma vorgeschriebene Weg sie nicht in das Kloster, sondern in einen Palast führt, der nicht gar zu weit entfernt ist.

— Da seien die Götter vor! rief Mahimsasa in großer Bestürzung. Stirnrunzelnd und kopfschüttelnd fügte er hinzu: — Mir gefiel der Prinz von jeher nicht, und nun gar als Gatte des lieben Kindes — —

— Nun es ist wahr, gab Baku zu, da du es sagst, kann ich es auch nicht leugnen, — der Prinz hat etwas — Wildes — möchte ich es nennen, etwas Unheimliches, und er ähnelt nur wenig seinem Bruder, dem milden, kunstverständigen Narada, den alle Götter schützen

mögen! Aber er zeigt doch auch manchmal edlere Art, und wenn Amara ihn liebt, ist er gewiß kein schlechter Mann. Auch hat er sich jetzt zur Lehre bekannt.

— Ja und recht plötzlich hat er sich bekannt, sagte Mahimsasa mit einem Ausdruck des Zweifels.

— Ja, lieber Bruder, wollte ihn Baku beruhigen, das ist nun manchmal so mit solchen übermächtigen Naturen, wie er mir eine zu sein scheint. O glaube mir, wir Künstler verstehen das schon eher. Und auf das Buddhabild der Stupa zeigend, fügte er mit sichtbarer Selbstgefälligkeit hinzu: Er sagte ja selber, daß der Anblick dieses Bildes in ihm seine bessere Natur geweckt habe. O welch erhebendes Bewußtsein ist das für mich, welche wundersame Bürgschaft, daß meiner Hände Werk mir geraten ist, — und auch vielleicht eine Bürgschaft dafür — —

Aber Mahimsasa legte die Hand auf die Schulter des Bruders und unterbrach seine hoffnungsvolle Rede:

— Das Bild ist dir geraten. Nun laß es aber nicht ein Wegweiser werden, um durch deine Eitelkeit dein Urteil zu bestechen, wo das Wohl der besten Tochter auf dem Spiele steht.

— Du magst Recht haben, antwortete Baku nach kurzem Bedenken. Immer warst du mir doch voraus in Weisheit wie im Alter, Bruder. Ich werde, deiner Warnung eingedenk, mit offenem Sinne und Auge über sie wachen, denn Liebe träumt, und was sie träumt, ist nicht immer Wahrtraum. Und mit den an Amara gerichteten Worten: Ja liebe Tochter, ich will mich beeilen, damit du den ganzen Staat bereits vorfindest, entfernte er sich.

— Nun, liebes Kind, fragte der Feldherr, was ist es also, was du mir zu sagen hast?

— Erst sage mir, Oheim, bist du denn wirklich froh, weil ich nicht Nonne werde?

— Ja. Ich fühlte mich recht betrübt, daß ich es gestehe. Der Fürst hat das ja so wahr gesagt: wir sind gar töricht.

— So willst du mir sicherlich heute auch gern eine Freude bereiten.

— Von Herzen gerne.

— Es war schon lange mein Wunsch, fing Amara schüchtern an, jenen Stein zu tragen, den du in deinem Stirnband hast.

— Den Schlangenstein?

— Ja, der im Dunklen leuchtet — und gerade heute beim Fest — —

Schmunzelnd unterbrach sie der greise Feldherr:

— Nun ich muß sagen, es ist leichter, die Bewegung des vierfach aufgestellten Feindesheeres vorauszusehen, als die Sinnesschwenkung einer jungen Maid, die sich vor Frömmigkeit das Haar abscheren lassen will und im nächsten Augenblick nur dafür Gedanken hat, in dieselben Locken den schönsten Edelstein einzuflechten.

Aber mit einschmeichelndem Lächeln antwortete das Mädchen, indem sie ihm das Kinn streichelte:

— Und leichter ist es für so einen tapferen Oheim ein vierfach aufgestelltes Feindesheer: Fußvolk, Reiter, Wagen und Elefanten, ganz in die Flucht zu jagen, als mir diese kleine Bitte zu verweigern.

— Wie sie zu schmeicheln weiß, lachte Mahimsasa. Doch: „kleine Bitte!" Weißt du denn auch Kind, seitdem ich diesen leuchtenden Stein in finsterer Tempelgrotte dem Schlangenkönig entnahm, hat er mich keinen Augenblick verlassen.

— O du willst nur die Bitte so groß erscheinen lassen, damit die Gabe eine recht große wird, spöttelte das Mädchen, und es ist doch nur ein Darlehen. Du solltest dich recht schämen, so damit zu geizen.

— Nur Geduld, Kleine, du sollst heute Nacht den Stein tragen.

— Ich danke dir! rief Amara und umarmte ihn heftig.

— Bin ich nun ein guter Oheim?

— O du wirst mich wahrlich nicht undankbar finden. Nun mußt du aber auch einen anderen Stein in dein Stirnband setzen. Hast du nicht einen, der ihm so ähnlich sieht, daß er die Leute täuschen kann?

— Allerdings habe ich einen solchen Stein, Kind, und zwar im innersten Verschluß meiner Schatzkammer, und niemand weiß darum. Du siehst, nicht einmal dir habe ich ihn gezeigt. Er ist aber dem Schlangenstein so ähnlich, daß wohl keiner die beiden unterscheiden kann, und er kommt auch aus derselben Höhle. Dort war er in jene Jaspiskumme eingefaßt, von der ich dir schon erzählt habe — es war die Opferschale, in die der Priester die Hirnschalen der Kinder legte,

mit jenem Schlangenkönig zum Vorschein und trug sie mit. Nachdem ich nun diesen erlegt und aus seinem Kopf den Schlangenstein genommen hatte, zertrümmerte ich auf meinem Rückweg die Juwelenkammer mit meiner eisernen Keule. Da sprang dieser Stein heraus und rollte mir vor die Füße. Ich hob ihn auf, und als ich seine große Ähnlichkeit mit dem Schlangenstein gewahrte, steckte ich ihn ein; wußte ich doch nicht, welche köstlichen Eigenschaften er vielleicht gleich jenem, besitzen möchte. Ich fand jedoch, daß er nicht, wie jener von selber im Dunkeln leuchtete, und auch seine wunderbare Eigenschaft, den Träger gegen Waffen und Gift zu feien, wird er kaum besitzen. Um so mehr hielt ich nun aber den Stein geheim. Denn ich dachte mir, daß, wenn mir der Schlangenstein gestohlen werden oder sonstwie verloren gehen sollte, dann könnte dieser an seine Stelle treten und vielleicht gleichen Dienst tun. Denn in dieser Welt, mein Kind, wirken die Dinge nicht so sehr nach ihrer inneren Tugend, wie nach dem, wofür sie die Toren halten. In tiefer Nacht freilich würde er sich verraten, da er, wie gesagt, nicht von selber leuchtet.

Triumphierend rief Amara:

— Wenn es dunkelt, zeigt es sich, wer von uns beiden den rechten Schlangenstein an der Stirn trägt.

— Wie das dich freut, du Schelm, lachte Mahimsasa. Aber sei dessen nicht so gewiß! Denn bei dem vielfachen Schein der Lampen und der Fackeln eines solchen glänzenden Festes wird eine solche Dunkelheit wohl gar nicht eintreten. Aber laß uns jetzt gehen, damit es nicht zu spät werde.

Vom Mangohain her ertönte in diesem Augenblick der Chor der Nonnen. Amara lauschte und drückte sich zitternd an den Oheim fest.

— Nein, nein, ich muß erst meine Abendandacht hier vor dem Buddhabilde üben. Sieh doch, wie es im letzten Sonnenschein glänzt, und horch! wie feierlich sie drüben hinter den hohen Wipfeln im stillen Mangohain singen. Ach Oheim, es klingt, als riefen mich die lieben Nonnen, mich, ihre verlorene Schwester. Mir wird so weh, so bang ....

— Was fällt dir ein, mein Kind? Du, verloren?

— Liebster, bester Oheim, ich bitte dich, laß mich allein! Das Herz schmilzt mir von überirdischem Weh.

— Dann ergieße es im Gebet. Sieh, ich gehe schon. Und zu Hause soll bei dem Putz auch der Stein nicht fehlen.

Mit eifriger Bewegung hielt Amara ihn fest:

— Ja, der Stein, vergiß ihn ja nicht! und verwechsle ihn nicht, sonst grolle ich dir.

Mahimsasa beugte sich hinunter, so daß Amaras Augen in gleicher Höhe mit seiner Stirn waren.

— Blicke nur her, Kind! an diesem winzigen Riß links oben im Stein kannst du dich überzeugen, daß es der echte ist. Denn er rührt noch von dem Schwerthieb her, womit ich den Kopf des Kobrakönigs vom Körper trennte. Bist du nun beruhigt?

— O mein Herz ist voll von Dank und Liebe. Und nun küsse mich, Oheim, wie du es so oft tatest, als ich ganz klein war, wenn ich auf deinem Schoße saß, weißt du noch? da hab' ich dich auch so lange geplagt, bis du dein Stirnband abnahmst und mir den Stein zum Spielen gabst — wie heute wieder.

Bei diesen Worten überschlich den Feldherrn jener grausige Schatten des Tigerrachens, jene schreckliche Ahnung, daß eine tödliche Gefahr Amara bedrohe, die ihn immer befallen hatte, wenn er das kleine Mädchen mit dem Schlangenstein spielen sah.

— Alle guten Mächte mögen dich beschützen! sprach er leise, als er sie geküßt hatte und legte seine Hand auf ihren Kopf.

Mahimsasa ging mit schnellen Schritten den Baumgang hinunter nach seinem Palast, blieb aber bald stehen und blickte zurück. Und wie er Amara dort vor dem Buddhabilde stehen sah, in die einfachen Falten des gelben Mantels gehüllt, dessen Seide in den letzten Sonnenstrahlen wie eitel Gold leuchtete, traten ihm die Tränen in die Augen. Da leuchtete die Gestalt noch mehr, bis ein flimmerndes Netz von Goldlicht sie wie eine Glorie umgab. Und Mahimsasa murmelte, indem er sich zum Weitergehen wandte:

„Halb spielend Kind, halb sündenlose Nonne —
So ist sie meines Lebens Abendsonne!"

Und er entfernte sich schweren Schrittes. —

Amara lauschte unbeweglich dem Gesang der Nonnen, und ihre Lippen wiederholten die Worte, deren kristallene Töne hinüberwehten:

Jenseits vom trüben Todesmeer —
Vom ewig heiteren Gestade, da stammen diese Töne her.

Dann seufzte sie plötzlich tief auf, rang die Hände und warf sich vor dem Buddhabilde nieder. Und ihre Gefühle ergossen sich in ein lautes Gebet:

Vollendeter, der du im Leibe Nirvanas Wonne atmend schon,
Zu dieser Welt zurück dich wandtest, verzichtend auf gewonnenen Lohn,
Um uns die Wahrheit zu verkünden, die wir in Sünden irren hier: —
O sieh, was deinem großen Herzen die ganze Welt, ist dieser mir.
Um ihn zu retten, muß ich meiden den Port, der sicher öffnet sich,
Von seinem ruhigen Gewässer wie tönet jetzt so wonniglich
Gesang Erretteter hinüber zu mir, die ich in Angst und Not
Dem wilden Wogenschwall entgegen nun lenke mein zerbrechlich Boot,
Ja in den offenen Todesrachen mich willig werfe, ohne Scheu!
O, möge doch bei diesem Anblick sein Herz, erfüllt von bittrer Reu,
Vom Sündenwege ab sich wenden, und, aufgeschreckt, die Sinnenlust,
Die leidensäende, auf immer entfliehen der geheilten Brust!
Doch laß mich nicht nach solchem Opfer zum Tatenlohn erstehen dann
In hohen Himmels Wonnestätte, wo er mich nicht erreichen kann,
Weil ihn die Erde zu sich ziehet! sondern wo er ist, sei mein Ort!
Einander immer wieder findend — mögen wir beide fort und fort
Zusammen pilgern, so durchkreuzend die weite Wüste der Natur,
Bis recht geläutert, lustentronnen, nicht leidend selbst, mitleidend nur,
Den buntgewobenen Schleier Mayas zerreißend einst gemeinsamlich
Ins ewige Licht empor wir tauchen, vereint, dort wo kein du und ich!

Drittes Kapitel

Amanda macht einen Gefangenen

Die Manuskriptblätter entglitten ihren Händen, die sich unwillkürlich falteten, um das Gebet mitzubeten — Amaras Gebet, Amandas Gebet, der eigenste Ausdruck ihres Wesens.

Denn so war es doch. War sie nicht geradezu das Geschöpf jenes Gebetes, worin sich im Moment ihrer tiefsten Erschütterung und ihrer höchsten Steigerung die Seele Amaras ergossen hatte? Das Gebet — welche Zauberkraft schrieben ihm nicht die alten Inder zu: in ihm lag die eigentliche Schöpferkraft, der die Welten entstammen. Und sieh, hier, in diesem Gebet, hatte jene Kraft eingesetzt, war jene Richtung eingeschlagen worden, welche sie mit der nie irrenden Sicherheit der Planetenkurve mittelst eines ungeheuren Bogens durch Zeit und Raum zu demselben Ort, zu denselben Verhältnissen zurückgeführt hatte.

Dieselben Verhältnisse, und doch andere; für sie besonders auf verwirrende Weise veränderte. Amara konnte handeln. Wie aber sollte sie handelnd eingreifen? Amara konnte schon deshalb handeln, weil sie alles wußte. Was aber wußte sie? Bei ihr war alles Raten und Tappen im Unsicheren. Freilich, daß Edmund die Rani liebte, daß er sie gestern nacht — wie einst Ajatasattu die Fürstin Mahamaya — beim Lampenspiel getroffen hatte, das war keine bloße Mutmaßung. Gar zu deutlich hatte sie ja die Bekräftigung davon in Arthurs undiplomatischem Gesicht gelesen, als die kleine Lampe aus dem Gebüsch in den See hinausschwamm. Wenn sie nun aber weiter ging, wenn sie sich überzeugt fühlte, daß Edmund im Begriff sei, den Fürsten und Kala Rama abzusetzen, um die Herrschaft an sich zu reißen, stände sie dann nicht offenbar unter dem Einfluß einer Zwangsvorstellung, die aus der Vergangenheit die Gestaltung der Gegenwart eigenmächtig deutete? Nur zwei Momente konnte sie finden, die für die Richtigkeit einer solchen Deutung zu sprechen schienen. Das erstere: jenes kleine vertrauliche Gespräch zwischen Sir Edmund und Chandra Singh in der Ecke des Zimmers, das ihr schon damals, als sie noch nichts ahnte, den Eindruck gab, daß die beiden Männer in einem gemeinsamen geheimen Unternehmen verbunden waren. Und dann die Worte Edmunds an sie selbst: von Byrons halb scherzhafter Aufforderung an ihn, das Rajablut in seinen Adern wachzurufen und sich in Indien eine Krone zu holen — das Aufleuchten in der Tiefe seiner orientalischen Augen, als ob in der Tat die Diamanten eines Rajadiadems darin auf-

blitzten – ein Kräuseln der Lippen, als ob sie sagen wollten: „O, das kann noch werden". Aber wie wenig sagten diese beiden Kleinigkeiten, wenn man sie mit nüchterner Vernunft, ohne Beihilfe der gar zu unzuverlässigen Phantasie, betrachtete!

Während sie sich solchen grüblerischen Gedanken hingab, vernahm sie Schritte, die sich draußen schnell näherten. Ohne sich zu erheben, trennte sie mit der ausgestreckten Hand die Stränge der Bambusvorhänge ein wenig und guckte hinaus. Sie sah Arthur aus einem Gebüsch heraustreten und gerade auf den Kiosk zusteuern. Ihr erstes Gefühl war das eines Mädchens, das an einem einsamen Ort sich von einem jungen Mann überrascht sieht, den sie gerne hat, aber nicht liebt, und von dem sie einer Liebeserklärung gewärtig sein muß. Aber der Ausdruck seines Gesichts zeigte eine so angstvolle Erregung, daß jene unwillkürliche Furcht sich sofort legte und dem Gedanken Raum gab: vielleicht wird er mir auf diesem Punkt gegen seinen Willen Auskunft geben, wie er es ja auch gestern bei der Lackshmilampe getan hat.

Sie hatte gerade Zeit, die umhergestreuten Manuskriptblätter zu sammeln und in den Schrein einzuschließen, als Arthur hereintrat.

– Entschuldigen Sie, Fräulein Eichstädt, daß ich so in Ihre Einsamkeit hereinbreche, aber ich habe Sie überall gesucht, und dachte mir, Sie müßten hier sein. Ich habe eine Bitte, eine sehr große Bitte an Sie: Gehen Sie heute abend nicht zu diesem Gartenfest.

Amanda stutzte. Was bedeutete dies? War das wirklich der Weg zu einer neuen Entdeckung, der sich hier schon öffnete?

– Aber Herr Steel, wie können Sie denn von mir begehren, daß ich auf ein so seltenes Vergnügen verzichten soll? Ein orientalisches Fest, ein altindischer Fürstenpark illuminiert – es muß ja etwas Wundervolles sein. – Und warum denn?

Arthur krümmte den Panamahut in seinen Händen.

– Mein Grund ist nur meine Besorgnis für ihre Sicherheit, Fräulein Amanda. Ein solches orientalisches Fest ist nichts für Frauen, es kann dort sehr wild hergehen. Es könnte leicht gefährliches Gedränge entstehen, Salven werden abgegeben und ein Gewehr kann zufällig geladen sein.

— Sie sind nicht ehrlich, Herr Steel!

Für eine eminent ehrliche Natur ist es doppelt peinlich, einmal bei einer notwendigen Unehrlichkeit ertappt zu werden, doppelt aber, wenn das geliebte Weib selbst die ertappende Person ist.

Arthur errötete tief, zwang sich aber, ihrem mißtrauischen Blick zu begegnen.

— Nie bin ich ehrlicher gewesen, Fräulein Eichstädt, nie habe ich etwas Wahreres gesagt, als wenn ich Ihnen sage, daß mein einziger Grund, diese Bitte an Sie zu richten, meine große Besorgnis für Ihre Sicherheit ist. Wenn Sie mir das nicht glauben wollen...

— O das glaube ich Ihnen, so weit sind Sie ehrlich genug. Aber es ist nicht so, wie Sie mich glauben machen wollen, daß Sie nur wegen des allgemeinen Charakters eines orientalischen Festes um meine Sicherheit besorgt sind: — es ist der Ihnen bekannte Charakter gerade dieses Festes, der Sie besorgt macht.

— Ich verstehe Sie nicht, murmelte Arthur mit der verzweifelten Empfindung, doppelt so rot zu werden, und wiederum ebenso wie gestern Nacht angesichts der schwimmenden Lackshmilampe mit dem Gefühl, daß Amanda etwas ahnte, was sie doch unmöglich seiner Meinung nach ahnen konnte.

— Nicht? fragte Amanda im zweifelnden Ton. Schade, daß Sie die Einleitung zu dem, was Kala Rama uns gestern Nacht erzählte, nicht gelesen haben. Dort wurde in aller Kürze von einer Verschwörung erzählt, die Ajatasattu bei einem kleinen Hof in Pendschab angezettelt hatte, und die bei einem nächtlichen Fest zum Ausbruch kam, wo aber bei dem Kampfe im Palastgarten die Getreuen die Oberhand gewannen, so daß Ajatasattu nur gerade mit dem Leben davonkam. Bei einem solchen orientalischen Feste wären allerdings Damen nicht am Platze, daß muß ich Ihnen zugeben.

Die Verwirrung des jungen Mannes war in ihrem Schweigen beredsam genug. Er getraute sich nicht, sie anzusehen. Und Amanda zögerte nicht, ihren offenbaren Sieg zu verfolgen.

— Und Sie wissen, daß es gerade ein solches Fest wird. Leugnen Sie es nicht! Ich will Ihnen sagen, was ich weiß — gleichgültig,

wie ich es zu wissen bekam: Sir Trevelyan liebt die Rani und wird von ihr geliebt. Er hat eine Partei hier am Hofe, durch ihre Hilfe und durch das Mißvergnügen, das bei vielen über die Neuerungen Kala Ramas herrscht. Die Brahmanen geben ihn sogar für Râm aus. Gestern Nacht hat er die Rani drüben an den Ruinen bei ihrem Lampenspiel getroffen und wahrscheinlich das letzte mit ihr verabredet, und heute abend bei dem Fest im Parke soll die Mine gesprengt werden. Wie Sie zu so etwas haben mitgehen können, weiß ich nicht. Sie tun mir wahrlich leid!

Und mit dem plötzlichen Humor, der ihr oft in den schwersten Momenten zu Hilfe kam, fügte sie hinzu:

— Wenn ich Sie so dastehen sehe, muß ich an das Molièresche Wort denken: Mais que diable allait-il faire dans cette galère? — Eine Galeere, die einer Brigantine zum Verwechseln ähnlich sieht.

Arthur erhob den Kopf und sah ihr treuherzig in die Augen:

— O Fräulein Amanda, was das angeht — warum ich — — Er schwieg und biß sich auf die Lippen.

— Sie wollten sagen? fragte Amanda mit beißender Ironie. Bitte fahren Sie fort.

Aber Arthur schwieg beharrlich und sah ihr nicht wieder in die Augen.

— Darf ich mir dann Ihren Degen ausbitten, Herr Steel! Sie sind mein Gefangener.

Amanda scherzte, und der scherzende Ton war ihr vonnöten, wenn sie nicht schluchzend zusammenbrechen sollte. Erst jetzt wußte sie, wie sehr sie in ihrem innersten Herzen gehofft hatte, daß Arthur irgendeine Erklärung hätte geben können, wodurch ihre ganze Vorstellung von Edmunds im Gange befindlichen Verbrechen sich als ein traumhafter Spuk aufgelöst hätte. Und nun war er so gut geständig, als ob er mit klaren Worten alles berichtet hätte. Es war alles so, wie sie es sich gedacht hatte — ein trauriger Triumph für sie. Aber wenigstens wußte sie jetzt, wo sie daran war und stand vor ihrer Pflichttat — eine recht kleine, unscheinbare Tat, verglichen mit der furchtbaren, glorreichen Selbstaufopferung Amaras — aber die einzige Tat, die ihr blieb.

— Und als mein Gefangener — setzte Amanda fort — müssen Sie mich zu Kala Rama begleiten. Er muß gewarnt werden.

Arthur taumelte fast zurück, so berauschend stieg ihm die Freude zu Kopfe. So liebte sie doch nicht Edmund, wie er gefürchtet hatte! Denn wie könnte sie ihn sonst seinen Gegnern ausliefern? Oder hätte sie sich die Wirkung eines solchen Schrittes nicht klar gemacht?

— Edmund wird Sie hassen, fuhr es aus ihm heraus — und sofort wünschte er, daß die Worte ungesagt geblieben wären.

Amanda erblaßte. Das war das Opfer! — das Opfer des Herzens. Amara hatte gleichsam ihren ganzen Leib geopfert — wie das Hinduweib, das den Scheiterhaufen eines geliebten Gatten besteigt; sie aber mußte ihr eigenes Herz herausreißen und es in die Opferflamme der Gerechtigkeit hineinwerfen, um so herzlos weiter zu leben, leer an allem, was warm und leuchtend und belebend war. Wie einfach, scheinbar, wie unheroisch, ja fast wie gemein war dies: hinzugehen und jemand anzugeben. Wenn man aber den liebt, den man angeben muß, welch schwerer, schwerer Gang!

— Ob er mich hassen wird oder nicht, sagte Amanda mit fester Stimme, das Verbrechen muß verhindert, Kala Rama muß gewarnt werden. Und ich darf keine Zeit verlieren. Eben darum auch müssen Sie mich begleiten. Der kürzeste Weg ist der quer über die Bucht nach dem nördlichen Landungsplatz der Stadt. Von dort haben wir nur wenige Minuten nach dem Palast des Ministers. Wir müssen das Boot hier unten nehmen, und ich kann es nicht allein hinüber rudern.

Arthur sah mit *einem* Blick, in welch gehässiges Licht er sich als Begleiter Amandas bei einer solchen Gelegenheit stellen würde, aber auch, daß er durch seine Weigerung sein unfreiwilliges Geständnis noch unterstreichen würde; vor allem aber sah er, daß, wenn er ihrem Wunsche willfahre, gerade das erreicht würde, um dessenwillen er so ängstlich besorgt das Mädchen aufgesucht hatte: Amanda würde nicht zum Parkfest gehen, würde nicht irgendwie in Gefahr kommen — es sei denn unterwegs. Denn der Pöbel der Hindustadt war ja von den Priestern aufgewühlt, würde in wenigen Stunden das Schulgebäude in Brand stecken — befand sich also jedenfalls

und jener Schlangenkönig kam dorthin und fraß sie aus. Nachdem ich nun diesen erlegt und aus seinem Kopf den Schlangenstein genommen hatte, zerschmetterte ich auf meinem Rückweg die Jaspiskumme mit meiner eisernen Keule. Da sprang dieser Stein heraus und rollte mir vor die Füße. Ich hob ihn auf, und als ich seine große Ähnlichkeit mit dem Schlangenstein gewahrte, steckte ich ihn ein; wußte ich doch nicht, welche köstlichen Eigenschaften er vielleicht, gleich jenem, besitzen möchte. Ich fand jedoch, daß er nicht, wie jener von selber im Dunkeln leuchtete, und auch seine wunderbarste Eigenschaft, den Träger gegen Waffen und Gift zu feien, wird er kaum besitzen. Um so mehr hielt ich nun aber den Stein geheim. Denn ich dachte mir, daß, wenn mir der Schlangenstein gestohlen werden oder sonstwie verloren gehen sollte, dann könne dieser an seine Stelle treten und vielleicht gleichen Dienst tun. Denn in dieser Welt, mein Kind, wirken die Dinge nicht so sehr nach ihrer inneren Tugend, wie nach dem, wofür sie die Toren halten. In tiefer Nacht freilich würde er sich verraten, da er, wie gesagt, nicht von selber leuchtet.

Triumphierend rief Amara:

— Wenn es dunkelt, zeigt es sich, wer von uns beiden den rechten Schlangenstein an der Stirn trägt.

— Wie das dich freut, du Schelm, lachte Mahimsasa. Aber sei dessen nicht so gewiß! Denn bei dem vielfachen Schein der Lampen und der Fackeln eines solchen glänzenden Festes wird eine solche Dunkelheit wohl gar nicht eintreten. Aber laß uns jetzt gehen, damit es nicht zu spät werde.

Vom Mangohain her ertönte in diesem Augenblick der Chor der Nonnen. Amara lauschte und drückte sich zitternd an den Oheim fest.

— Nein, nein, ich muß erst meine Abendandacht hier vor dem Buddhabilde üben. Sieh doch, wie es im letzten Sonnenschein glänzt, und horch! wie feierlich sie drüben hinter den hohen Wipfeln im stillen Mangohain singen. Ach Oheim, es klingt, als riefen mich die lieben Nonnen, mich, ihre verlorene Schwester. Mir wird so weh, so bang ....

— Was fällt dir ein, mein Kind? Du, verloren?

— Liebster, bester Oheim, ich bitte dich, laß mich allein! Das Herz schmilzt mir von überirdischem Weh.

— Dann ergieße es im Gebet. Sieh, ich gehe schon. Und zu Hause soll bei dem Putz auch der Stein nicht fehlen.

Mit eifriger Bewegung hielt Amara ihn fest:

— Ja, der Stein, vergiß ihn ja nicht! und verwechsle ihn nicht, sonst grolle ich dir.

Mahimsasa beugte sich hinunter, so daß Amaras Augen in gleicher Höhe mit seiner Stirn waren.

— Blicke nur her, Kind! an diesem winzigen Riß links oben im Stein kannst du dich überzeugen, daß es der echte ist. Denn er rührt noch von dem Schwerthieb her, womit ich den Kopf des Kobrakönigs vom Körper trennte. Bist du nun beruhigt?

— O mein Herz ist voll von Dank und Liebe. Und nun küsse mich, Oheim, wie du es so oft tatest, als ich ganz klein war, wenn ich auf deinem Schoße saß, weißt du noch? da hab' ich dich auch so lange geplagt, bis du dein Stirnband abnahmst und mir den Stein zum Spielen gabst — wie heute wieder.

Bei diesen Worten überschlich den Feldherrn jener grausige Schatten des Tigerrachens, jene schreckliche Ahnung, daß eine tödliche Gefahr Amara bedrohe, die ihn immer befallen hatte, wenn er das kleine Mädchen mit dem Schlangenstein spielen sah.

— Alle guten Mächte mögen dich beschützen! sprach er leise, als er sie geküßt hatte und legte seine Hand auf ihren Kopf.

Mahimsasa ging mit schnellen Schritten den Baumgang hinunter nach seinem Palast, blieb aber bald stehen und blickte zurück. Und wie er Amara dort vor dem Buddhabilde stehen sah, in die einfachen Falten des gelben Mantels gehüllt, dessen Seide in den letzten Sonnenstrahlen wie eitel Gold leuchtete, traten ihm die Tränen in die Augen. Da leuchtete die Gestalt noch mehr, bis ein flimmerndes Netz von Goldlicht sie wie eine Glorie umgab. Und Mahimsasa murmelte, indem er sich zum Weitergehen wandte:

„Halb spielend Kind, halb sündenlose Nonne —
So ist sie meines Lebens Abendsonne!"

Und er entfernte sich schweren Schrittes. —

Amara lauschte unbeweglich dem Gesang der Nonnen, und ihre Lippen wiederholten die Worte, deren kristallene Töne hinüberwehten:

Jenseits vom trüben Todesmeer —
Vom ewig heiteren Gestade, da stammen diese Töne her.

Dann seufzte sie plötzlich tief auf, rang die Hände und warf sich vor dem Buddhabilde nieder. Und ihre Gefühle ergossen sich in ein lautes Gebet:

Vollendeter, der du im Leibe Nirvanas Wonne atmend schon,
Zu dieser Welt zurück dich wandtest, verzichtend auf gewonnenen Lohn,
Um uns die Wahrheit zu verkünden, die wir in Sünden irren hier: —
O sieh, was deinem großen Herzen die ganze Welt, ist dieser mir.
Um ihn zu retten, muß ich meiden den Port, der sicher öffnet sich,
Von seinem ruhigen Gewässer wie tönet jetzt so wonniglich
Gesang Erretteter hinüber zu mir, die ich in Angst und Not
Dem wilden Wogenschwall entgegen nun lenke mein zerbrechlich Boot,
Ja in den offenen Todesrachen mich willig werfe, ohne Scheu!
O, möge doch bei diesem Anblick sein Herz, erfüllt von bittrer Reu,
Vom Sündenwege ab sich wenden, und, aufgeschreckt, die Sinnenlust,
Die leidensäende, auf immer entfliehen der geheilten Brust!
Doch laß mich nicht nach solchem Opfer zum Tatenlohn erstehen dann
In hohen Himmels Wonnestätte, wo er mich nicht erreichen kann,
Weil ihn die Erde zu sich ziehet! sondern wo er ist, sei mein Ort!
Einander immer wieder findend — mögen wir beide fort und fort
Zusammen pilgern, so durchkreuzend die weite Wüste der Natur,
Bis recht geläutert, lustentronnen, nicht leidend selbst, mitleidend nur,
Den buntgewobenen Schleier Mayas zerreißend einst gemeinsamlich
Ins ewige Licht empor wir tauchen, vereint, dort wo kein du und ich!

Drittes Kapitel

Amanda macht einen Gefangenen

Die Manuskriptblätter entglitten ihren Händen, die sich unwillkürlich falteten, um das Gebet mitzubeten — Amaras Gebet, Amandas Gebet, der eigenste Ausdruck ihres Wesens.

Denn so war es doch. War sie nicht geradezu das Geschöpf jenes Gebetes, worin sich im Moment ihrer tiefsten Erschütterung und ihrer höchsten Steigerung die Seele Amaras ergossen hatte? Das Gebet — welche Zauberkraft schrieben ihm nicht die alten Inder zu: in ihm lag die eigentliche Schöpferkraft, der die Welten entstammen. Und sieh, hier, in diesem Gebet, hatte jene Kraft eingesetzt, war jene Richtung eingeschlagen worden, welche sie mit der nie irrenden Sicherheit der Planetenkurve mittelst eines ungeheuren Bogens durch Zeit und Raum zu demselben Ort, zu denselben Verhältnissen zurückgeführt hatte.

Dieselben Verhältnisse, und doch andere; für sie besonders auf verwirrende Weise veränderte. Amara konnte handeln. Wie aber sollte sie handelnd eingreifen? Amara konnte schon deshalb handeln, weil sie alles wußte. Was aber wußte sie? Bei ihr war alles Raten und Tappen im Unsicheren. Freilich, daß Edmund die Rani liebte, daß er sie gestern nacht — wie einst Ajatasattu die Fürstin Mahamaya — beim Lampenspiel getroffen hatte, das war keine bloße Mutmaßung. Gar zu deutlich hatte sie ja die Bekräftigung davon in Arthurs undiplomatischem Gesicht gelesen, als die kleine Lampe aus dem Gebüsch in den See hinausschwamm. Wenn sie nun aber weiter ging, wenn sie sich überzeugt fühlte, daß Edmund im Begriff sei, den Fürsten und Kala Rama abzusetzen, um die Herrschaft an sich zu reißen, stände sie dann nicht offenbar unter dem Einfluß einer Zwangsvorstellung, die aus der Vergangenheit die Gestaltung der Gegenwart eigenmächtig deutete? Nur zwei Momente konnte sie finden, die für die Richtigkeit einer solchen Deutung zu sprechen schienen. Das erstere: jenes kleine vertrauliche Gespräch zwischen Sir Edmund und Chandra Singh in der Ecke des Zimmers, das ihr schon damals, als sie noch nichts ahnte, den Eindruck gab, daß die beiden Männer in einem gemeinsamen geheimen Unternehmen verbunden waren. Und dann die Worte Edmunds an sie selbst: von Byrons halb scherzhafter Aufforderung an ihn, das Rajablut in seinen Adern wachzurufen und sich in Indien eine Krone zu holen — das Aufleuchten in der Tiefe seiner orientalischen Augen, als ob in der Tat die Diamanten eines Rajadiadems darin auf-

blitzten – ein Kräuseln der Lippen, als ob sie sagen wollten: „O, das kann noch werden“. Aber wie wenig sagten diese beiden Kleinigkeiten, wenn man sie mit nüchterner Vernunft, ohne Beihilfe der gar zu unzuverlässigen Phantasie, betrachtete!

Während sie sich solchen grüblerischen Gedanken hingab, vernahm sie Schritte, die sich draußen schnell näherten. Ohne sich zu erheben, trennte sie mit der ausgestreckten Hand die Stränge der Bambusvorhänge ein wenig und guckte hinaus. Sie sah Arthur aus einem Gebüsch heraustreten und gerade auf den Kiosk zusteuern. Ihr erstes Gefühl war das eines Mädchens, das an einem einsamen Ort sich von einem jungen Mann überrascht sieht, den sie gerne hat, aber nicht liebt, und von dem sie einer Liebeserklärung gewärtig sein muß. Aber der Ausdruck seines Gesichts zeigte eine so angstvolle Erregung, daß jene unwillkürliche Furcht sich sofort legte und dem Gedanken Raum gab: vielleicht wird er mir auf diesem Punkt gegen seinen Willen Auskunft geben, wie er es ja auch gestern bei der Lackshmilampe getan hat.

Sie hatte gerade Zeit, die umhergestreuten Manuskriptblätter zu sammeln und in den Schrein einzuschließen, als Arthur hereintrat.

– Entschuldigen Sie, Fräulein Eichstädt, daß ich so in Ihre Einsamkeit hereinbreche, aber ich habe Sie überall gesucht, und dachte mir, Sie müßten hier sein. Ich habe eine Bitte, eine sehr große Bitte an Sie: Gehen Sie heute abend nicht zu diesem Gartenfest.

Amanda stutzte. Was bedeutete dies? War das wirklich der Weg zu einer neuen Entdeckung, der sich hier schon öffnete?

– Aber Herr Steel, wie können Sie denn von mir begehren, daß ich auf ein so seltenes Vergnügen verzichten soll? Ein orientalisches Fest, ein altindischer Fürstenpark illuminiert – es muß ja etwas Wundervolles sein. – Und warum denn?

Arthur krümmte den Panamahut in seinen Händen.

– Mein Grund ist nur meine Besorgnis für ihre Sicherheit, Fräulein Amanda. Ein solches orientalisches Fest ist nichts für Frauen; es kann dort sehr wild hergehen. Es könnte leicht gefährliches Gedränge entstehen, Salven werden abgegeben und ein Gewehr kann zufällig geladen sein.

— Sie sind nicht ehrlich, Herr Steel!

Für eine eminent ehrliche Natur ist es doppelt peinlich, einmal bei einer notwendigen Unehrlichkeit ertappt zu werden, doppelt aber, wenn das geliebte Weib selbst die ertappende Person ist.

Arthur errötete tief, zwang sich aber, ihrem mißtrauischen Blick zu begegnen.

— Nie bin ich ehrlicher gewesen, Fräulein Eichstädt, nie habe ich etwas Wahreres gesagt, als wenn ich Ihnen sage, daß mein einziger Grund, diese Bitte an Sie zu richten, meine große Besorgnis für Ihre Sicherheit ist. Wenn Sie mir das nicht glauben wollen...

— O das glaube ich Ihnen, so weit sind Sie ehrlich genug. Aber es ist nicht so, wie Sie mich glauben machen wollen, daß Sie nur wegen des allgemeinen Charakters eines orientalischen Festes um meine Sicherheit besorgt sind: — es ist der Ihnen bekannte Charakter gerade dieses Festes, der Sie besorgt macht.

— Ich verstehe Sie nicht, murmelte Arthur mit der verzweifelten Empfindung, doppelt so rot zu werden, und wiederum ebenso wie gestern Nacht angesichts der schwimmenden Lackshmilampe mit dem Gefühl, daß Amanda etwas ahnte, was sie doch unmöglich seiner Meinung nach ahnen konnte.

— Nicht? fragte Amanda im zweifelnden Ton. Schade, daß Sie die Einleitung zu dem, was Kala Rama uns gestern Nacht erzählte, nicht gelesen haben. Dort wurde in aller Kürze von einer Verschwörung erzählt, die Ajatasattu bei einem kleinen Hof in Pendschab angezettelt hatte, und die bei einem nächtlichen Fest zum Ausbruch kam, wo aber bei dem Kampfe im Palastgarten die Getreuen die Oberhand gewannen, so daß Ajatasattu nur gerade mit dem Leben davonkam. Bei einem solchen orientalischen Feste wären allerdings Damen nicht am Platze, daß muß ich Ihnen zugeben.

Die Verwirrung des jungen Mannes war in ihrem Schweigen beredsam genug. Er getraute sich nicht, sie anzusehen. Und Amanda zögerte nicht, ihren offenbaren Sieg zu verfolgen.

— Und Sie wissen, daß es gerade ein solches Fest wird. Leugnen Sie es nicht! Ich will Ihnen sagen, was ich weiß — gleichgültig,

wie ich es zu wissen bekam: Sir Trevelyan liebt die Rani und wird von ihr geliebt. Er hat eine Partei hier am Hofe, durch ihre Hilfe und durch das Mißvergnügen, das bei vielen über die Neuerungen Kala Ramas herrscht. Die Brahmanen geben ihn sogar für Râm aus. Gestern Nacht hat er die Rani drüben an den Ruinen bei ihrem Lampenspiel getroffen und wahrscheinlich das letzte mit ihr verabredet, und heute abend bei dem Fest im Parke soll die Mine gesprengt werden. Wie Sie zu so etwas haben mitgehen können, weiß ich nicht. Sie tun mir wahrlich leid!

Und mit dem plötzlichen Humor, der ihr oft in den schwersten Momenten zu Hilfe kam, fügte sie hinzu:

— Wenn ich Sie so dastehen sehe, muß ich an das Molièresche Wort denken: Mais que diable allait-il faire dans cette galère? — Eine Galeere, die einer Brigantine zum Verwechseln ähnlich sieht.

Arthur erhob den Kopf und sah ihr treuherzig in die Augen:

— O Fräulein Amanda, was das angeht — warum ich — — Er schwieg und biß sich auf die Lippen.

— Sie wollten sagen? fragte Amanda mit beißender Ironie. Bitte fahren Sie fort.

Aber Arthur schwieg beharrlich und sah ihr nicht wieder in die Augen.

— Darf ich mir dann Ihren Degen ausbitten, Herr Steel! Sie sind mein Gefangener.

Amanda scherzte, und der scherzende Ton war ihr vonnöten, wenn sie nicht schluchzend zusammenbrechen sollte. Erst jetzt wußte sie, wie sehr sie in ihrem innersten Herzen gehofft hatte, daß Arthur irgendeine Erklärung hätte geben können, wodurch ihre ganze Vorstellung von Edmunds im Gange befindlichen Verbrechen sich als ein traumhafter Spuk aufgelöst hätte. Und nun war er so gut geständig, als ob er mit klaren Worten alles berichtet hätte. Es war alles so, wie sie es sich gedacht hatte — ein trauriger Triumph für sie. Aber wenigstens wußte sie jetzt, wo sie daran war und stand vor ihrer Pflichttat — eine recht kleine, unscheinbare Tat, verglichen mit der furchtbaren, glorreichen Selbstaufopferung Amaras — aber die einzige Tat, die ihr blieb.

— Und als mein Gefangener — setzte Amanda fort — müssen Sie mich zu Kala Rama begleiten. Er muß gewarnt werden.

Arthur taumelte fast zurück, so berauschend stieg ihm die Freude zu Kopfe. So liebte sie doch nicht Edmund, wie er gefürchtet hatte! Denn wie könnte sie ihn sonst seinen Gegnern ausliefern? Oder hätte sie sich die Wirkung eines solchen Schrittes nicht klar gemacht?

— Edmund wird Sie hassen, fuhr es aus ihm heraus — und sofort wünschte er, daß die Worte ungesagt geblieben wären.

Amanda erblaßte. Das war das Opfer! — das Opfer des Herzens. Amara hatte gleichsam ihren ganzen Leib geopfert — wie das Hinduweib, das den Scheiterhaufen eines geliebten Gatten besteigt; sie aber mußte ihr eigenes Herz herausreißen und es in die Opferflamme der Gerechtigkeit hineinwerfen, um so herzlos weiter zu leben, leer an allem, was warm und leuchtend und belebend war. Wie einfach, scheinbar, wie unheroisch, ja fast wie gemein war dies: hinzugehen und jemand anzugeben. Wenn man aber den liebt, den man angeben muß, welch schwerer, schwerer Gang!

— Ob er mich hassen wird oder nicht, sagte Amanda mit fester Stimme, das Verbrechen muß verhindert, Kala Rama muß gewarnt werden. Und ich darf keine Zeit verlieren. Eben darum auch müssen Sie mich begleiten. Der kürzeste Weg ist der quer über die Bucht nach dem nördlichen Landungsplatz der Stadt. Von dort haben wir nur wenige Minuten nach dem Palast des Ministers. Wir müssen das Boot hier unten nehmen, und ich kann es nicht allein hinüber rudern.

Arthur sah mit einem Blick, in welch gehässiges Licht er sich als Begleiter Amandas bei einer solchen Gelegenheit stellen würde, aber auch, daß er durch seine Weigerung sein unfreiwilliges Geständnis noch unterstreichen würde; vor allem aber sah er, daß, wenn er ihrem Wunsche willfahre, gerade das erreicht würde, um dessenwillen er so ängstlich besorgt das Mädchen aufgesucht hatte: Amanda würde nicht zum Parkfest gehen, würde nicht irgendwie in Gefahr kommen — es sei denn unterwegs. Denn der Pöbel der Hindustadt war ja von den Priestern aufgewühlt, würde in wenigen Stunden das Schulgebäude in Brand stecken — befand sich also jedenfalls

jetzt schon in einem Zustande hochgradiger Gärung und mußte jeder europäischen Erscheinung gegenüber äußerst reizbar sein. Um so gebieterischer aber war seine eigene Anwesenheit als ihr Beschützer gefordert.

— Gut, Fräulein Amanda, ich werde Sie begleiten.

Amanda hatte schon ihren breitkrämpigen Strohhut aufgesetzt.

— Also, gehen wir!

In diesem Augenblick hörten sie eine Stimme „Fräulein Amanda" rufen.

— Mein Mädchen, rief Amanda bestürzt, schnell, schnell!

Aber es war schon zu spät.

Kaum war Arthur aus dem Kiosk hinausgetreten, so wurde er von dem heraneilenden Bärbele daraufhin angerufen, ob er das gnädige Fräulein gesehen habe. Und obwohl er dies verneinte, stürmte die unhöfliche Schwäbin unaufhaltsam auf den Kiosk zu und trennte mit roher Hand den Bambusvorhang, „den Tingeltangel", wie sie diese zierliche Vorrichtung unehrerbietig nannte.

— Dachte ich mir's doch! rief sie, also hier steckt das gnädige Fräulein! Gott sei Dank, daß ich Sie endlich finde, es ist Zeit sich anzuziehen.

— Wie? Zum Fest? Das kann doch nicht so spät sein.

— Spät? Und die Elefanten, die vom Hof geschickt sind, stehen schon hinter dem Hause. Ich danke den Heiligen, daß ich nicht auf so ein Vieh hinauf soll. Wenn sie auch warten können — sie sehen geduldig genug aus — aber in einer Stunde müssen alle fertig sein, und das ist nicht zu viel Zeit, um das gnädige Fräulein anständig anzuputzen, daß diese kaffeebraunen Heiden sehen können, wie eine gute Christin im Staate ausschaut — und was all das Diamantengehänge ihrer Betel-kauenden Frauen angeht — ja, wenn es die Menge machte — —

— Nun, die Größe macht es bei mir gewiß nicht, unterbrach Amanda lachend den Redefluß der getreuen Dienerin.

Bärbele stemmte ihre Arme in die Seiten und sah ihre Herrschaft mit einem verschmitzten Lächeln an.

— So, das meint das gnädige Fräulein? Da sollten Sie doch

erst sehen, was mit den Elefanten kam — für Sie — von dem großen Herrn — ihm, der gestern da war.

— Vom Minister Kala Rama?

— Ja, Minister nennen sie ihn wohl, bestätigte Bärbele mit einem verächtlichen Schnauben, das deutlich genug sagte: ich weiß schon, wie ein Minister aussieht und lasse mir von diesem Heiden kein X für ein U machen. — Ein reicher Mann muß er jedenfalls sein, und ein freigebiger dazu. Ich mußte dem Herrn Professor helfen, das Paket aufzumachen, und was lag darin, glauben Sie wohl? Ein gelber Diamant — so groß — das sei ein Geschenk für das gnädige Fräulein, beim Fest zu tragen — er habe sich gestern Nacht überzeugt, wie schön der Stein Sie kleidet, schrieb er, denn der Herr Professor las mir den Brief vor.

Da Arthur kein Deutsch verstand, verdolmetschte Amanda ihm diesen letzten überraschenden Teil von Bärbeles Rede.

Arthur machte große Augen und schüttelte den Kopf:

— Hab ich nicht recht behalten! — Aber das muß ich denn doch sagen — zwei Vermögen im Verlaufe von zwei Tagen verschenkt!

Von allen Rätseln, die in diesen Tagen auf ihn einstürmten, war dies ökonomische Rätsel für den braven Schotten doch schließlich das unlösbarste.

Amanda runzelte nachdenklich die Stirn.

— Geh nur hinauf, gute Bärbele, ich werde sofort nachkommen.

Bärbele schüttelte den Kopf bedenklich, und ihr Blick ging mit unverhehltem Verdacht zwischen Mädchen und Jüngling hin und her.

— Wenn Sie nur nicht wieder Zeit und alles vergessen! das ist so mit der Jugend.

Sie verließ ungern dieses Paar, das sie überrascht hatte. Daß der junge Mann sich sterblich in Fräulein Amanda verliebt habe, war ihr so sicher, wie das Evangelium. Und sie hatte viel einzuwenden gegen einen Engländer, der nicht einmal Deutsch sprechen konnte, wenn sie auch zugeben mußte, daß er wie ein Christ aussähe, und nicht wie der Wirt eine wahre Mohrenfratze hätte, vor der es einem angst und bange werden könnte. Daß dieser Sir Edmund ihr liebes, schönes Fräulein wegschnappen solle, war ihre stetige Angst.

Aber auch diesem jungen Fanten — der außerdem, wie sie wußte, nichts hatte — gönnte sie den ihr anvertrauten Schatz nicht.

— Ja, ja, Jugend hat keine Tugend, scherzte Amanda — das wissen wir schon — aber beruhige dich, diesmal werde ich gewiß keine Minute verlieren.

— Ist das ein Wort? fragte das hartnäckige Dienstmädchen.

— Es klingt einem solchen recht ähnlich, sagte Amanda ungeduldig, und nun spute dich!

Diesmal zögerte Bärbele nicht, dem gemessenen Befehl ihrer jungen Herrin nachzukommen.

— Und nun schnell zum Boot hinunter! rief Arthur.

— Nein, nein, ich habe mir's überlegt — es ist viel später, als ich dachte, und höchst wahrscheinlich für diesen Plan zu spät. Wenn wir Kala Rama nicht in seinem Palast mehr antreffen, dann sind wir schlecht daran — wir können doch nicht so beim Fest erscheinen, selbst wenn man uns einließe; das würde Aufsehen und Verdacht erregen. Nein, wir müssen uns jetzt in vollem Putz mit unserer Gesellschaft zusammen zum Fest begeben.

— Aber Fräulein Amanda, ich bitte Sie — nein, nein, das dürfen Sie nicht! rief Arthur, der zu seiner Verzweiflung so unerwartet das Gefürchtete, das er schon glücklich ausgeschaltet wähnte, wiederkehren sah — nur nicht zu diesem Fest gehen!

— Ich muß — nur dort kann ich mit Sicherheit Kala Rama treffen. Daß er mir dies außerordentliche Geschenk übersandt hat, gibt mir gerade Gelegenheit, mich an ihn heranzudrängen, um ihm zu danken, und dabei werde ich mir sein Ohr für eine dringende Mitteilung erbitten.

Sie war schon aus dem Kiosk hinausgeeilt, aber Arthur hielt sie am Arm zurück.

— Nein, nein, es nützt nichts, so viel müssen Sie mich doch auch jetzt kennen: wenn etwas bei mir feststeht — —

— Aber ich will ja alles tun, was Sie mir auferlegen, wenn Sie nur hier in Sicherheit zurückbleiben wollen. Ich will Kala Rama einen Brief von Ihnen übergeben —

Amanda schüttelte den Kopf:

— Ich danke Ihnen — —

— Es ist meine Ehre, die ich Ihnen opfere, denn dies ist schlimmer, als Sie nach dem Ministerpalast zu begleiten — aber ich tue es gern, wenn Sie nur der Gefahr fern bleiben.

Amanda drückte gerührt seine Hand.

— Ich danke Ihnen, — von Herzen danke ich Ihnen — aber annehmen kann ich es nicht.

— O ja, Sie können, Sie müssen — —.

— Ich kann nicht, denn ein Brief würde nicht genügen. Ich muß mit Kala Rama persönlich sprechen — ich m u ß.

Mit einem tiefen Seufzer gab Arthur die kleine weiche Hand frei, deren Druck soeben solchen Wärmestrom durch seine Adern geschickt hatte, und folgte schweigend dem Mädchen durch den Garten nach dem Bungalow.

Viertes Kapitel

Brahmanen-Löwe und Rajput-Tiger

Die Schatten der Bäume wurden länger und purpurner, ihr Laub grünte intensiver, leuchtender schienen die Blüten ihre Kelche zu öffnen, aus denen der Duft sich in immer berauschenderer Fülle ergoß; schwärzer und geheimnisvoller ruhte in den marmorgeränderten Teichen und Kanälen das Wasser um die breiten Blätter und die Blumentassen der Lotusse; immer goldiger wurde das Gestein, ob es nun in Ballustraden schwerfällig die überwuchernden Laubmassen durchschritt, in Freitreppen sie überstieg, in Säulenkiosken sich über sie erhob oder in amphitheatralischen Bankreihen sie zurückdrängte, überall bis zum letzten Zoll in die mühsamsten Ornamente ausgehauen, überall auch zerbröckelnd und verwitternd wie immer in Indien, wo nichts restauriert wird, zumal wo — wie hier in diesem ältesten Teil des Palastgartens — für Neubauten kein Raum mehr ist.

Es war vor einem solchen Amphitheater, welches sich in die unterste Terrasse hineingrub, daß zwei Gruppen in abwartender Haltung

standen, durch den breiten Eingang zu dem arenaartigen Inneren wie durch die Kluft der Kasteninstitution scharf getrennt: rechts die Brahmanen, barköpfig, in weiße Mäntel gehüllt; links die Krieger, im farbenfreudigen Anzug der Rajputen, die kleinen grünen Turbane mit blitzenden Steinagraffen und wehenden Federbüschen geschmückt.

Unter dem Vorwand, dem fremden Sahib ein altrajputanisches Bild zu geben, hatten sie sich bis an die Zähne bewaffnet. Man sah dort außer Speeren, Schilden, arabischen Flinten und juwelbesetzten Krummschwertern noch blinkende und glitzernde Halsberge, ziselierte und mit Silber eingelegte Brustplatten und hier und da Beinschienen aus Leder, mit goldenen Knöpfen. Aber sowohl in Pracht wie in kriegerischer Ausrüstung wurden sie alle von ihrem Führer Chandra Singh überstrahlt. Dieser war vom Hals bis zur Fußsohle mit einer Ringbrünne bekleidet, deren wundervoll feines Netzwerk nur in der Mitte verdeckt wurde durch die breite, karmoisinrote Schärpe und einen kurzen weißen Faltenrock, — dem albanischen ähnlich, ein echt rajputanisches Kleidungsstück, das man auch an vielen seiner Begleiter gewahr wurde. Eine dreifache Kette von schweren, fast rauh belassenen Edelsteinen schienen seinem Halse Schutz sowohl als Schmuck zu verleihen. In seinem Tigerbart stand jedes einzelne Haar gewichst wie ein Soldat in Reih und Glied.

Ihm gegenüber, an der Spitze der Brahmanen, befand sich der Oberpriester Govind Narayan. Der Brahmanen-Löwe, wie ihn die Rani genannt hatte, machte seinem Namen keine Schande: eine ungeheure, dicke Lockenmähne hing über den Ohren hinunter und mischte sich mit dem dichten Bart, der nicht patriarchalisch über die Brust niederwallte, sondern unter dem Kinn barsch abgeschnitten war. Seine breite Stirn war durch das Vishnuzeichen verunziert: drei senkrechte Striche, der mittlere rot, die beiden anderen weiß, unten durch einen weißen, in einem kurzen Stiel endenden Bügel verbunden; es sah aus als ob man eine Stimmgabel auf seine Nasenwurzel gestellt hätte. Dies konventionelle Symbol der drei Vishnuschritte, das selbst einem wohlwollenden Gesicht einen schrecklichen Zug verleiht, steigerte bis zum Diabolischen den Ausdruck jähzorniger Herrschsucht, der wie eine Gewitterwolke seine Züge überschattete,

als er ein paar Schritte hervortrat und mit gebieterischer Handbewegung Chandra Singh zu sich heranwinkte.

Dieser folgte nicht gar zu bereitwillig der herrischen Vorladung. Chandra Singhs Vertrauter, Pertab, hatte sich womöglich noch kriegerischer gekleidet als sonst einer der Rajputen — nach der Art kleiner Personen, die, um nicht abzufallen, recht gewaltig tun. Nicht nur hatte er seine fast verwachsene Gestalt in einen Schuppenpanzer gezwängt; sondern er hatte sogar eine Sturmhaube — altafghanische Arbeit — auf sein ölglattes, unterm Ohr abgeschnittenes Haar gestülpt, so daß er später Amanda wie ein zu dunkel geschminkter Richard der Dritte vorkam. Auch er machte einen Schritt vorwärts, um nicht in der Stunde der Gefahr seinen großen Freund im Stich zu lassen. Aber die Stimmgabel an der Stirn des Brahmanen zitterte sichtbar, und als ob ihm von dorther ein furchtbares „Halt" ertönt wäre, zog Pertab sich schleunigst in die erste Reihe der Rajputen zurück. Mit einer seltsamen Mischung von Furcht, Trotz und mürrischer Untertänigkeit trat Chandra Singh vor den Brahmanen hin und verbeugte sich tief, die Stirn mit den Fingerspitzen berührend.

O Rám, Rám — murmelte er, mit dem altangestammten Rajputanergruß den Stellvertreter Krishnas begrüßend. — Verehrung dem Ehrwürdigsten, dem von Krishna Geliebten, Geweihten, dem Himmelgeborenen, mit Sonnenblick Begabten — Heil, Heil!

— Ja — „Heil Heil!" — das murmelt sich leicht in einen Bart wie den deinen, fuhr der Brahmane ihn spöttisch an, mit einer Stimme, die vor zurückgehaltenem Zorn zitterte: Du glaubst wohl, Rajput, daß Krishna nur ein Stück bemaltes Holz ist, mit Juwelen behangen und in Goldbrokat gewickelt, das wir so zum Spaß durch die Säulenhallen tragen und in dem heiligen Teiche baden?

— Wie kann nur der Ehrwürdige so scherzen? fragte Chandra Singh mit einem halbabgewandten, scheuen Blick, der hilfesuchend seitwärts schweifte, wo er seinen Klienten vermutete.

— Finde nur deine eigene Zunge, Mannstiger! lachte Govind Narayan, — und laß den glattrednerischen Schakal unter den Wölfen. Stehe mir Rede, aber merke dir: ich scherze nicht, wie du bald sehen wirst.

— Wie kann denn der Himmelgeborene so ungerechte Beschuldigungen gegen mich erheben? Bin ich denn nicht ein eifriger Diener Krishnas? opfere ich nicht reichlich bei allen Festen, diene ich nicht treu seinen Brahmanen, vor allem dem im Fleische sichtbaren Krishna, dem Himmelgeborenen, dem Ansa, dem lebenden Teil der Gottheit, dem erhabenen Govind Narayan?

— So, das nennst du treu mir dienen, wenn du den Mann, auf den ich alle meine Pläne gebaut habe, hinter meinem Rücken durch deine Thags meuchlings ermorden wolltest?

Selbst die Lippen Chandra Singhs erblaßten unter der roten Lackfarbe, mit der er sie angepinselt hatte.

— Mit Leugnen kommst du hier nicht durch, fuhr der zornige Brahmane fort. Gleichgültig, wie ich es erfahren habe. Nein, Mool Roy hat nichts gestanden und wird nichts gestehen; er hat's schon gebüßt, daß er seinen Romal im Stich ließ. Und um so besser — seine Freunde werden um so wütender losgehen ... Gleichgültig wie — du siehst, ich weiß es.

Der Himmelgeborene weiß alles, sieht alles! Der lebendige Krishna zürnt mir mit Recht, doch sei er auch gerecht in seinem Zorn! Er bedenke: „Die Prüfung, die ich Chandra Singh auferlegte, war zu groß." Eine Botschaft hatte mir der Ehrwürdigste an den Sahib gegeben, wie er gestern Nacht die Rani allein in den Dschangeln überraschen könne. — — Zu schwer, zu schwer! Möge der Himmelgeborene doch bedenken, daß er mir die Rani versprochen hat.

— Aha, lachte der Brahmane mit einem Lächeln, das Chandra Singh schaudern ließ: So sehr gelüstet dich nach der Braut? Und wie, wenn ich vor dem Altar eine Silbe des Gebetes anders ausspreche, anders betone, und den ewigen Bräutigam, Krishna, dir eine andere Braut schicken lasse?

— Keine andere Braut, Brahmane — keine andere genügt mir — ich will die Rani — keine andere, und wäre es auch eine himmlische Apsara — —

— O, die ich meine, läßt sich nicht abweisen, gar zutraulich ist sie ja — bleichgesichtig, mit wenig Schmuck versehen, zögernden Ganges,

mit leiser Stimme, einer Verliebten gleich schmiegt sie sich an dich: — „die Raja-Krankheit“ — die Schwindsucht.

Chandra Singh trat einen Schritt zurück. Sein ganzer mächtiger Körper zitterte, die Schweißtropfen rannen, von der Salbe gefärbt, ihm über Stirn und Wangen hinunter.

— So wenig macht dich zittern, tapferer Krieger? spöttelte der Brahmane. Warum denn? Seiner Gesundheit verlustig, siecht ja der Fromme wohlgemut dem erlösenden Tod entgegen. Der schlechte Mensch freilich, der den Göttern trotzt, gerät nach Ableben des Körpers auf üble Fährte, in höllische Welt. Und die höllischen Wächter lassen ihn, Fuß oben Kopf unten, anpacken und in einen siedenden, flackernden Schmelzofen werfen, wo er bis zum schaumigen Gischt aufgekocht wird. Antworte mir, Chandra Singh: Geht es den Feinden Krishnas so, oder nicht?

— Laß gut sein, Priester, laß gut sein! murmelte der erschütterte Rajput, ich bin ja kein Feind Krishnas — ich bereue! ich ließ mich von der Leidenschaft hinreißen, — flehentlich bitte ich um Verzeihung. Ich werde dem Gott und seinem Ansa bis zu meinem Tod dienen — aber beschleunige ihn nicht, wehre ihn von mir ab! bis zu meinem Tod werde ich euch dienen — jedem Winke gehorchen. — —

— Nun ich könnte vielleicht für diesmal Nachsicht üben und dir — —

— Nur die Rani, Brahmane! rief Chandra Singh wild aufblickend, die Rani! Wenn Ihr euer Versprechen — — auch die Götter müssen ihr Versprechen halten — ich sage euch, wenn Ihr die Gazellenäugige — — Priester, wenn Ihr selber — —

Er konnte kein Wort mehr hervorbringen, seine Stimme rollte nur in unartikuliertem Keuchen und Röcheln weiter.

Brahmanen-Löwe und Rajput-Tiger standen einander drohend gegenüber. Aber Govind Narayan Singh sah ein, daß er diesen Mann nicht weiter treiben dürfe.

— Mein Sohn, als ich dir jenen Auftrag an den Sahib gab, geschah es, um dich auf die Probe zu stellen. Du hast sie nicht bestanden. Mag sein, daß sie zu schwer für dich war, daß sie übermenschlich war.

— Sie war übermenschlich! Mehr als Fleisch und Blut aushalten kann.

— Nun, dieser Fehltritt sei dir verziehen. Mein Sohn, du sollst die Rani haben. Gestern wolltest du den Sahib ermorden, den wir doch heute hier als Mauerbrecher brauchen. Wenn er sein Werk getan hat, wenn die Brahmanen im sicheren Besitze ihrer rechtmäßigen Macht sind, dann darfst du ihn töten. Nicht nur darfst, — sollst — — aber keine Stunde, bevor ich es befehle. Dein Lohn ist die Rani. Solltest du dich aber noch einmal unterwinden, auf eigene Faust — —

Trompetenfanfaren und dröhnende Schläge einer großen Trommel verkündeten in diesem Augenblick das Kommen der Gäste.

Chandra Singh küßte die Hand des Priesters mit einem Blick hündischer Unterwürfigkeit und trat in die Reihen der Rajputen zurück.

Ein tiefschattiger Baumgang von hohen Zypressen führte von diesem in die Terrasse hineingebauten Theater auf ein Parktor zu, dessen pagodenartiger Aufbau in der Öffnung zwischen den Baumwipfeln sichtbar war, mit seinen glasierten Steinen hoch oben wie ein Springbrunnen funkelnd.

Durch diese Allee nahten sich die europäischen Gäste. Zuvorderst schritt Sir Edmund, der Amanda führte. Er trug einen ganz indischen Anzug, der ihm prächtig stand und von dem Schlangenstein in seinem grünen Turban vollendet wurde — ein gar leuchtender Punkt über diesem „i". Seine Begleiterin, die hierin ihm nichts nachgab, war freilich europäisch gekleidet, hatte aber mit feinem Geschmack — um nicht zu sehr abzustechen — anstatt der etwas zu einfachen Mode der dreißiger Jahre die der Napoleonszeit gewählt, in der ihre Mutter einst ihren Vater bezaubert hatte — nur nicht ganz so hoch unter den Armen gegürtet —; mit der Wirkung, daß nun zwei blutende Herzen unsichtbar hinter ihr in Prozession getragen wurden: das alte des Professors, das in Wehmut der Erinnerung an eine glückliche Jugendliebe schwamm, und das junge Arthurs, der es kaum ertrug, diese liebliche Gestalt am Arme seines Vetters zu sehen. An diesem Paare war nichts Asiatisches; immerhin machte der schlanke Schotte keine üble Figur im evening-dress, während

auch der größte Bewunderer von Professor Eichstädts indologischen Leistungen kaum behauptet hätte, daß der Frack seine kurzhalsige Person kleide. Auch verbesserte es nicht gerade seine Erscheinung, daß er den schwarzen Zivilisationshelm offen und ehrlich aufgestülpt hatte, während Arthur den seinen verstohlenerweise schamhaft zugeklappt unter dem Arm trug: gewiß nicht zum wenigsten, um in den Augen Amandas nicht stilloser als gerade nötig auszusehen.

Wenn der gelbe Diamant im Haare das einzige Orientalische an Amanda selbst war, so wurde dies doch einigermaßen durch ihr lebendes Attribut wettgemacht. Gehobenen Schwanzes, offenbar sich seiner prozessionsmäßigen Würde voll bewußt, schritt Garuda an ihrer Seite einher, scheinbar nur um den richtigen Schritt und Tritt bekümmert, in Wirklichkeit aber mit vor Neugierde brennenden Augen überall hin- und herspähend, ob sich etwas Verdächtiges rühren sollte, in welchem Falle er für nichts mehr einstände.

Garuda gehörte eigentlich nicht zu den eingeladenen Gästen. Als aber Amanda und ihr Vater schon im Howdah saßen und der Elefant — ein prächtiges Tier aus den Ställen Kala Ramas — sich von seiner knieenden Stellung erhoben hatte, ertönte unten ein verzweifeltes Winseln, und der zurückgelassene Garuda versuchte so beharrlich an dem Vorderbein des Elefanten in die Höhe zu klettern, daß das dadurch belästigte Tier den Kleinen mit seinem Rüssel ergriff und ihn oben wohlbehalten aber jämmerlich schreiend, ablieferte.

So kam Garuda mit zum Feste.

Ein Gefolge von der ganzen Dienerschaft Sir Edmunds beschloß diesen Zug.

Durch eine Querallee, die in starker Steigung auf den Palast zuführte, nahte unterdessen eine andere Prozession, wo die orientalischen Elemente durch keine fremde Beimischung irgendwie gestört wurden: glitzernde Seide, eine Regenbogenversammlung der freudigsten Farben, Perlen und Diamanten en masse — das war der reine Orient, der hier heranschritt; an der Spitze Kala Rama im purpurnen, goldgestickten und edelsteinbesetzten Kaftan, mit einem Kollier von Brillanten, das wie eine Sonne blitzte. Es bedurfte der ganzen geistigen Überlegenheit des großen Ministers, um in einem euro-

päischen Auge durch diese fast unmäßige Pracht nicht etwas an Würde einzubüßen und einer gewissen Minderwertigkeit anheimzufallen; nicht alle seine Kollegen — die verschiedenen Würdenträger des Rajahofes — entgingen dieser Gefahr. Bei einigen von ihnen blieb der Orient sich auch insofern treu, als, in der Nähe betrachtet, diesem Glanz ein Schatten der Schäbigkeit beigemischt war; die Juwelen wirkten mehr durch die Massen als durch Vollkommenheit und waren durchgehend schlecht gesetzt, die Seide war vielfach abgetragen, und die Farben waren hier und dort verblichen.

Der europäische Zug kam zuerst an. Chandra Singh vollzog die vorläufige Begrüßung des edlen Sahib, der diesem geringen verfallenen Parke durch seine erhabene Anwesenheit neuen Glanz verleihe und ihm durch seinen die ganze Welt durchstrahlenden Ruhm einen Schimmer längst vergangener Herrlichkeit auf kurze Zeit zurückgäbe. Darauf hielt der Brahmane eine ebenso glänzende Ansprache an Professor Eichstädt, der, wie niemand bezweifeln könne, einer der alten Rishis sei, jener fast übermenschlichen Weisen, in unserer verdorbenen Zeit wiedergeboren, um den Indern von heute ihren alten heiligen Wissenshorst wieder auszugraben.

Edmund erwiderte mit einer kurzen Danksagung, während Professor Eichstädt es sich nicht nehmen ließ, eine lange Prachtrede auf die Weisheit der Brahmanen loszulassen, welche niemand verstand, weil sie im klassischsten Sanskrit gehalten wurde. Als er mit einem Lob auf die anwesenden Vertreter dieser Weisheit geschlossen hatte, wurden ihm vom Oberpriester die Brahmanen der Reihe nach vorgestellt — eine wahre Feuerprobe für sie, da der deutsche Gelehrte für jeden einen zwar schmeichelhaften aber jedem unverständlichen Sanskritspruch übrig hatte, bis ihm schließlich ein alter Pandit ganz angelegentlich als „ein großer Mann, ein vedischer Mann" anempfohlen wurde. Groß war er seiner Gestalt nach, und vedisch mochte er insofern sein, als er allerdings große Stücke der Heiligen Schrift auswendig konnte, aber der Ausdruck seines Gesichts mit der hohen, kahlen, aber leeren Stirn ließ nicht vermuten, daß er viel von dem

Rhisis; Heilige, Urheber des Veda.

tieferen Inhalt begriffen habe. Immerhin nahm Professor Eichstädt, dessen Erwartungen schon bedeutend herabgestimmt waren, mit diesem Kollegen dankbar vorlieb.

Kala Rama, der sich unterdessen längst mit seinem prachtvollen Gefolge eingefunden und vorn am Theater Aufstellung genommen hatte, begrüßte jetzt die Gäste im Namen seines Herrn. Vorläufig sei es der Wunsch des Raja, daß die verehrten Freunde aus dem fernen Abendlande, die ihm heute die Ehre gäben, zuerst in diesem alten Theater, wo früher oft Mensch und Tiger miteinander gerungen hätten, sich einige friedliche Spiele alt-rajputaner Art ansehen möchten.

Darauf stellte Kala Rama der Gesellschaft die verschiedenen Würdenträger vor. Diese drängten sich begehrlich an Sir Edmund heran — jeder wollte ihn für sich haben: der Oberbefehlshaber der Truppen stellte ihm eine Revue in Aussicht, wobei er ihm eine echte Rajputaner Reiterattacke vorführen würde, wie sie bis jetzt wohl kein Franke gesehen habe; der Schatzmeister versprach, ihm Reichskleinode zu zeigen, die sonst jedem sterblichen Auge verschlossen blieben, während der Oberhofmarschall ihn die weit draußen in der Wüste begrabene Stuterei des Fürsten besichtigen lassen wollte. Dabei versicherte ihm jeder, daß er allein das Vertrauen des Raja besäße, und daß ein Fremder nur durch ihn seine Ziele hier am Hofe würde erreichen können, und warnte ihn vor den anderen im allgemeinen, vor diesem und jenem, der ihn soeben gesprochen hatte, im besonderen, und am allerbesondersten vor Kala Rama, dessen Einfluß übrigens überschätzt würde.

Die meisten von ihnen befolgten dabei wohl nur die alte traditionelle orientalische Hofpolitik, sich mit einem neuen Günstling gutzustellen, nach der Regel: „auf alle Fälle". Einige verbanden allerdings damit auch eine bescheidene konkrete Hoffnung auf ein Trinkgeld — wie denn der Schatzmeister Edmund auf die Seite nahm und ihm flüsternd anvertraute, man täte gut, hier nicht alles nach dem äußeren Glanz zu beurteilen, denn hier, wie bei allen anderen indischen Höfen, sei viel zurückgegangen. Die Hofchargen trügen alle nicht mehr so viel ein wie früher, und er könne ihm sogar sehr

hohe Würdenträger nennen — Name oder Bezeichnung seien überflüssig — die keineswegs zu stolz wären, um von der Freigebigkeit eines hochgestellten Fremden kleinere oder wohl gar größere Remunerationen anzunehmen für solche Dienstleistungen, die in ihrer Macht ständen.

Fünftes Kapitel

Der Nautsch

Unterdessen hatte Amanda Zeit gefunden, sich einen passenden Moment auszusuchen, um Kala Rama für sein fürstliches Geschenk zu danken. Indem sie nun dabei seine Hand küßte, flüsterte sie:

— Ich muß Sie heimlich sprechen, Exzellenz: ich habe Ihnen eine Sache von höchster Wichtigkeit anzuvertrauen, die keinen Aufschub duldet.

— Sobald diese Schaustellung vorüber ist, meine liebe Memsahib, werde ich Sie hinführen, wo wir ganz ungestört miteinander sprechen können.

— Wenn es dann nur nicht zu spät — —

— O, seien Sie ohne Sorge, es wird nicht gar zu lange dauern.

Mit diesen Worten führte er Amanda zu den Ehrensitzen der ersten Reihe und lud Sir Edmund ein, sich an seine andere Seite zu setzen. In einem Augenblick hatten alle Anwesenden Platz genommen, wodurch nur ein Teil der vordersten Sitzreihen bevölkert wurde.

Zwei, wie es schien, in alte Shawltücher gewickelte Inder betraten von entgegengesetzten Seiten die kleine Arena, jeder einen Widder haltend, dessen Kopf ebenfalls in ein Tuch gewickelt war. Sofort war alles ein Geschrei und ein Wirrwar von schnalzenden und gespreizten Fingern, als ob sie alle Morra spielten. Es war das Wetten, das losging. Die Köpfe der Widder wurden enthüllt, und ohne sich einen Augenblick zu bedenken, stürzten die beiden Tiere aufeinander los und begegneten sich in der Mitte der Arena mit

einem solchen Krach, daß Amanda einen kleinen Schrei ausstieß, in der Erwartung, die armen Tiere mit zerschmetterten Köpfen daliegen zu sehen. Sie prallten aber nur zurück wie ein paar Billardkugeln, um sich sofort wieder mit einem noch fürchterlicheren Krach zu begegnen, aber ohne eine andere, sichtbarere Wirkung als die erstere.

Edmund lachte laut: Er sei sonst nicht gerade ein Neidhammel, aber diese beiden Widder beneide er; wußten sie doch offenbar nicht, was Kopfweh sei. Professor Eichstädt aber pries den Vorzug eigener Anschauung; — von jetzt ab wisse er, warum die Alten ihren Sturmböcken Gestalt und Namen des Widders gegeben hätten.

Nach dem dritten Zusammenstoß wurden die streitbaren Tiere — offenbar sehr gegen ihren Willen — auf den Wink Kala Ramas entfernt, zur größten Beruhigung Amandas, die an dieser rajputanischen Volksbelustigung durchaus keinen Gefallen fand, was ihr der Minister wohl anmerkte.

— Ich fürchte, Memsahib, sagte er, daß dieses Beispiel unserer volkstümlichen Gebräuche Ihnen wenig zugesagt hat — oder eigentlich kann ich nicht sagen, daß ich es fürchte, da ich es nicht anders erwartet habe. Auch schien es mir nicht wahrscheinlich, daß die nächste Nummer, die das Programm von Rechts wegen hätte aufzeigen müssen, besseres Glück bei Ihnen gehabt hätte, weshalb ich sie gestrichen habe. Eigentlich hätte nämlich jetzt ein Wachtelkampf folgen müssen.

— Ein Wachtelkampf, Exzellenz? Sie meinen doch nicht, daß die kleinen Vögel miteinander kämpfen?

— Ach, davon haben Sie noch nichts gehört, Memsahib? Das ist ja ein uralter, höchst beliebter indischer Sport.

— Nein, wie die Menschen doch grausam und gemein sind! Diese lieben, kleinen Vögel, die so herzig in unseren Wäldern singen — „Fürchte Gott" rufen sie, meint das Volk — das klingt so frisch und klar wie das Sprudeln einer Quelle. Ich wurde immer froh, wenn ich es hörte — unser großer Beethoven hat auch den Wachtelruf so lieb gehabt, hat ihn in Musik gesetzt — und diese kleinen Tiere hetzt man hier aufeinander, natürlich um seiner Spielwut zu frönen und Wetten zu machen — das ist wirklich recht abscheulich!

— Ich will diese böse Sitte gegen Ihren gerechten Zorn nicht verteidigen, Memsahib, sagte der greise Minister mit sanftem Lächeln. Wenn die Tierchen auch selber etwas streitbar sind, geziemt es gewiß nicht den Menschen, ihre Leidenschaft noch künstlich anzufachen, um dabei ihrer eigenen Spielwut zu frönen. Um so mehr freut es mich, daß ich so voraussehend war, diese Nummer zu streichen. Wenn aber der sportmäßige Anfang dieser Schaustellung Ihnen mißfallen mußte, so werden Sie, hoffe ich, reichlichen Ersatz durch die letzte Darbietung finden. Ein zartes Spiel, recht für Frauenseelen geschaffen — wie es denn auch in der Tat eine besondere Aufmerksamkeit für Sie seitens der Rani ist.

Amandas ehrliches Gesicht zeigte nur zu deutlich, daß sie sich von einer Aufmerksamkeit der Rani nicht größeres Vergnügen verspreche, als von den brutalen Sportspielen Altrajputanas.

Der Stimmenlärm der enttäuschten Wettenden verstummte jetzt plötzlich. Ein großes weißes Tuch war über den Boden für den Nautsch gebreitet worden, und zwei Nautschnis erschienen jetzt — eitel duftige zartfarbige Musseline, blitzende Juwelen, glänzende Goldspangen. Sie machten ihren Salam vor dem Minister und den fremden Gästen, gaben ihren drei im Hintergrunde kauernden Musikanten ein Zeichen, hoben die Arme in die Höhe und stimmten, beim ersten Ton der Instrumente, ein populäres Lied an mit einem Temperament, das sofort die Zuhörer zu lautem Beifall hinriß, während Amandas Ohren nicht wußten, ob sie am meisten durch diese schreienden und öfters dissonierenden Stimmen oder durch das ewige Feilen auf derselben Kadenze und das blödsinnige Tam-Tam der Begleitung beleidigt sein sollten. Der Tanz aber, womit die Nautschnis ihren Gesang illustrierten, fesselte sie sofort durch seine Anmut und lebhafte Ausdrucksfähigkeit. Im Anfange waren die Bewegungen sanft, als unwillkürliche Kundgebungen eines stillen Behagens, während die Tänzerinnen ihren Chuddur, den farbigen Musselin, der den Oberkörper bedeckte, mit größter Behendigkeit abwickelten und umwickelten, wobei sie Formen von statuenhafter Schönheit entschleierten und verhüllten. Als dann aber die Musik anschwoll, wurden Haltung, Bewegungen und Mienen immer leb-

hafter; Sehnsucht, Hoffnung, Furcht, Eifersucht und Haß redeten abwechselnd ihre unverkennbarste Sprache, bis schließlich Musik und Gesang, gegenseitig einander steigernd, die beiden Mädchen zu wahren Verkörperungen der glühendsten Liebe und des hoffnungslosesten Verzweifelns umzauberten — offenbar dem Inhalt der volkstümlichen Ballade entsprechend, die sie vortrugen.

Die Worte waren freilich Amanda unverständlich. Sie vermißte sie aber nicht. Längst war jedes Sichsträuben der Sinne und des Geschmackes gegen fremdartige Tonleitern, Intervalle, Rhythmen oder Klangfarben dahin. Wie könnte auch Kritik sich regen, wo alles unmittelbares Erlebnis wurde? War denn dies nicht ihre eigene Liebe, in ihrem leisen, ahnenden Aufkeimen, ihrer vergeblichen Hoffnung, ihrer starren Versteinerung dem Medusengesicht einer verneinenden Zukunft gegenüber? Aber nicht nur ihr eigenes Gemüt wurde ihr klarer denn je entschleiert, auch die Zuckungen anderer Herzen durchzogen das ihre. Dieser Aufschrei wildesten Verlangens, diese halb flehenden, halb gebieterischen Blicke, dies ungestüme Umarmen eines Luftbildes — war das nicht die Leidenschaft, welche die Rani zu Edmund zog; und diese gärende Unruhe, dieser Sturm eines phantastischen Wollens, dieser Rausch einer schwärmenden Phantasie, der das ganze Wesen in seinen Wirbel hineinsaugt — so mochte es wohl in Edmunds Innerem aussehen. Aber auch dies kam ihr mit unbarmherziger Deutlichkeit zum Bewußtsein, wie schlicht, gerade und treu dieser junge Hochländer an ihrer Seite sie liebte — und ach! wie grausam unbelohnt; auch diese, mutmaßlich nur im fernen Norden einheimischen Gefühle schienen im Gesang und Tanzspiel der beiden Hindumädchen Leben zu gewinnen — sei es nun, daß wirklich ähnliches ausgedrückt wurde, sei es, daß Amanda, in der einmal erreichten hellseherischen Erweiterung ihres Gemütes, nicht umhin konnte, auch ihn zu umfassen, dessen Blick um so öfter auf ihr ruhte, als er von diesem langdauernden und etwas einförmigen Ballett herzlich wenig hatte.

Solchermaßen im Innersten aufgewühlt, von eigenen und fremden Leidenschaften zerrissen, sah Amanda nur halbbewußt, wie die beiden Nautschnis unter endlosem Beifall in den Armen ihrer her-

beteilenden Wärterinnen erschöpft zusammenbrachen, und, in große Tücher gehüllt, als schwankende Gestalten hinausgeleitet wurden, während ihre Musikanten, die sich nicht weniger ausgegeben und schließlich wie in Trunkenheit ihre Instrumente behandelt hatten, in einem Häufchen keuchend dalagen.

Da lief eine Welle der Erregung durch die Reihen. Ein Namen tanzte von Mund zu Mund: — Punna — Punna!

Punna — eine der berühmtesten Nautschnis Indiens, die präsumptive Erbin Alfinas, „der Catalani des Ostens", und schon von vielen dieser vorgezogen, wegen ihrer jugendlichen Frische. Sie trat ein — und was ihre beiden Vorgängerinnen an Pracht entfaltet hatten, schien einer schlechten Theatergarderobe angehören zu müssen. In der Tat schätzte man den Schmuck, den sie trug, auf viertausend Pfund Sterling, wovon ein nicht geringer Teil auf ihren Nasenring fiel, ein gebogener Strahl von Diamanten- und Smaragdglanz. Aber man vergaß gar bald ihren Schmuck über ihrer Schönheit, die nicht, wie die ihrer meisten Kunstschwestern, dem üppigen jüdischen Typus angehörte, sondern schlank und zart war, Arme und Hände, Knöchel und Füße von der vollendetsten Symmetrie, ihr kleines, liebliches Gesicht durch eine rührende Sanftmut verklärt, die aus ihren großen, kindlichen Augen herausstrahlte. Sanft und weich war auch ihre Stimme, und so waren die Lieder, die sie vortrug — sehr verschieden von denen ihrer Vorgängerinenn, auch in ihrer edleren und dem europäischen Ohre faßlicheren Melodie. Punnas Silbertöne fielen wie Balsamtropfen in das aufgeregte, zerwühlte Gemüt Amandas. Besonders ein Lied, das letzte, ergriff sie tief. Kala Rama flüsterte ihr zu, es sei eine einheimische Volksweise, die wohl aus ganz alter Zeit herstammen mochte. Sie kam Amanda merkwürdig bekannt vor, aber lange bestrebte sie sich vergebens, sie mit irgendeiner Erinnerung zu verknüpfen. Sie suchte zu weit zurück, denn es wollte sie bedünken, als müsse sie diese Töne in ihrer frühesten Kindheit gehört haben: und mit einem Male wurde sie inne, daß ihre Bekanntschaft mit ihnen aus allerneustem Datum war. Jenes Nachsummen zur Juggurt-Ballade, daß sie gestern, als die Rani ihr vorsang, so stark bewegt hatte, war die Materie, aus der

sich diese einfache Weise gebildet hatte: was aber dort in seiner Formlosigkeit unsagbar wild und öde klang, das hatte hier, unter Beibehaltung der Melancholie, eine milde, ja fast trostverheißende Gestaltung gewonnen, die für Punnas Stimmklang und Vortragsweise ebenso gut paßte, wie jener Wüstencharakter für die der Rani.

Wovon das Lied selbst handelte, konnte sie nicht wissen. Es mochte von Zweien singen und sagen, die sich nach langer, langer Trennung wiederfanden, sich nach langer, langer Verkennung wiedererkannten. So wenigstens wurde ihr bei den Tönen zumute. Und als sie nach Edmund hinüberblickte, sah sie zu ihrer größten Verwunderung, daß er ebenso ergriffen lauschte, wie sie selber, daß er ähnliches, wo nicht gar dasselbe fühlte. In seinen großen, dunklen Augen blinkte es feucht. Ihm gelang es, die verräterische Träne zurückzudrängen; die ihre trat über den Rand des Augenlides und rollte die Wange hinunter, und zwar gerade in dem Moment, wo ihre Blicke sich begegneten.

— Es hat uns nicht wenig gekostet, die Punna von Delhi hierher zu locken, sagte Kala Rama leise, aber sie ist nicht vergebens gekommen, und wird es auch nicht bereuen. Ich werde diese Träne für sie eine Perle werden lassen. —

Arthur sah verwundert vom einen zum andern: Was sie nur alle an dem erzlangweiligen Geheule fanden! Ihm war es ja genug Amanda anzusehen, die fast noch lieblicher war, wenn sie weinte, als wenn sie lachte — nur daß es zum Verzweifeln war, sie nicht trösten zu dürfen. Sollte aber überhaupt von diesen Aufführungen Notiz genommen werden, so setzte er seine Hoffnung auf die Akrobaten.

Sechstes Kapitel

Wo die weißen Tauben kreisen

Wer auch das Programm dieser Schaustellung entworfen hatte, jedenfalls war er darauf bedacht gewesen, durch Kontraste zu wirken.

Nach dem stimmungsvollen Nautsch folgte als Gegensatz eine derbe, volkstümliche Clownszene: Zwei angebliche Pferdehändler

aus Pendshab begegneten sich als gute Freunde, gerieten aber wegen der verschiedenen Vorzüglichkeiten ihrer lebendigen Ware in einen Streit, der das ganze reichhaltige Schimpfvokabular der indischen Volkssprache weidlich ausnutzte und nahe daran war, in Tätlichkeiten überzugehen, als sie sich plötzlich wieder versöhnten, sich bezechten und Arm in Arm unter dem heiteren Beifall der lachlustigen Zuschauer die Bühne verließen.

Die jetzt auftretenden Akrobaten setzten durch ihre halsbrecherischen Künste fortwährend Amanda in große Angst, und sie atmete erst wieder recht auf, als diese Gleichgewichtskünstler mit ihren mastenhohen Bambusstangen wieder das Feld räumten, und eine gar seltsame Figur die Arena betrat: ein Malaye, nach der Hautfarbe zu urteilen, mit einer Krone von Vogelfedern auf dem Kopf und einem kurzen Röckchen aus demselben fröhlichen Material — ein wahrer Papageno. In der Hand trug er einen langen, dünnen, weißen Stab. Er war von drei Knaben begleitet, deren jeder einen Käfig aus Bambusrohr auf den Boden hinstellte.

Kala Rama beugte sich etwas gegen Edmund vor:

— Wenn die vorhergehende Leistung, edler Sahib, Ihnen vielleicht etwas minderwertig erschien, obwohl sie in ihrer Art wohl eine vorzügliche zu nennen ist, so werden Sie jetzt, glaube ich, reichlich entschädigt werden. Denn dieses ist etwas so Eigenartiges, daß es sich wohl lohnt, die Aufmerksamkeit eine Viertelstunde lang darauf zu richten, und sie werden es nicht leicht anderswo in solcher Vollkommenheit sehen. Der Taubenabrichter der Rani wird uns seine Künste zeigen und die seiner geflügelten Untertanen.

Edmund stutzte: — Was für eine Botschaft hatte ihm die Rani an den Brahmanen-Löwen mitgegeben? „Wo die weißen Tauben kreisen."

Der eine Käfig wurde geöffnet. Eine Schar kupferbrauner Tauben — etwa zwanzig an der Zahl — flog heraus, und zum größten Erstaunen der europäischen Gäste gehorchten sie der Stimme und dem Stabe des gelben Papageno: bald in Zirkeln, bald in langgedehnten Elipsen, bald in kunstvollen Schleifen, bald niedriger, bald höher, kreisten sie über den Köpfen der entzückten Zuschauer.

Ein Wink, und der zweite Käfig öffnete sich. Eine ebenso große Schar von schieferblauen Tauben wirbelte heraus, und in ihrem Eifer, die Höhe zu gewinnen, mischten sie sich mit der schon in der Luft schwebenden braunen Schar, bis alles ein verworrenes Durcheinander war. Es schien hoffnungslos, hier wieder Ordnung hineinbringen zu wollen. Aber einige durchdringende Kehllaute Papagenos, von magischen Bewegungen des weißen Stabes unterstützt, zauberte sehr bald eine merkliche Veränderung in die Bewegungen der Vögel hinein. Anstatt des ziellosen Hin- und Herflatterns trat bewußtes Sich-Suchen und Sich-Fliehen, bis die blaue und die braune Schar getrennt nebeneinander schwebten, sich in Reihen ordneten und nun in zwei Kolonnen — die blaue zuerst — über der Arena kreisten.

Kaum war aber diese musterhafte Ordnung hergestellt, als eine weiße Schar aus dem dritten Käfig so ungestüm hervorbrach, daß alles wieder in ein Chaos zurückfiel. Etwa siebzig Tauben taumelten kaleidoskopisch durcheinander. Aber es gelang der Stimme und dem unermüdlichen Stabe Papagenos, sie wieder in drei Kolonnen zu ordnen, die jetzt auf sein Kommando und seinen Wink allerlei Luftevolutionen ausführten. Die weiße Schar stürzte wie zum Kampfe auf die braune los, durchbrach die geflügelte Phalanx, machte Kehrt und griff den in Unordnung geratenen Feind wieder an, bis dieser nach allen Seiten davonfloh, worauf dann die blauen Tauben den Kampf mit den Siegern aufnahmen; dann sammelten sich auf ein neues Signal die blauen und die braunen in je einen dichten Klumpen und stiegen wechselweise senkrecht auf und ab, wie zwei Eimer in einem Brunnen, dessen weißer Marmorrand von den sie umkreisenden weißen Tauben gebildet wurde. Aber ein neuer Ruf mit dazugehörender Stabbewegung ordnete nun alle drei Scharen in einen horizontalen Plan. Es war, als ob eine mächtige, dreifarbige Pankha über dem Theater gespannt wäre, langsam sich hebend und senkend mit der Regelmäßigkeit tiefer Atemzüge und einem erfrischenden Rauschen und Klappern von hundert kleinen Flügeln.

Die Pankha ist ein, unter der Decke befestigter, langsam schwingender großer Fächer, von ca. zwölf Fuß Länge.

Ein leises Murmeln allgemeinen Entzückens belohnte diese Hauptleistung Papagenos.

Dieser schwang nun seinen Stab dreimal über dem Kopf und stieß drei aufgeregte Schreie aus.

Sofort stiegen die Tauben in drei getrennten Scharen in die Höhe, deren jede ihre eigene Richtung einschlug, als ob sie nun ganz von dannen fliegen wollten. Die weiße folgte der Allee, zwischen den Zypressenwipfeln fliegend, bis sie an deren Ende den glitzernden Pagodenturm des Parktores umkreiste. Beleuchtet von den Strahlen der Abendsonne schwebte sie lange über der krönenden Tonnenwölbung des hochragenden Bauwerkes gleich einer rosigen Abendwolke, die sich wechselweise entzündete und erlosch, je nach der gleichzeitigen Drehung aller Taubenflügel. —

Und in den Ohren Edmunds sang es mit der summenden Singsangstimme der Rani: „Wo die weißen Tauben kreisen — wo die weißen Tauben kreisen".

Er wußte, daß draußen irgendwo versteckt Jang Kafur und seine fünfhundert Krieger diesem Taubenflug mit gespanntem Blick folgten und aus ihm ihren Weg erkannten, um in diesen friedlichen Festpark hineinzurücken und ihn als Herrn in den alten Rajapalast einzuführen, der hinter ihm seine zinnengekrönten Bastionen und Türme erhob.

Und er wagte es kaum, Kala Rama anzublicken, als dieser ihn fragte, wie ihm dieses zierliche Taubenspiel gefallen habe. Es war ihm, als müsse der alte Staatsmann in seinen Gesichtszügen lesen können, wie wenig spielerisch ihm dieser Taubenflug war, wie fern er sich von der unbefangenen naiven Freude Amandas befand, die ihren Widerwillen gegen etwas, was von der Rani kam, vollkommen vergessen hatte und mit kindlichem Entzücken in die Hände klatschte.

Sein Blick suchte den Oberpriester und Chandra Singh. Er erwartete sie in vollkommen gleichgültiger Haltung zu finden, gar zu erhaben, um dieses weibische Taubenspiel auch nur eines Blickes zu würdigen. Aber ganz im Gegenteil, sie waren die Erregtesten, zeigten mit den Händen umher, riefen sich quer über die Arena zu:

sie wetteten, wie es zwei echten Indern bei einer solchen Gelegenheit gebührte. Wahrscheinlich wetteten sie darum, welche von den drei Scharen zuerst zurückkehren würde, und als ein schnell sich näherndes Flügelsausen die Rückkehr einer Taubenschar verkündete, während die weißen Tauben sich erst nur anschickten, den Gipfel des Torturmes zu verlassen, gebärdete sich Chandra Singh wie einer, der eine Wette — und zwar eine recht hohe — verloren hat.

„Bei Jupiter" — dachte Edmund — „diese Inder sind uns doch voraus."

Siebentes Kapitel

Die Inschrift Naradas

Sobald die Tauben zurückgekehrt waren und sich über das reichlich auf dem Boden der Arena ausgestreute Futter hergemacht hatten, erhob Kala Rama sich und gab dadurch zu erkennen, daß die Vorstellung vorüber sei.

Er teilte Sir Edmund mit, daß sein Herr, der Raja, ihn in einer Stunde auf der obersten Terrasse — der Gandharven-Terrasse — im Pfauenpavillon erwarte, und bat ihn, sich mittlerweile diesen Teil des Parkes ansehen zu wollen. Chandra Singh sei damit beauftragt, ihn überall herumzuführen, während der Professor in der Gesellschaft seines gelehrten indischen Kollegen am besten aufgehoben sei.

— Ich selber will der Memsahib, die mir heute die Ehre macht, meinen gelben Diamanten — den Zwilling Ihres Schlangensteins — zu tragen und ihm somit eine edlere Einfassung zu geben, als er jemals gehabt, eine Sehenswürdigkeit zeigen, die für sie ein ganz besonderes Interesse bietet.

Edmund ergriff diese Gelegenheit, um mit einer tiefen Verbeugung zu sagen:

— Mit großer Genugtuung und zu meinem nicht geringen Trost, Exzellenz, habe ich gesehen, daß ich nicht der einzige bin, an den Sie

unschätzbare Edelsteine verschenken, — daß ich vielmehr die Ehre mit einer Dame teile, die ihrer weit würdiger ist, als ich es bin. Ich kann jedoch, was mich betrifft, den Schlangenstein nur als ein Darlehen betrachten, mit dem Sie mich so freundlich bedacht haben, damit ich nicht gar zu ärmlich in dieser edelsteintragenden Gesellschaft erscheinen sollte, und werde mir also gestatten, Ihnen, Exzellenz, nach dem Fest den kostbaren Stein mit Dank zurückzugeben.

— Wir werden später davon sprechen, edler Sahib, antwortete Kala Rama. Sollten Sie dann noch der Meinung sein, daß es einen Sinn habe, mir den Schlangenstein zurückzugeben, dann werde ich mich auch nicht länger weigern, ihn zurückzunehmen; doch glaube ich, Sie werden mir dann selber recht geben und ihn nicht als Darlehen, sondern als Geschenk betrachten.

Edmund wußte nicht, was er auf diese, seiner Meinung nach ziemlich sinnlosen Worte antworten sollte; denn wie in aller Welt könnte er dahin kommen, ein solches Geschenk als etwas Gebührliches anzusehen? Er blieb aber nicht lange in dieser Verlegenheit, denn Kala Rama, der offenbar keine Antwort erwartete, verabschiedete sich schon mit der ihm eigenen feierlichen und doch herzlichen Höflichkeit und entfernte sich, Amanda mit sich fortführend.

Daß diese sein erklärter Liebling sei, war allen bekannt, und schon hatten auch die meisten gehört, daß der Minister ihr zum heutigen Fest seinen berühmten Edelstein zum Geschenk gemacht habe, ein Zeichen seiner Gunst, das nicht leicht überboten werden konnte. So erweckte es denn kein Aufsehen oder besondere Neugierde, geschweige denn Beunruhigung, daß die beiden sich zusammen fortbegaben.

Zu beiden Seiten des alten Amphitheaters führten breite Freitreppen hinan zur Höhe der ersten Terrasse. Kala Rama wählte die zur linken Hand: die Garuda-Treppe. Die Absätze von je zehn Stufen, deren Vorderseite ein zierliches Wellenmuster zeigte, waren rechts und links von Garuda-Gestalten bewacht — mächtige, in harten Sandstein ausgehauene Greifen mit ungeheuren Schnäbeln und mantelartigen Flügeln, jeder auf einer im Todeskampf sich windenden Schlange thronend.

Der lebendige, andersgestaltete Garuda hüpfte zwischen dieser Doppelreihe seiner Namensvettern treppauf, ohne sie weiter zu beachten, aber sehr darauf bedacht, ob irgendwo zwischen den Stufen im verwitterten Gestein ein verdächtiges Loch sich befände, wo vielleicht einer seiner Erbfeinde sich hätte einnisten können.

Die erste Terrasse lag schon vollständig im Schatten. Das Sonnenlicht bronzierte nur die obersten Stufen der nächsten Freitreppe, die von ihr zur zweiten — der Naga-Terrasse — emporführte, deren schwerfällige Ballustrade, auf der die gigantischen Schlangenbeine der Wasserdämonen sich buchteten, während hier und dort ihre verstümmelten Torsos sich emporreckten, in ihrer ganzen Länge aufglühte. Hier unten aber, wo unter den dunklen, mit weißen Blütensternchen übersäten Kronen eines Orangenhaines der Schatten am tiefsten war, winkte ihnen ein erleuchteter Kiosk. Nach diesem führte Kala Rama das Mädchen.

Es war ein kleiner Rundbau von reich ornamentierten, vieleckigen Marmorpfeilern, deren trägerförmige Kapitäle so weit ausgriffen, daß sie sich fast gegenseitig berührten, und eine niedrige Kuppel trugen von der echt indischen Konstruktion, die in alle Ewigkeit zusammenhalten würde, wenn nicht die tödliche Kraft der tropischen Vegetation dem Bestande ein Ende machte — was aber hier nicht der Fall war. Offenbar waltete eine schützende Hand über dieser Stelle. Zwischen den Säulen waren Sitzplätze angebracht, und von oben hingen kleine, hell leuchtende Lampen herab. In der Mitte aber stand ein kleiner Bau im Bau: eine genaue Nachahmung der Stupa Bakus, wie Amanda beim ersten, flüchtigen Blick erkannte; nur fehlten die Nischen, an deren Stelle eine lange Inschrift in ornamentalen Sanskrit-Zeichen den Zylinder in mehreren Reihen umgürtete.

Kala Rama ließ Amanda Platz nehmen, setzte sich neben sie und ergriff ihre Hand.

— Und nun sagen Sie mir, liebes Kind, alles frei heraus, was Sie auf dem Herzen haben, ohne alle Furcht, denn dadurch würden Sie mir großes Unrecht tun, und das, weiß ich, wollen Sie nicht. Sprechen Sie zu mir, als wenn ich Ihr Vater wäre.

Amanda drückte die Hand des Greises mit wortlosem Dank für diese Aufmunterung, deren sie so sehr bedürftig war.

— Ich muß Sie warnen, Exzellenz, vor einem Komplott, an dessen Spitze leider Sir Trevelyan steht und in das auch Chandra Singh verwickelt ist. Es geht darauf aus, den Raja und Sie selbst abzusetzen und Sir Trevelyan, der von der Rani geliebt wird, auf den Thron zu setzen. Das Komplott soll hier bei dem Fest zur Ausführung kommen. Ich beschwöre Sie, zweifeln Sie nicht an der Richtigkeit meiner Angabe, sondern handeln Sie schleunigst! Es ist keine Minute mehr zu verlieren.

— Nun, einige Minuten will ich doch riskieren, meine liebe Memsahib, antwortetete Kala Rama. Ich danke Ihnen, daß Sie mir dies gesagt haben, aber nun müssen Sie mir auch sagen, woher Sie das wissen.

— Ach, ich fürchte, Sie werden in meinen Angaben nur die Ausgeburt einer erregten Phantasie sehen, klagte Amanda. Doch nein, ich habe ja so gut wie das Geständnis Herrn Steels.

Und sie berichtete ausführlich von ihrem Gespräch mit Arthur, und wie sie mit dem Boot hätten hinüberfahren wollen, um ihn in seinem Palast aufzusuchen, wie sie aber dann vorgezogen hätte, bei dem Fest mit ihm zu sprechen. Wenn es nur dadurch nicht zu spät geworden wäre!

— O nein, wir haben Zeit, ängstigen Sie sich nicht, tröstete Kala Rama sie. Sie haben das Richtige gewählt, denn in meinem Hause hätten Sie mich zu der Zeit nicht mehr angetroffen. In der Tat, Sie haben ebenso klug und vorsichtig wie loyal gehandelt, und diesen jungen Schotten haben Sie gar geschickt in seinen eigenen Worten gefangen.

— Aber Sie werden ihm verzeihen, Exzellenz, Sie werden ihn nicht bestrafen? Er ist nicht aus bösem Willen mitgegangen, nicht um sich Vorteile oder Reichtümer zu erwerben, dessen bin ich gewiß. Er ist von seinem Vetter überredet worden. Ein mißverstandenes kameradschaftliches Gefühl muß ihn verleitet haben.

— Nun, ich denke, wir können mit ihm recht nachsichtig verfahren und ihm alle denkbaren mildernden Umstände zuerkennen. Wie aber

mit Sir Edmund? Bei ihm scheinen keine solchen aufzufinden zu sein, die ganze Gehässigkeit des Verrats ruht auf seinen Schultern.

Amanda erhob sich und stand eine Weile schweigend vor dem Minister, dessen Gesichtsausdruck trotz der strengen Worte nicht sehr drohend war. Dann sank sie vor ihm nieder und umfaßte seine Knie mit den Händen.

— Gnade für ihn, Kala Rama — meinetwegen — weil ich — weil ich es — übers Herz brachte — —

Ihre Stimme versagte, ein plötzlich hervorbrechendes Schluchzen erschütterte ihre zarte Gestalt, und den Kopf in den Schoß des alten Inders legend, weinte das Mädchen, als ob ihr das Herz brechen wollte.

Das war nicht mehr eine Bittsuchende vor dem Minister, das war ein Kind bei seinem Vater. Mit diesen unterbrochenen Worten, mit dieser so beredten Sprache der Tränen, denen sie freien Lauf gab, hatte das Mädchen das ganze Geheimnis ihres jungen, schwergeprüften Herzens ihm vertrauensvoll bloßgelegt.

Wo sie aber als einzige Aussicht für sich selbst nur noch ein trostloses Beharren in der toten Wüste des Selbstopfertums sehen konnte, da erblickte Kala Rama verheißungsvolles Aufkeimen eines neuen Lebens. Wie dies sich auf sein Gesicht malte, konnte Amanda zwar nicht sehen; aber ein sanft wallender Strom von Nervenkraft schien sich durch seine Fingerspitzen zu ergießen, während seine Hand leise über ihren Kopf strich, bis das Schluchzen ausgerast hatte und endlich auch das Weinen sich fast ganz beruhigte.

— So, nun haben Sie sich ausgeweint, liebe Memsahib, und das war nötig; nun aber keine Träne mehr! Sie haben das Ihrige getan; nun überlassen Sie mir auch vertrauensvoll das Meinige zu tun.

— O, das tu ich ja so vertrauensvoll. Wie soll ich Ihnen nur danken?

— Still, still — sprechen Sie nicht davon. Am Ende bringen Sie es noch so weit, daß ich alter Mann auch weine, und das würde sich doch nicht schicken. Würde es? Für einen alten Minister, denken Sie sich! Nein, nein, sprechen Sie nicht von Dank! Wie viel mehr

habe ich Ihnen zu danken. Sie können sich nicht vorstellen wie, schön in dieser Stunde das Leben von mir Abschied nimmt und wie wohltuend es ist, so aus ihm zu scheiden.

— Scheiden? — Aus dem Leben? — rief Amanda bestürzt. Aber Sie sind doch noch so rüstig. Es droht Ihnen doch keine Gefahr?

— Nein, nein, gewiß nicht. Es war nicht so gemeint ... ich rede unklares Zeug. Sehen Sie, so schwach haben Sie mich durch Ihre süßen Tränen gemacht. Aber nicht wahr, Sie sind jetzt beruhigt?

— O ja, weit mehr beruhigt, als wozu ich rechten Grund sehe, wenn ich auch auf Ihre Milde vertraue. Denn ich wußte ja schon, daß Sie nicht mit Beil und Strick dreinfahren würden.

— Freilich will ich das nicht — und das wird auch nicht nötig sein. Es wird alles anders kommen, als Sie gefürchtet haben, obwohl Sie mit gutem Grunde fürchteten ... Und nun wollen wir nicht mehr von diesen leidigen Staatsgeschäften sprechen, setzte er in einem milden, heiteren Tone fort. Die müssen Sie ganz aus ihrem Sinne verbannen. Ich habe nur einige Minuten übrig, denn der Fürst erwartet mich, und die will ich benutzen, um Ihnen etwas zu zeigen, um dessenwillen ich Sie gerade an diesen Ort geführt habe.

Er berührte mit der ausgestreckten Hand die Basis des kleinen Stupabaues in der Mitte des Kiosk.

— Haben Sie schon diesen kleinen Bau im Bau bemerkt?

— O ja, Exzellenz. Es fiel mir sofort auf, daß er eine Nachbildung der großen Stupa ist, die wir gestern im Mondschein sahen.

— Das ist er, und statt der Nischenreihen mit den Heiligenbildern ist er, wie Sie sehen, mit einer mehrzeiligen Inschrift umgürtet. Kommen Sie, wir wollen diese bei dem Lichte der Lampen deuten, die ich eben zu diesem Zweck habe anbringen lassen, da es wohl bei allem sonstigen Aufwand von Beleuchtungsmitteln und Illuminationskünsten leicht hätte geschehen können, daß dieses kleine, versteckte Heiligtum übersehen worden wäre. Dieser Ort war in der Tat von mir ausersehen als der passendste und ruhigste Aufenthalt für Sie, bis Ihr Vater Sie aufsucht, um Sie nach der Gandharven-Terrasse zu führen, wo der Fürst seine Gäste erwartet. Der alte

Pandit wird es nicht versäumen, ihm zuletzt dies zierliche Bauwerk zu zeigen. Sie sehen, ich hätte Sie jedenfalls hierher gebracht, auch wenn Sie sich kein Gespräch mit mir ausgebeten hätten.

— Sie sorgen für mich wie ein Vater, sagte Amanda mit einem gerührten Blick.

— Warum denn nicht? Und jetzt wollen wir die Inschrift lesen.

Kala Rama erhob sich und nahm sie an der Hand und sie umschritten langsam die kleine Stupa, die schönen alten Sanskritzeichen entziffernd. Diese waren an einigen Stellen offenbar verwittert gewesen und hatten vor nicht gar zu langer Zeit durch den Meißel wieder aufgefrischt werden müssen; besonders war dies der Fall mit dem Schlußsatz.

Die Inschrift lautete:

„Der Fürst Narada hat an diesem seinem Lieblingsorte durch die Hand Bakus diese Stupa errichten lassen über der Asche Amaras, der Tochter Bakus, und der Ajatasattus, seines Bruders, die durch den Tod vereinigt wurden. Möge in ihrem nächsten Erdendasein ein günstigerer Stern ihrer Liebe leuchten."

Kala Rama sah wohl, daß die letzten Worte einen so starken und schmerzlichen Eindruck auf das Mädchen machten, daß sie sich kaum zu beherrschen vermochte.

Er legte seine Hand auf ihre Schulter mit einer tröstenden Berührung, die ebenso wohltuend auf sie wirkte wie der Klang seiner Stimme.

— Möge dieser fromme Wunsch in Erfüllung gehen, den der längst verblichene edle Fürst einst eigenhändig hier in den Stein gehauen hat! Denn die Überlieferung erzählt uns, daß Baku, als er beim Aushauen der Inschrift bis zum Schlußsatze gekommen war, so sehr vom Schmerz überwältigt wurde, daß er einen Ohnmachtsanfall erlitt, von dem er sich nie mehr erholte. Aber der König, den es verdroß, daß dieser Wunsch, der für ihn das Wichtigste war, durch die teilnahmslose Hand eines Fremden hinzugefügt werden sollte, ergriff selbst Hammer und Meißel und vollendete so in wochenlanger Arbeit die Inschrift. Dabei fielen allerdings die Schriftzeichen dieses Teils weniger scharf aus, als wenn sie vom Meister hergerührt hätten,

und bedurften, wie Sie sehen, in neuerer Zeit gar sehr der Auffrischung. Nun, wenigstens haben Ihre Augen auch so sie lesen können, und König Narada hat sich nicht vergebens abgemüht. Ja ich sollte mich sehr irren, wenn diese kurze Arbeit seines Meißels in ihrer Wirkung nicht noch weiter reichen wird als die langjährige seines Szepters wie segensreich auch letztere war; so sehr viel tiefer wurzelt das innerste persönliche Leben im Wesen der Dinge als alles politische Streben und selbst das edelste Sich-Betätigen. Nach mehr als zweitausend Jahren wird dieser Wunsch Naradas seine Verwirklichung herbeiführen, oder hat es schon getan.

Ein betrübtes Kopfschütteln war Amandas Antwort.

Aber der Greis war weit davon entfernt, sich dadurch entmutigen zu lassen.

— Noch ist nicht aller Tage Abend, noch ist nicht das Ende dieses Tages, fügte er in vertrauensvollem Ton hinzu.

— Ich habe, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, mit Erlaubnis des Fürsten die kleine Stupa öffnen lassen und fand darin die bronzene Urne wohlerhalten, worin die Aschenreste der beiden auf den Befehl Naradas gesammelt wurden, wie Sie wohl schon gelesen haben.

— So sind sie denn zusammen gestorben — „durch den Tod vereinigt!" Welch beneidenswertes Los! Nein, Exzellenz, ich habe noch nicht davon gelesen, wie sehr ich mich auch sehnte, ihr Schicksal kennen zu lernen. Mein Vater saß zuerst über dem Manuskript, und als ich es endlich glücklich in meinen Händen hatte, wurde ich bei dem Gebete Amaras unterbrochen. Es war in der Tat Herr Steel, der kam und mit dem ich das wichtige Gespräch hatte, dessen Inhalt ich Ihnen schon mitgeteilt habe. Und dann war es schon die höchste Zeit, mich zum Feste anzuziehen. So groß aber war meine Begierde, das letzte über sie zu erfahren, daß ich, in der Hoffnung, ich würde hier eine ruhige halbe Stunde in irgendeinem Winkel finden, die letzten Blätter zu mir steckte.

— Das war sehr wohl bedacht von Ihnen. Ich werde Sie ruhig verlassen, wenn ich Sie, in diese Lektüre vertieft, hier am Grabmal Amaras und Ajatasattus sitzen weiß.

Nicht ohne Verlegenheit und starkes Erröten zog Amanda die Blätter aus den Busenfalten ihres Kleides hervor.

— Ich glaubte nicht, bemerkte Kala Rama mit einem feinen Lächeln, daß es möglich wäre, eine würdigere Aufbewahrungsstelle für diese Blätter zu finden, als die von mir gewählte, da ich aus meiner Schatzkammer jenen alten, elfenbeinernen Schrein hervorsuchte. Und nun seh' ich doch, daß es Ihnen gelungen ist.

Und als Amanda mit schuldbewußter Miene versuchte, einige Falten und kleine Brüche auszuglätten, die durch diese nicht gerade bibliophilmäßige Aufbewahrungsmethode entstanden waren und die kostbaren Blätter etwas verunstalteten, fügte er hinzu:

— Lassen Sie sich dies nicht nahegehen! sagen Sie sich vielmehr selbst, ob wohl jemand später diese Falten wegwünschen würde, wenn man ihm sagt: Sie sind dadurch entstanden, daß Mem Amanda Sahib die Blätter mit sich am Busen trug, an jenem Abend, als — — Nun ja, was der Abend uns bringt, werden wir ja sehen. Ich hege in dieser Beziehung keine Befürchtung, und Sie sollten es auch nicht tun. — Und nun muß ich mich beeilen, — wir werden uns aber noch einmal sehen.

— Noch einmal? An diesem Abend? fragte Amanda verwundert.

— Noch einmal, nickte Kala Rama und entfernte sich.

Achtes Kapitel

Ohne Vergangenheit

Dies sonderbare ausweichende „noch einmal" in Verbindung mit den Worten, die Kala Rama von dem Scheiden vom Leben hatte fallen lassen, würde wohl Amanda noch lange beunruhigt haben, wenn nicht — als die leisen Fußtritte des alten Inders auf dem dürren Laub noch hörbar waren — Arthur plötzlich aus der Dunkelheit des Orangenhains hervorgebrochen wäre.

— Was hat er denn gesagt? fragte er atemlos, in den Kiosk hereintretend. Atemlos — aber in Wirklichkeit gar nicht so sehr wiß-

begierig. Welche Maßregeln der Minister treffen wollte — wie es mit dieser ganzen Verschwörung jetzt gehen würde — das trat gänzlich in den Hintergrund im Verhältnis zu dem berauschenden Gefühl, mit ihr in einer kleinen Privat-Verschwörung verwickelt zu sein und dadurch das volle Recht zu besitzen, mit ihr allein zusammen zu sein, ohne Aufdringlichkeit selbst in dieses Asyl hineinstürmen zu können.

Mit freimütigem, freudigem Lächeln antwortete Amanda:

— Kala Rama wußte es schon: wenigstens glaube ich es, denn gesagt hat er es nicht. Aber er war nicht überrascht, geschweige denn entsetzt. Er hat mich sehr beruhigt: es sei keine Gefahr da, und er werde allen verzeihen. Ich erzählte ihm, wie ich Sie gefangen nahm, und wie Sie mich nach seinem Palast hätten begleiten wollen. Auch tat ich Fürbitte für Sie. Sie seien nur durch Ihren Vetter dazu verleitet worden. — Kurz, schloß sie in scherzhaftem Ton, ich kann Ihnen eine volle ministerielle Amnestie verkünden.

— Das ist mir lieb, wie alles, was ich von Ihnen empfange. Aber wenn es sich so verhielte, daß ich mich nur durch die Überredung Edmunds hätte verleiten lassen mitzugehen, dann würde ich diese Amnestie wenig verdienen. Ich vertraue jedoch darauf, daß ich mich besser rechtfertigen kann, als Sie es getan haben. Sagte ich Ihnen nicht drüben im Gartenkiosk, daß ich Ihnen leicht erklären könne, was ich „auf dieser Galeere wollte", die — wie Sie sagten — einer Brigantine sehr ähnlich ist?

— Ja ja, ich erinnere mich, Sie sagten so etwas. Aber das ist ja gar nicht nötig.

Eine sichtbare Unruhe bemächtigte sich des Mädchens. Sie rückte sich sogar unwillkürlich ein wenig auf der Bank zurück, als ob sie ihm nicht zu nahe sein möchte, — eine Bewegung, die ihm einen Stich ins Herz gab.

— Glauben Sie denn, daß mir an Ihrem Urteil weniger gelegen ist, denn an Kala Ramas Verurteilung oder Pardon?

— O, nein, nein! So war es nicht gemeint. Aber ich meine nur, mir könnten Sie ja immer das auseinandersetzen — wir werden uns ja doch nicht heute zum letztenmal sprechen.

— Gott verhüte!

— Nun, dann sollten Sie doch auch die kostbare Zeit nicht verlieren, hier wo so viel für Sie zu sehen ist ... Ich muß hier bleiben; Kala Rama hat mich ausdrücklich darum gebeten, aber Sie müssen sich wirklich umsehen.

— Als ob der Anblick einiger alten Steine mich dafür entschädigen könnte, daß ich nicht bei Ihnen bin!

— Aber man wird Sie vermissen.

— Nein, man wird mich nicht vermissen, antwortete Arthur triumphierend, denn heute abend ist es ja gerade meine Aufgabe über Sie zu wachen. Edmund hatte einen ganz anderen Posten für mich ausersehen, der mich aber fern vom Festpark halten würde, und ich lehnte ihn ab, weil ich nur Ihrer Sicherheit meinen Dienst widmen wollte.

— Das war sehr freundlich von Ihnen, Herr Steel, und ich bin Ihnen recht dankbar, aber da jetzt gar keine Gefahr da ist — für mich gewiß nicht, wenn ich ruhig hier bleibe — —

— Ach, Fräulein Amanda, warum wollen Sie mich denn fortschicken? Nein, Sie müssen mich wenigstens anhören. Sie wissen doch, daß an Ihrem Urteil mir alles gelegen ist; wie können Sie sich denn denken, daß ich auch nur eine Minute länger als nötig in Ihren Augen als ein schwacher, prinzipienloser Mensch dastehen will. Denn das wäre ich in der Tat, wenn ich unter dem Einfluß meines Vetters mich in dieses Abenteuer hätte verwickeln lassen. Bevor Sie mit Kala Rama gesprochen hatten, konnte ich mich nicht ganz rechtfertigen; jetzt aber kann ich es. Edmund hat mich ja längst ins Vertrauen gezogen — von Anfang an, als es sich nur um eine romantische Schwärmerei für die orientalischen Augen der Rani handelte, die er durch eine Lüftung des Schleiers flüchtig gesehen hatte — —

— „Eine Lüftung des Schleiers“ — murmelte Amanda und starrte in die blütensternige Blätternacht des Orangenhaines hinaus, dessen schwerer Duft wie in matten Atemzügen hereinwehte.

— Damals dachte er an nichts weniger denn an eine Palastrevolution; aber die Schwierigkeiten, die ein solches Liebesabenteuer fast als eine Unmöglichkeit erscheinen ließen, stachelten bald seine

müßige Träumerei zum leidenschaftlichsten Begehren auf, und aus diesem entwickelte sich durch die Anstiftung der machtgierigen Brahmanen, die ihn als angeblichen Ramasproß hier zum Mauerbrecher verwenden wollten, diese ganze verbrecherische Intrige; nun aber galt es für mich: entweder — oder. Ich mußte mit ihm gehen, oder ich mußte Stadt und Land verlassen; das aber bedeutete, Sie allein, von Gefahren umgeben, hier zurückzulassen. Nun urteilen Sie selbst: konnte ich das tun? Sie können meine Handlungsweise nicht verdammen — Kala Rama kann es auch nicht tun; er am allerwenigsten. Sagte er doch noch gestern abend: „Wir alle müssen über unsere gute Fee wachen." Wenn er — der alte Inder — so fühlen kann, was mußte dann ich —

Amanda sah, daß der gefürchtete Moment gekommen war, daß keine Vorsicht ihrerseits ihn weiter zu verschieben vermochte, und mit der plötzlichen Entschlossenheit, die ihr oft zu Gebote stand und sie doch jedesmal überraschte, blickte sie Arthur fest an und sagte:

— Nein, Herr Steel, sagen Sie das nicht! Sie verstehen das alles nicht. Kala Ramas Gefühl für mich ist tiefer als das Ihrige.

Arthur sprang von der Bank auf.

— Fräulein Amanda, wie können Sie mir das antun? Habe ich das von Ihnen verdient, daß Sie meine Liebe mit dem Wohlwollen eines Greises vergleichen, und dieses „tiefer" finden? Wenn Sie auch keine Ahnung davon haben können, wie ich Sie liebe — vom ersten Augenblick an geliebt habe — aber immer inniger — immer — —

Seine Stimme schlug über und stockte. Er wagte nicht mehr, ihr ins Gesicht zu sehen. Sein Blick haftete an ihrem Arm, der auf der Marmorbrüstung lag — rund und weich, fast unmerklich nach der kleinen Anschwellung des Gelenkes in die kurze Hand übergleitend, alles in ein gleichmäßiges warmes Braun gebrannt, durch welches die Adern an der Rückseite der Hand bläulich schimmerten: so ganz und gar ein vergrößerter Kinderarm.

Und sein Blick umflorte sich. Würde doch zuletzt diese kleine, feste Hand, die — was auch sonst die Cheiromantie aus ihr von Glück und Unglück herauslesen mochte — selbst dem uneingeweihten Auge so

deutlich von Güte und Treue sprach — würde sie sich doch schließlich in die seine legen, würde dieser Arm sich um seinen Nacken schmiegen?

Es schien ihm ein so großes Glück zu sein, daß es wohl unmöglich wäre; und im nächsten Augenblick schien es ihm wieder, es müsse ja doch so kommen. Sollte denn dieses liebliche Mädchen einsam durch das Leben gehen? Oder mit wem? Sicher doch nicht mit Edmund? Mit wem also sonst? War er nicht da, um sie zu schützen, um sie zu retten?

Er fühlte, daß auch sie den Blick weggewandt hatte, und daß sie ihn jetzt wieder ansah, als sie zu sprechen anfing — und ihre Stimme klang so traurig, daß sein Mut sank.

— Es ist möglich, daß ich das nicht ahnen kann. Ich habe es ja schon längst gewußt, daß Sie glaubten, mich von ganzem Herzen zu lieben — —

— Glaubte? gab ihr Arthur mit betrübtem Vorwurf zurück.

— Ja, denn ich bin überzeugt, daß Sie für eine Andere bestimmt sind, und eine Andere für Sie.

Arthur schüttelte den Kopf:

— Ich habe mich für Sie bestimmt!

— Das kann niemand, das ist der große Irrtum. Wir bestimmen uns nicht, wir haben uns bestimmt — längst. Das ist meine Überzeugung. Glauben Sie nicht, daß ich nicht zu schätzen weiß, was Sie mir bieten. Wenn ich wählen könnte, wie könnte ich einen jungen Mann finden, auf dessen Treue ich fester bauen dürfte?

— Ach Amanda! rief Arthur überwältigt und wollte ihre Hand ergreifen — jene Kinderhand, deren Anblick ihn so sehr rührte — aber sie entzog sich ihm und erhob sich mit einer halb bittenden, halb abwehrenden Bewegung:

— Aber, lieber Freund — denn das werden Sie mir immer sein — es kann nicht sein; glauben Sie mir, es kann nicht, es darf nicht. Nein, ich hatte recht, als ich Ihnen sagte, daß trotz aller leidenschaftlichen Bewegtheit Ihres Gefühles dasjenige dieses edlen Greises *tiefer* ist; denn es wurzelt tiefer. Sie hörten gestern, was er uns in den Ruinen erzählte. Sehen Sie da nicht überall geheimnisvolle Beziehungen? O ich weiß, Sie taten es. Als ich an Ihrem Arm

zum Landungsplatz ging, dachten Sie mit plötzlicher Wut an — Ajatasattu, sagten Sie. Aber das war nur die halbe Wahrheit. Sie dachten an Ajatasattu=Edmund. Und das sind nicht die einzigen, die Sie identifiziert haben. Nun, ist Ihnen dabei nichts aufgefallen? — ich meine etwas, das Sie und mich betrifft? Wo waren Sie selber?

Arthur vermochte nicht, ein unwillkürliches Aufstampfen seines Fußes, das einem „confound it!" gleichkam, zurückzuhalten.

— Ich war nicht dabei, antwortete er in einem dumpfen, halb resignierten, halb trotzigen Ton, wie ein Angeklagter, der weder eine schwer belastende Tatsache leugnen kann, noch ihre Tragweite anerkennen will.

Amanda erhob sich, berührte leise seinen Arm und sah ihm mit ihrem festen, ehrlichen Blick tief in die Augen.

— Sie sagen das so richtig: „Ich war nicht dabei." Und glauben Sie denn, daß ich nicht aus Ihrem Ton heraushöre, wie dieser Gedanke Sie schon beunruhigt und enttäuscht hat? — daß Sie jetzt seine Bedeutung gar wohl sehen? Wir haben keine Vergangenheit zusammen, darum auch keine Zukunft. Sie sind wie ein verirrter Stern in ein fremdes Planetensystem hineingeraten — Sie werden gewiß einst Ihr eigenes finden. Nun verstehen Sie, nicht wahr? Sie wissen ja, was alle in diesem alten Lande — was die ganze Welt von hier aus ostwärts glaubt: daß die echte und unwiderstehliche Liebe auf Wiedererkennen beruhe, daß sie nur die Fortsetzung der Liebe eines vorhergegangenen Lebens sei.

— Und wenn dem auch so wäre — wir haben hundert und aberhundert Leben hinter uns, warum sollten wir beide uns nicht in einem von diesen angehört haben? Wie kannst du denn sagen, daß wir keine Vergangenheit haben? O, Amanda, vertraue meiner Liebe, setze sie auf die Probe! Sie soll dir zeigen, daß wir eine Vergangenheit haben müssen, eine viel bessere —

Aber Amanda unterbrach ihn mit einem traurigen Kopfschütteln:

— Das mag so sein oder nicht so sein, was hilft es? In mir lebt jetzt nur jene Amara — wie könnte ich das hier vergessen? Hier! — O, Sie ahnen nicht, welche Stelle Sie gewählt haben — nein, nicht gewählt, sondern gefunden — um mir Ihre Liebe zu

gestehen, um die meinige zu begehren. Wir stehen an der Aschenurne Amaras und Asatasattus.

Mit einem eisigen Schaudern trat Arthur von der kleinen Stupa zurück, auf deren Kuppel seine linke Hand zufällig geruht hatte.

Dann lehnte er sich aber mit aller Gewalt gegen diesen ersten, unwillkürlichen Eindruck auf.

— Nein, nein, Amanda! Ich lasse mich nicht zum Sklaven eines Toten machen, und Sie dürfen es auch nicht tun! Nein, Sie dürfen sich nicht durch ein Wahngebilde in ein verderbliches Netz einspinnen lassen, aus dem es keinen Ausweg gibt! Nehmen Sie meine Hand! einen Schritt und Sie sind heraus — heraus aus dem Schatten der Vergangenheit in das Licht eines neuen Tages. Das liegt ja alles an uns — das ist ja doch nur ein Glaube, womit wir uns selber binden.

— Wir? unterbrach Amanda ihn — ja, denn Sie glauben ja selber daran. Seien Sie ehrlich, und seien Sie vor allem barmherzig gegen sich selbst und gegen mich! Machen Sie es uns nicht noch schwerer — mein Gott, es ist ja so schon schwer genug!

Sie sank auf die Bank nieder und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Als er aber eine Bewegung machte, um auf sie zuzutreten, streckte sie, ohne aufzublicken, ihre rechte Hand abwehrend gegen ihn aus, mit einer solchen Entschlossenheit der Geberde, daß der junge Schotte nur schüchtern diese Hand ergriff, sich über sie beugte und einen ritterlichen Kuß auf sie drückte, dort wo die blauen Adern durch die braune Haut schimmerten — einen Abschiedskuß mit einem treuherzigen ‚God bless you' in sich.

Zwölftes Kapitel

Amanda sieht den leibhaftigen Chranquinchru

Es dauerte eine Weile, bevor sich Amanda aus dem dumpfen, peinlichen Gefühl, einem guten Menschen, der ihr herzlich zugetan war, großes Herzensweh bereitet zu haben, emporraffen und ihre Gedanken sammeln konnte.

Sie hatte ihn beschworen, barmherzig gegen sich und gegen sie zu sein. Und war sie selber nicht grausam gewesen? — grausam gegen ihn, der es wahrlich nicht von ihr verdient hatte, und nicht weniger gegen sich selbst! Sie hatte die treue, rettende Freundeshand, die sie sicher durch das Leben hatte leiten wollen und können, zurückgestoßen — ohne Hoffnung oder Aussicht, ja sogar ohne Möglichkeit, eine andre Hand ergreifen zu können, wenn sie in dem Strudel, der sie umwirbelte, versinken sollte. Unerreichbar blieb ihr jene andere Hand, die von der ihrigen nichts wußte und doch für sie geformt war, an sie gekettet war mit einem Ring, der fester band als der Trauring — mit dem Ring der Wiedergeburten.

Das war es ja eben — sie hatte gemußt.

Und als sie nun die Ruhe des Müssens wiedergewonnen hatte, kamen ihr wie von selbst die Manuskriptblätter Kala Ramas in die Hand. Kala Rama! hatte ihr dieser alte, weise Mann nicht recht gegeben? Hatte er nicht das Müssen ihrer Liebe so klar wie sie selber erkannt, ja vielleicht noch klarer? Und er hatte für dies Müssen auch ein verheißendes Können erblickt — hatte Leben geschaut, wo sie nur Tod sah!

Sie konnte, sie durfte sich der Hoffnung, die er ihr gezeigt, nicht hingeben. Aber seinem letzten Rat konnte sie folgen; und sie tat's.

Sie ließ die Gegenwart auf sich beruhen und vertiefte sich in jene sie ebenso sehr angehende Begebenheit der Vergangenheit.

— —

Die Nacht war angebrochen — so las sie — und schaute mit ihren unzähligen Sternenaugen auf den Stupaplatz herab, auf welchen, zwischen die Säulen des Palastes, ein festliches Licht herausstrahlte. Um dieses noch zu erhöhen, waren ein paar Diener damit beschäftigt, zwischen den gegenüberstehenden Bäumen silberne Lampen aufzuhängen. Andere Diener stellten Stühle in halbkreisförmigen Reihen auf, so daß die Sitzenden den Rücken der Stupa zukehren und vor sich den erleuchteten Platz haben würden, der durch das Gebüsch des prinzlichen Gartens abgeschlossen wurde. Von dem Inneren des Palastes strömte jetzt auch eine liebliche Musik heraus; Klänge von

Lauten und Flöten, die über einen Untergrund von dumpfen Trommelschlägen gar lieblich daher fluteten, wie klares Wasser über moosige Steine, während ein Klirren von Spangen und ein Klingeln von Glöcklein dem Wehen des Laubes und dem Nicken der Blumen vergleichbar war, die sich über den Bach hervorneigten.

Die beiden Diener, die jetzt mit dem Aufhängen der Lampen fertig waren, lauschten mit entzückten Gesichtern.

— Die Bajaderen!

— Ob es wohl die vom Krishnatempel sind?

— Jawohl, ich sah sie kommen. Es sind sieben, mit einem Gefolge von Mädchen, und jede trägt um Hals und Brust und Hüften ein ganzes Vermögen an Diamanten.

— Wer sie nur tanzen sehen könnte! Man sagt ja, das kommt den Himmelswonnen gleich, seufzte der Jüngste von ihnen.

— Ich weiß schon, wie das zu ermöglichen ist, antwortete der Ältere. Der Mangobaum an der Ecke des Hauses hat einen Ast, von dem man mit einiger Behendigkeit auf das Dach hinüberspringen kann.

— Hinauf! rief der Jüngere eifrig.

Sie wollten schon in den Garten hinein, als ein dritter Diener aus dem Gebüsch heraustrat, in jeder Hand einen großen tönernen Krug tragend, und ihnen ängstlich zurief:

— Wohin wollt ihr?

— Wir wollen auf das Dach hinauf, flüsterte der junge Diener, um durch die Luftlöcher in die Halle hinunter zu gucken, wo die Bajaderen tanzen.

— Wie kommt ihr denn auf das Dach hinauf? fragte der Neuangekommene.

— O, von dem Mangobaum aus kann man hinüberspringen, erläuterte der ältere Diener.

— Komm, geh mit, forderte ihn der Junge auf.

Aber der Neuangekommene, der seine Krüge von sich gestellt hatte, hielt sie mit einem ängstlichen Griff zurück.

— Nein, nein, nur nicht in den Garten!

— Und warum denn nicht? Du kommst ja selbst von dort.

— Ich war unten am See, um Wasser zu schöpfen. Überall,

ringsum im Schatten der Bäume und im Gebüsch, habe ich Gestalten gesehen.

— Menschliche? fragte der ältere Diener.

— Ja, so schien es. Auch blitzten Waffen überall. Und wo ich nichts mehr sah, von dort hörte ich gedämpftes Flüstern. Da ergriff mich eine furchtbare Angst, und ich fing an zu laufen. Und wie ich an jenem Mangobaum vorüberlief, sauste ein Wurfspieß an mir vorbei und blieb zitternd im Stamme sitzen.

— Schrecklich! rief der ältere Diener.

— Das sollte man wohl dem Herrn melden, meinte der jüngere Diener.

— Freilich sollte man das, bestätigte der aus dem Garten Gekommene, das habe ich mir auch gedacht.

Mittlerweile hatten die anderen, mit dem Ordnen der Sitzplätze beschäftigten Diener ihre Arbeit beendigt und waren herangetreten, so daß sie den Schluß des Berichtes mit angehört hatten. Ein vom Alter gekrümmter Mann erhob eine warnende Hand und schüttelte mißbilligend seinen kahlen, langbärtigen Kopf.

— Da hast du eben dumm gedacht, mein Sohn! Schwätzen bringt nimmermehr Gutes. Glaubst du denn wirklich, daß es Menschen waren, die du dort gesehen und gehört hast?

— Nun, was denn sonst?

— Dämonen — antwortete der Alte mit geheimnisvollen Geberden zu den anderen Dienern, die sich ängstlich zusammendrückten. Und zuversichtlicher geworden durch die Wirkung seines Wortes, fuhr der Alte fort:

— Ist denn unsere Stadt so nahe an der Grenze, daß die Feinde uns unbemerkt überfallen können? oder hat man etwa jemals hier von Räubern gehört, die so frech waren, daß sie den Garten eines Prinzen besetzten?

Die Diener sahen sich betroffen an, und ein zustimmendes Murmeln lobte den Scharfsinn des Alten.

Mit erhobener Stimme fuhr dieser triumphierend fort:

— Nun? da frage ich doch, wie kämen wohl Menschen dazu, in Nacht und Nebel sich im Garten zu verstecken?

— Das ist freilich wahr, gab der ältere Diener zu, und der junge stimmte ihm lebhaft bei. Der aber, der selbst im Garten gewesen war und von den dort Versteckten einen nur zu menschlichen Eindruck davongetragen hatte, war dreist genug zu fragen, wie denn die Dämonen dazu kämen, sich dort zu verstecken?

— Gelbschnabel! rief der Greis ärgerlich. Wie sie dazu kämen? Nun natürlich, weil die Götter uns nicht mehr schützen. Denn der Fürst hat ja heute das Opfer verboten.

— Wie? Hat der Fürst das Opfer verboten? fragten einige mit erschrockenen Gesichtern.

— Ja, das ist richtig, bestätigte der Junge. Im ganzen Lande ist das Tieropfer jetzt verboten. Ich hörte selbst, wie der öffentliche Ausrufer es hier an der Stupa verkündete.

— Ich auch — riefen mehrere ringsum im Kreise.

— Das ist allerdings bedenklich, meinte der ältere Diener kopfschüttelnd.

— Bedenklich? O, das ist sehr schlimm, sehr bedrohlich! rief der mit den Wasserkrügen. Dann können es allerdings Dämonen gewesen sein.

Der Greis lachte grimmig.

— Und ob es Dämonen sein können! ... Dämonen rings im Garten? Glaub's! O, es wird noch schlimmer kommen. Ich hörte ja, wie ein Priester es dem Volke voraussagte: Hungersnot und Beulenpest!

Und er fuhr fort, seine Unglücksprophezeiungen über die erschrockene Dienerschaft ergehen zu lassen. Nur jener junge, leichtsinnige, auf die Bajaderen erpichte Diener war ein schlechter Zuhörer, da er nur den fernen Klängen des Tanzes lauschte.

Drinnen, im luftigen, hochgewölbten Festsaal genoß eine zahlreiche und glänzende Versammlung das herrliche Schauspiel, das die tanzenden Bajaderen darboten.

Ajatasattu stand hinter dem erhöhten Sitzplatz des Fürstenpaares und erklärte ihnen alle Einzelheiten des Tanzes, der mit ausdrucksvollem Geberdenspiel die Liebe Krishnas und Radhas darstellte: Wie die Hirtinnen den göttlichen Jüngling umschwärmen und jede

ihn durch Aufgebot aller Reize gewinnen will, er aber nur seine geliebte Radha sucht. Aber diese flieht ihn, sie weist ihn ab in launenhaftem Eigensinn. Nun trauern sie beide einsam, fern dem frohen Spiel der Hirtinnen. Aber siehe, die getreue Milchschwester Radhas geht hin und her zwischen den beiden Schmollenden. Sie reicht Radha eine Waldblume. Radha benetzt sie mit ihren Tränen und drückt sie an die Lippen. Sie läßt sich erweichen. Der glückliche Krishna eilt in ihre Arme.

— Und nun sehen und hören wir, sagte Ajatasattu, was uns der Dichter in blumigen Versen gesungen hat:

Gar lieblich ließ nun Radha
Erklingen die Ringe am Knöchel
Und die goldenen Glöcklein des Gürtels läuten,
Als zaghaft, mit Gazellenschritt,
Den heimlich flüsternden Hain sie betrat,
Das Heim des Geliebten.
Ihm schwoll das Herz wie Meeresfluten,
Vom herbstlichen Monde bezaubert.
Durch Tränen glänzten der Trauten Augen,
Und die ihre Tiefen schützend bewohnt —
Die Nymphe der blauen, schimmernden Seen —
Die holde Scham
Wurde selbst verschämt und entfloh eilends,
Durch den Kuß Krishnas verscheucht.

Rauschender erklangen alle Instrumente, die Hirtinnen freuten sich ob dem Glück des edlen Paares, das sie in seligen Reigen umkreisten.

Diesen Augenblick benutzte Ajatasattu, um unbemerkt davonzuschleichen und den Festsaal zu verlassen. Mit schnellen Schritten eilte er durch eine Galerie und trat in ein kleines, völlig leeres Zimmer, auf dessen Steinboden Chranquinchru kauerte, zwischen dem zugemachten Korb und einem offenen mit Früchten gefüllten, aus dessen Inhalt er sich gierig versah.

— Nun laß das Fressen, Schwarzer! nimm die Pfeife zur Hand und laß mich noch einmal die Rajanaga tanzen sehen!

Der Schwarze zögerte nicht, seinem Befehl nachzukommen. Die Pfeife tönte, und bald wiegte die Kobra ihre geblähte Haube über dem Ringspiral ihres kupfern-schimmernden Körpers.

Ajatasattu nannte sie beim Namen, streckte die Hand nach ihr aus und schnalzte mit den Fingern, ohne sich zu fürchten, als die Schlange wie im Spiel nach ihm haute.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Amanda wurde plötzlich von ihrer Lektüre aufgescheucht.

Garuda, der, nachdem er sich überzeugt hatte, daß in diesem Tempelchen alles in Ordnung sei, sich traulich an ihrer Seite auf der Bank eingenestelt hatte, war mit einem bösen Knurren auf- und hinuntergesprungen und stand nun mit streitbar erhobenem Schwanze auf der obersten Stufe.

Amanda blickte nach der Richtung, die das kleine Rubinauge des Tierchens angab.

Draußen stand der Fremde von gestern Abend — der Guru Kala Ramas.

Er schien im Vorübergehen still gestanden zu sein, um sie einen Augenblick zu betrachten. Jetzt grüßte er sie mit derselben halb segnenden Bewegung von Kopf und Hand und schritt lautlos fürbaß.

Amandas Blick suchte schon wieder das Papier, als das wütende, in einem wilden Schrei endende Knurren Garudas sie noch einmal veranlaßte hinauszusehen — wobei sie zusammenschauderte.

Eine Gestalt, die jener Chranquinchru selbst leibhaftig zu sein schien, schlich in den Spuren des fremden Yogi. Schwarz, nackt bis auf das bunte Lendentuch, tierisches Gesicht, Ring in der Nase, unter dem Arm ein kleiner, flacher Korb von der Form, die sie gelegentlich bei Schlangenzähmern gesehen hatte....

Was bedeutete das? Sie erinnerte sich, als sie in der Gesellschaft des Ministers das Theater verließ, mehrere Gaukler gesehen zu haben, die sich offenbar versammelt hatten, in der Hoffnung, irgendwo beim Feste zur Verwendung zu kommen; dieser Schlangenzähmer mochte wohl einer von ihnen sein. Aber warum schlich er dem Yogi nach? Was ging hier vor?

Die Erregung Garudas war ihr jetzt begreiflich. Das Tierchen hatte die Schlange gewittert und war von einer dämonischen Begierde besessen, sie zu verfolgen.

— Sei ruhig, Garuda! bleibe hier, gebot sie, indem sie wieder Blick und Aufmerksamkeit den Manuskriptblättern zuwandte.

Garuda blieb — Garuda war ruhig — blieb und war ruhig, nach dem Satze der Dynamik: daß, wenn zwei gleich starke Kräfte in entgegengesetzter Richtung auf einen Punkt wirken, dieser Punkt in Ruhe bleibt. Der Punkt mag ruhig sein, aber seine Ruhe ist nicht beneidenswert. Ebenso wenig die Garudas. Kein Tragödienheld wurde je von dem berühmten Konflikt zwischen Pflicht und Neigung ärger durchspaltet als Garuda. Eine Kobra war, wenige Schritte entfernt, an seiner Nase vorübergekommen; ihr Geruch war noch in seinen zitternden und aufgeblähten Nüstern — ein aufreizender, scharfer Geruch, der den ganzen schweren, warmen Duft der Orangenblüten durchdrang, wie Trompetenklang durch Gitarrengeklimper dringt. Aber diese Kobra kroch nicht im Grase; sie lag in einem Korb zusammengerollt, und der Korb war unter dem Arm eines Mannes; sie war kein vogelfreies Vieh, sondern ein treues Haustier wie er selber, tanzte auf dem Markte zum Flötenspiel seines Herrn, dem sie diente, wie er seiner Herrin. Und die Herrin hatte gesagt: „Bleibe hier — sei ruhig."

Immerhin — mochte die Herrin das auch gesagt haben — mochte die Kobra auch sakrosankt sein — unangreifbar durch den Schutz des Menschen: — sie war und blieb eine Kobra; ihr Geruch war schwach in seiner Nase, und die Versuchung stark in seinem Herzen; — je schwächer der Geruch, um so stärker die Versuchung. — Jetzt war er kaum noch zu spüren, der leidige Blumenduft überflutete ihn. Aber dort unten würde die Fährte noch aufzuschnüffeln sein. Noch — aber gewiß nicht sehr lange mehr . . . Jetzt war der Geruch gänzlich verschwunden, und übermächtig die Versuchung. Nur um sich zu überzeugen, daß die Fährte noch spürbar sei — höchstens um nachzuforschen, wohin sie führe — — —

Als Amanda, indem sie umblätterte, den Blick erhob, war Garuda nicht mehr da.

Er war verschwunden mit der Lautlosigkeit eines Inders — und eines schlechten Gewissens.

Amanda bemerkte seine Abwesenheit — und das war alles. Gar zu unwiderstehlich wurde sie jetzt von dem seinem grauenhaften Ende entgegeneilenden Schicksalslaufe ihres früheren Selbst mitgerissen, um dem Fahnenflüchtigen mehr denn einen kurzen, vorwurfsvollen Gedanken zu widmen.

Sie wußte nicht, wie lange sie gelesen hatte, als wieder von außen her ein Sinneneindruck zu ihr drang — aber einer, der auf die sonderbarste Weise mit dem durch die Lektüre geistig Erlebten sich zusammenfand, so sehr, in der Tat, als sei er vielmehr eine durch dasselbe hervorgerufene Sinnestäuschung.

Denn soeben hatte sie davon gelesen, wie die Gäste Ajatasattus auf dem ihr so wohl bekannten Vorplatz ihre Plätze einnahmen — an jener Stelle offenbar, wo Kala Rama und sein Guru einst ihre bitterste Stunde erlebt hatten, von der sie jetzt hören würde: — das Fürstenpaar in der Mitte, Mahimsasa links und Amara ihm gegenüber rechts in der ersten Reihe, so daß die beiden Diamanten aus der Tigerhöhle sich quer über den kleinen Schauplatz strahlenwechselnd begrüßten. Und sie las nun gerade, wie Chranquinchru auf dem Teppich niederkauerte, den Deckel seines Korbes zurückschlug und die Pfeife an die Lippen setzte — — —

Da — höre da! — da ertönte aus der Ferne eine eigenartige, wilde und schaurige Flötenweise, eine chromatisch sich windende und hinschlängelnde, sich aufbäumende und aufblasende und wieder in sich selbst sich zurückringelnde Melodie.

Starr vor Entsetzen lauschte Amanda diesen Tönen, die sich frostig um ihr Herz wanden, und es war ihr eine höchst nötige, augenblickliche Befreiung aus diesem spukhaften Banne, als sie sich bewußt wurde, daß kürzlich ein Schlangenzähmer vorübergegangen sei, der jetzt offenbar einen Gast gefunden hatte, dem er seine Künste vormachen durfte.

Ihr nächster Gedanke war der, daß diese Melodie ihr merkwürdig bekannt sei — woher bekannt, sich danach zu fragen, dazu bekam sie keine Zeit, denn gar zu gebieterisch zogen sie jetzt die letzten Vorgänge

bei Ajatasattus Fest in ihren Kreis, Vorgänge, die — obwohl nur gelesen — innerhalb des magischen Zirkels dieser uralten Kobraweise, die nun nicht mehr aufhörte, fast die Macht des Selbsterlebten gewannen.

Zehntes Kapitel

Der Weg der höchsten Wandergänse

Sich selber, seinem höchsten Schicksal — oder sollte er es Karma nennen? — seinem Vetter und dem ganzen Leben fluchend, — allem fluchend, außer der einen, die ihm das alles vergällte, ging Arthur durch den dunkeln Orangenhain. Zwischen den äußersten Bäumen blieb er stehen, als ob er sich fürchtete, diesen immer noch heiligen Bezirk zu verlassen und in die profane, jetzt für ihn so gänzlich entheiligte Welt hinauszutreten.

Wie hoffnungsvoll hatte er nicht diesen Tempelhain betreten! Amanda wußte alles: Die ehebrecherische Liebe Edmunds zur Rani war ihr bekannt, entschleiert lag vor ihrem Auge das ganze verbrecherische Treiben seiner zügellosen Korsarennatur. Daß sie sich mit Abscheu von ihm wegwenden müsse — wer konnte daran zweifeln, der in ihrem lauteren, redlichen Herzen auch nur flüchtig hatte lesen dürfen? wenn überhaupt dies Herz sich je dazu verirrt hatte, ein tieferes Gefühl für Edmund zu hegen. Aber auch dies schien ihm jetzt sehr unwahrscheinlich zu sein; denn wie hätte sie sonst sofort den Entschluß fassen können, Edmunds Vorhaben dem Minister zu offenbaren? Wie hoch Arthur auch den Gerechtigkeitssinn Amandas anschlug, ein solcher Schritt schien ihm unerklärlich zu sein, wenn sie Edmund liebte. Denn daß sie gerade aus Liebe den einzigen Weg einschlüge, der ihr offen stand, um den Geliebten daran zu hindern, ein Verbrechen zu begehen — möge sie ihm auch dadurch zeitlebens verhaßt werden: das fiel ihm mit keinem Gedanken ein; das ging über seine Begriffe. Diese konnten die Sachlage nur so auffassen, daß wenn auch das glänzende und berauschende Wesen

Edmunds vielleicht eine Zeitlang ihre Phantasie in eine gefährliche Bewegung versetzt haben mochte, ihre Augen doch jetzt plötzlich geöffnet seien, so daß sie ihn nunmehr in seiner wahren Gestalt erblicke, die ihr nimmermehr gefallen könne.

Eine innere Stimme flüsterte ihm zwar zu, daß wenn es sich so verhielte, er wohl daran tun würde, ihr Zeit zu lassen, und ihr seine Liebe nicht aufzudrängen; aber eine mächtigere Stimme — die der jugendlichen Ungeduld — mahnte ihn daran, daß er jetzt in einer ganz schlechten Beleuchtung vor ihr stünde, daß er keine Zeit verlieren dürfe, um sich in ihren Augen zu rechtfertigen. Wenn er aber dies täte, wenn er ihr auseinandersetzte, warum er sich in dieses gehässige Unternehmen hatte verwickeln lassen, dann hätte er ihr ja auch damit seine Liebe erklärt. Und er sah in dieser unabsichtlichen Verknüpfung etwas Verheißungsvolles, fast etwas Providentielles.

Mit solchen Gedanken war er hineingetreten. Und jetzt stand er hier am Ausgang: ein Ausgestoßener — ein homo novus — ein Mann ohne Vergangenheit, ohne bekannte Vorfahren, der in einer so aristokratischen Gesellschaft nicht in Betracht kommen konnte!

Ohne Vergangenheit — das war das Bitterste! Denn das schloß jede Aussicht aus, machte jeden Kampf, um sie zu gewinnen, von vornherein hoffnungslos; es erdrückte jeden Versuch mit dem toten Gewicht der Naturnotwendigkeit.

Und gallig bittere Gedanken regten sich in seinem Gemüte — Gedanken, die sich am besten als Variationen seiner eigenen volkstümlichen Phrase bezeichnen ließen: „uncommonly hard on a fellow."

Hier bin ich: in Schottland gebürtig, wo „das zweite Gesicht" zuhause ist, einer Familie angehörig, in der mehrere Mitglieder mit dieser und anderen mystischen Anlagen begabt sind; ich bin nach Indien gegangen, dem verheißenen Lande aller Mystik, und ich bin dort einer geheimen Gesellschaft beigetreten, deren ausdrückliche Aufgabe es ist, diese Mystik zu pflegen. Und doch ist mir selbst nie das geringste Mystische passiert, wenn ich jene Inschrift in dem Brief an Edmund etwa ausnehme. Das mochte nun alles sein — aber hier waten die anderen knietief in Mysterien, und ich stehe auf dem Trockenen — gehöre nicht zu ihnen, und wo es sich um meine Liebe

und mein Lebensglück handelt, wendet sich dies gegen mich: „Ich war nicht dabei." — Ich kann ihr nie gehören. Wenn ich wenigstens ein Ungläubiger wäre, dann mochte das noch eine gerechte Strafe sein. Aber ich glaube ja daran — ich begehre ja nichts sehnlicher als eine Vergangenheit mit ihr zu haben, als diese Liebe, die ich für sie fühle, ins Unendliche rückwärts wie vorwärts verlängert zu sehen ... Und dennoch ausgeschlossen! — „uncommonly hard on a fellow indeed."

Er wandte sich um und sah noch einmal zwischen den dünnen, dunklen Baumstämmen zurück nach dem erleuchteten Kiosk, wo das goldige Lampenlicht ihm zwischen zwei Säulen eine weiße Gestalt zeigte und mit glorienartigem Glanz einen dunkelhaarigen Kopf umfloß, der sich lesend über das kleine Manuskript beugte. Sie war schon in jene andere mystische Welt zurückgetreten und hatte ihn in dieser, trotz aller indischen Abenteuerlichkeit — wie ihm schien — alltäglichen und nüchternen Welt zurückgelassen, wo er nicht mehr wußte, was anfangen.

Als er sich nun dieser Welt zuwandte, sah er weit draußen einen seltsamen roten Schein am Himmel, in dem er zuerst den aufgehenden Mond vermutete, der ihn dann aber plötzlich zu der ihn umgebenden, jetzt gerade allerdings von Gefahren und abenteuerlichen Eventualitäten recht ungewöhnlich strotzenden Wirklichkeit zurückführte:

Das Schulhaus in der Hindustadt brannte!

Was würde jetzt geschehen?

Er fühlte es als eine Linderung, durch das Interesse, ja die Spannung, mit der er gegen seinen Willen den kommenden Ereignissen entgegensah, aus seiner Liebestrauer herausgerissen zu werden. Nur schade, daß er über den Ausgang, nach dem, was Amanda ihm gesagt hatte, fast zu sehr beruhigt war! Was hätte ihm jetzt erwünschter sein können, als ein echt orientalisches Gemetzel hier im Festpark, wobei er wohl gar selbst seines Lebens, das dem unglücklichen Liebhaber eine Last geworden war, verlustig ginge? ... Aber auch so blieb doch die Frage: Was wird denn eigentlich geschehen, wie wird es sich abwickeln? Und er beschleunigte seine Schritte, die

ihn bald einer offenen Stelle näher brachten, wo sich gewiß eine Aussicht eröffnen würde.

Schon konnte er dort mehrere Gestalten unterscheiden, die offenbar jene Feuersbrunst beobachteten. Bald trat er auf eine Plattform hinaus, wo man über den niederen Teil des Gartens hinaus einen ziemlich freien Blick hatte. Die Stadt selbst freilich — und mit ihr auch die Brandstätte — war nicht zu sehen, da eine Bastei der unteren, fortartigen Teile des Palastes sich vorschob und mit ihren schroffen Sandsteinfelsen und zackigen Mauerzinnen sich schwarz gegen die rosige Glut abhob.

Edmund, der Oberpriester und Chandra Singh hatten sich hierher begeben, um der Entwicklung der Feuersbrunst folgen zu können. Sie sprachen mit einem Inder aus dem Gefolge Chandra Singhs, den Arthur schon unter den gestrigen Jagdgenossen bemerkt hatte. Er war nur einige Augenblicke, bevor Arthur aus der Allee herauskauchte, zu ihnen getreten. Man war darüber einig, daß der Feuerschein überall im Garten jetzt bemerkbar sein müsse. Der Minister sei sicherlich schon nach der Brandstätte geeilt, wenigstens bestätigte der Neuangekommene, daß Kala Rama nicht oben auf der Gandharven-Terrasse sei, wo er doch jetzt hätte sein müssen, und zwar an der Seite des Raja, im Pfauenpavillon. Er schloß daraus mit Sicherheit, daß er schon den Park verlassen habe.

— Ach du bist hier, Arthur! rief Edmund. Du siehst, alles geht nach der Schnur. Freilich hättest du eigentlich jetzt dort sein müssen, fügte er hinzu, mit einer Handbewegung nach dem Feuerschein und in einem etwas ärgerlichen Ton, denn es verdroß ihn, daß sein Vetter sich seiner Autorität widersetzte und sich einen anderen Posten erwählt hatte, als denjenigen, der ihm von seinem Herrn und Gebieter angewiesen worden war. Einen Posten freilich, der auch nicht unwichtig war. Denn jetzt, als der Entscheidungsmoment nahte, fing Edmund an, starke Gewissensbisse hinsichtlich seiner Verantwortung für die beiden europäischen Gäste zu fühlen. Schon mehrmals hatte ihm der Oberpriester versichern müssen, der alte, blöde Pandit — „der große Mann, der vedische Mann" — sei so angst vor Schießpulver und blanken Waffen, daß er gewißlich nicht den Pro-

fessor irgendwohin führen würde, wo solche in Wirksamkeit treten könnten. Um so mehr dachte er nun an Amanda und schalt öfters sich selbst, weil er nicht unter irgendeinem Vorwand verhindert hatte, daß sie mit zum Feste käme — schalt auch seinen Vetter, weil dieser, der sie liebte, es nicht verhindert hatte — und beruhigte sich dann wieder bei dem Gedanken, daß jedenfalls dieser selbe Vetter um sie sei, und daß sie keinen treueren Beschützer hätte finden können. Deshalb wunderte es ihn auch, Arthur hier zu sehen; noch mehr aber wunderte er sich, als dieser ganz ruhig antwortete:

— Ich kann mich ja immer noch dorthin begeben.

— Was? Ich meinte, du hättest dich gänzlich dem Schutze deiner Dame geweiht. Es wundert mich schon, daß du dich so weit von ihr entfernt hattest.

— O, Fräulein Amanda ist in Sicherheit, Kala Rama selbst hat einen abgelegenen, stillen Ort für sie ausgesucht. Sie saß in aller Seelenruhe und las, als ich sie zuletzt sah. Jedenfalls hat sie für mich keinen Gebrauch.

Edmund sah ihn kurz an, mit einem Blick, um dessen Begegnung sich Arthur nicht bemühte.

Dieser Brausekopf hat um sie angehalten, und sie hat ihm einen Korb gegeben, dachte er und verspürte dabei eine innige und fast jauchzende Freude, die nicht nur recht unvetterlich, sondern auch ganz irrational war.

— Wenn du also meinst, daß ich drüben von Nutzen sein könnte —?

Arthur glaubte nicht mehr daran, daß Kala Rama sich nach der Brandstätte begeben hätte; behielt aber wohlweislich diesen Zweifel nebst dessen Begründung für sich selber. Jedenfalls war dort unten Tumult, und bei der fanatischen Erregung des Mob keine geringe Gefahr für einen Europäer, der sich hineinmischen wollte. Er könnte dort in die Lage kommen, die Pistole, die in seiner Brusttasche ruhte, zu gebrauchen, und da er auf der Seite der Ordnung aufzutreten hatte — gleichgültig ob Kala Rama da war oder nicht — so war dies jetzt die einzige Möglichkeit, um in dieser Nacht zum Kampfe zu kommen. Denn auf der Seite der Rebellen wollte er keinen Schuß abgeben, abgesehen davon, daß es jetzt hier im Parke schwer-

lich zum Gefecht kommen würde.... Und er brannte darauf, im Kampf und in Gefahren zu sein.

Edmund, dem es angesichts des Feuers um die Sicherheit des Ministers recht heiß geworden war, nahm mit Freuden sein Anerbieten an. Sie erwogen, welchen Weg Arthur einschlagen müsse, um so schnell wie möglich hinzukommen und wandten sich mit einer diesbezüglichen Frage an Chandra Singh.

— Wie? der junge Sahib will den Park verlassen? Unmöglich!

— Nun, durch das Tor, wo „die weißen Tauben kreisten", wo unsere Verbündeten Wache halten, kann es doch keine Schwierigkeiten haben.

— Ganz unmöglich. Der edle Sahib möge den Oberpriester fragen.

Dieser, der schon aufmerksam geworden war, ließ sich die Frage vorlegen und schüttelte seine Löwenmähne:

— Geht nicht, Sahib — ganz unmöglich! Niemand kann mehr hinaus oder herein. Wenn der Verkehr mit der Außenwelt so leicht wäre, dann hätte die Rani nicht nötig gehabt, ihre Tauben fliegen zu lassen.

Gegen die letzte Bemerkung war nichts einzuwenden.

Edmund sah unmutig vor sich nieder. Die Autorität des Priesters, die so schroff seinem Willen entgegentrat, machte ihm seine unsichere Stellung recht fühlbar. Es war nicht nur dies, daß er noch immer einem anderen Willen gegenüber nachgeben mußte — etwas, das ihn jedenfalls und überall verstimmt hätte — es war vielmehr ein drückendes Gefühl des Fremdseins und der daraus folgenden Abhängigkeit von diesen Leuten, die mit Sitten und Gebräuchen des Landes, dessen Fürst er in einer Stunde sein würde, so vertraut waren, wie die Hand mit dem Handschuh.

In diesem Augenblick kam eine kleine, hochschultrige Gestalt, deren starke Bepanzerung selbst in der jetzt eingetretenen Dunkelheit auffiel, eine schmale, hochstufige Treppe herabgehinkt, die sich durch blühendes Gebüsch, von den oberen Terrassen nach der Plattform herunterwand. Die Eilfertigkeit, die seinen Bewegungen beim Abstieg fast eine groteske Wirkung verlieh, und der gespannte Ausdruck, der, als er näher trat, jeden Zug seines spitzen Gesichtes prägte, ließen ahnen, daß er der Überbringer einer wichtigen Botschaft sei.

— Râm, Râm! keuchte er atemlos, die zitternde Hand grüßend an die behelmte Stirn führend.

— Nun, Pertab, fragte Chandra Singh, was gibt es? Weißt du, ob Kala Rama schon den Park verlassen hat?

— Ich weiß, daß er nicht dort oben beim Fürsten ist.

— Das wissen wir schon, schnitt der Oberpriester barsch den kleinen Mann ab, der in der Gesellschaft des Rajput-Tigers und des Brahmanen-Löwen füglich als der Schakal gelten durfte. — Aber hat ihn denn jemand den Park verlassen sehen?

— Nicht soweit ich weiß, Himmelgeborener, antwortete der Schakal mit kriechender Verbeugung. Aber es geht ein Gerücht — — —

— Ein Gerücht? riefen alle, einen Schritt näher tretend, mit der nervösen Reizbarkeit, die sich selbst bei mutigen Männern entwickelt, wenn sie in einem heimlichen und gefährlichen Unternehmen vereinigt sind. Auch der jetzt ziemlich indifferente Arthur wurde davon angesteckt, als er mit den anderen näher trat.

— Was für ein Gerücht? So sprich doch!

— Man sagt, ehrwürdigster, anbetungswürdigster Ansa der Gottheit, richtete Pertab sich an den Oberpriester, als ob diese Botschaft sich nur an so heilige Ohren richten könne, — man sagt, Kala Rama habe den Weg der höchsten Wandergänse eingeschlagen.

Diese Botschaft schien einen tiefen Eindruck auf die drei Inder zu machen, wie der Überbringer es offenbar auch erwartet hatte. Sie sahen einander sprachlos an. Edmund aber, der sich abermals peinlich an sein Nicht-Indertum erinnert fühlte, das ihn auch hier von dem gemeinsamen Verständnis ausschloß, lachte mit einem ärgerlichen Stimmklang: —

— Ihr habt sehr poetische Bezeichnungen für die Straßen hier, aber ich möchte doch wissen, wohin diese führt.

— Der Weg der höchsten Wandergänse, edler Sahib, antwortete Pertab, führt zur Nimmerwiederkehr.

— Trefflich gesprochen, verehrter Herr, rief eine wohlbekannte Stimme, die alle veranlaßte, sich schnell umzuwenden.

Es war der Professor, der mit samt seinem gelehrten Cicerone durch den Feuerschein draußen nach diesem nächsten Aussichtspunkt

hingelockt worden war. Er war von dem niederen Teil des Gartens auf einer ähnlichen Treppe zu dieser Plattform der ersten Terrasse heraufgestiegen, wie diejenige, die den Schakal von den oberen Terrassen heruntergeführt hatte, und war noch ganz atemlos nach dem beschwerlichen Aufstieg — vergaß aber sofort den Feuerschein vor freudiger Überraschung, diesen alten, klassischen Ausdruck noch im lebendigen Volksmunde vorzufinden.

— Vortrefflich gesprochen, denn es heißt ja: „Jener Weg der Paramahansas — (der höchsten Wandergänse) — ist schwer in der Welt zu finden und nicht viel betreten. Wenn ihn aber einer betritt, der ist in seiner Reinheit verharrend, der ist ein vedischer Mann — so meinen die Weisen — ist ein großer Mann." Nicht wahr, mein verehrter Freund? wandte er sich an den Panditen, der hier mehr als sein Begleiter denn als sein Führer auftrat.

Dieser „große vedische Mann", der keuchend und hustend dastand und mit blödem Lächeln nickte, wäre vielleicht etwas verlegen geworden in Anbetracht dessen, daß das ihm vom Oberpriester verliehene Epitheton nicht gerade dem hier angelegten Maßstab entsprach, wenn der Professor nicht (was er ganz vergaß) Englisch gesprochen hätte, um von Edmund verstanden zu werden; weshalb der große vedische Mann keine Ahnung davon hatte, wozu er nickte, ebendeshalb aber nur um so blöder und freundlicher lächelte.

— Nämlich, wandte sich der Professor wieder an Edmund, die Wandergans ist das uralte Symbol der wandernden Seele. Ein Paramahansa wird aber der Pilger genannt, von dem es in der Upanishad heißt: „Er aber tut von sich Kinder, Freund, Weib, Verwandte, die Haarlocke und Opferschnur, das Vedastudium und alle Werke. Er verzichtet auf die ganze Welt und greift zum Lendentuch, zu Stab und Decke, nur noch bestrebt, seinen Leib zu erhalten und anderen hilfreich beizustehen."

Diesmal wiederholte er die Worte auf Sanskrit zum Besten des Panditen.

— Nicht wahr, mein hochverehrter Freund, ich habe doch die Stelle aus der Paramahansa-Upanishad genau zitiert?

— Wie sollte denn der zeugungsmächtige Stier der Gelehrsam-

keit, der mit der scharfen Pflugschar des Westens den Weisheitsacker des Ostens durchfurcht — wie sollte der wohl nicht genau zitieren? entgegnete der alte Pandit, sich vor Höflichkeit zusammenkrümmend.

— Aber in des Himmels Namen! was soll denn all der Wahnsinn hier? Ihr wollt mir doch nicht weismachen, daß Seine Exzellenz Kala Rama ein Bettelmönch geworden sei?

— Kala Rama? fragte der Professor ganz verwirrt, vom einen zum andern sehend. Ist denn hier von Kala Rama die Rede?

— Von keinem anderen, ehrwürdigster, hochberühmter Elefant der Weisheit und Bulle der Gelehrsamkeit, antwortete der Schakal, da der Tiger und der Löwe nicht geneigt schienen, jenem wiedergeborenen Rishi Antwort zu geben, sondern sich vielmehr eifrig miteinander unterhielten.

— Ein Gerücht sagt: Kala Rama habe soeben seine Ämter in die Hand des Fürsten niedergelegt und sei als Sannyasin auf dem Wege der höchsten Wandergänse von dannen gegangen.

— Ist es möglich! rief der Professor. Und nun sage mir einer, das Indien von heute sei nicht mehr das alte Indien! Der mächtige, berühmte Kala Rama ein Paramahansa! „Er kennt nicht Verehrung, nicht Tadel noch Lob, nicht Opferruf, sondern lebt wie es eben kommt, als Bettler. Ohne Behausung lebt er als Bettler, mit Gold und dergleichen befaßt er sich nicht — — — —"

Er schüttelte nachdenklich seinen Kopf. Dann bemerkte er plötzlich den Feuerschein, von dem er sich hatte hierher locken lassen und dessen er wieder über den Paramahansa gänzlich vergessen hatte. Er fragte was der wohl bedeuten könne, worauf ihm der Schakal erklärte, daß dies der Anfang der Illumination der Stadt sei. Und als der Professor meinte, es sehe doch wohl eher wie eine Feuersbrunst aus, vermutete der Schakal mit allem Respekt vor der Urteilskraft des Weisheitsilfen, daß dieser von der Pracht einer indischen Illumination doch noch keine rechte Vorstellung habe. Er würde aber sehen, wenn jetzt bald der ganze Park seinen goldenen Festanzug anlege —!

Unterdessen hatte der Brahmanen-Löwe den alten Panditen zu sich gewinkt und ihn von der Tatsache unterrichtet, daß er ein blindes, lendenlahmes, leeres Stroh dreschendes Kameel sei, ihn darauf ge-

fragt, wie es ihm einfallen könne, den lautbrüllenden Sanskritstier von den Weideplätzen des Westens hierher zu bringen, wo für sie beide nichts zu suchen sei und wo keiner für sie Gebrauch habe, und ihm schließlich empfohlen, nicht dazustehen und zu grunzen wie ein Zugochs, den der Treiber in den Schwanz kneift, sondern schleunigst den Professor-Sahib über irgendeine alte Inschrift in einen gelehrten Streit zu verwickeln, bis er für Himmelszeichen wie eine Feuersbrunst keinen Sinn mehr übrig habe; ganz besonders aber den Sanskritbullen von allen Orten fernzuhalten, wo es Gefahren geben könne, da dem großen Sahib sehr viel an seiner Sicherheit gelegen sei, obwohl er — der Brahmanen-Löwe — nicht einsehe, daß die Welt viel verlöre, wenn eine Kugel sich in die dicke Stirn des palmblattwiederkäuenden Gelehrsamkeits-Büffels verirrte.

Im Besitz dieses metapherreichen Rüffels beeilte sich der große vedische Mann, sich des Professors zu bemächtigen und ihn von dannen zu führen.

Arthur, dem die Gesellschaft seiner Mitverschworenen wenig zusagte, schloß sich den beiden an, hauptsächlich wohl, weil Professor Eichstädt der Vater der ewigverlorenen einzigen und als solcher besser als nichts sei, aber auch in der Absicht, die beiden Gelehrten so lange wie möglich von der Ruhestätte Amaras und Ajatasattus fern zu halten, da Amanda gewiß gern recht lange ungestört bliebe — und ihr somit den einzigen Dienst zu leisten, der in seinem Machtbereiche lag. — —

— Möge Kala Rama sich zur Brandstätte oder in die Heimatlosigkeit begeben haben — sagte der Oberpriester, sobald die drei sich entfernt hatten — der Weg liegt frei vor Euren Füßen, Sahib, der Weg zum Thron.

Und er schritt voraus, in die dunkeln Schatten des Gartens hinein. Bald traten sie auf einen kleinen, runden Platz hinaus. Marmorbänke luden zum Sitzen ein, eine Treppe führte nach der zweiten Terrasse — der Terrasse der Nagas — hinauf. Sechs Dämonengestalten, deren verstümmelte Gliederknäuel in dem schwachen Dämmerlicht kaum zu entwirren waren, hielten unten, oben und in der Mitte Wache.

Der Oberpriester zeigte nach der Treppe und verabschiedete sich mit einem halb segnenden Wink und einer Verbeugung, welche letztere seine beiden Begleiter wiederholten, worauf die Inder im Dunkel einer Platanenallee verschwanden.

Elftes Kapitel

Vor der Dämonentreppe

Edmund warf sich auf eine der Marmorbänke.

Hier war er nun also – unmittelbar vor dem Ziel. Er hatte nur abzuwarten, bis das Aufleuchten des Parkes die Stunde verkündete, und dann nur noch diese und ein paar, von ähnlichen steinernen Ungeheuern nicht sehr wirkungsvoll behütete Treppen zu ersteigen. Wenn er oben angekommen war, gab sich der Rest von selber. Eine ziemlich leichte Aufgabe.

Eine zu leichte Aufgabe schien es ihm jetzt. Er hätte etwas darum gegeben, daß sich hier Schwierigkeiten vor ihm aufgetürmt hätten, daß gerade die letzte Stufe zum Raja-Thron nur durch eine ungeheure Anstrengung, nur durch Aufgebot höchsten persönlichen Wagemuts zu erklimmen gewesen wäre.

Und angesichts der Widerstandslosigkeit überfiel ihn ein lähmendes Gefühl innerer Leere. Diese ganze Raja-Herrlichkeit, nach der er die Hand ausstreckte, schien ihm plötzlich hohl und nichtig. Nur durch ihre scheinbare abenteuerliche Unerreichbarkeit hatte sie im Abstand mit märchenhaftem Glanz den Abenteurer gelockt. Und nun? Wenn sie so zu ergreifen war, war sie dann auch wert ergriffen zu werden?

Er dachte zwar nicht diese Frage, aber er fühlte sie in seiner plötzlichen Gleichgültigkeit, seiner unmutigen Erschlaffung.

Er dachte nicht jene Frage, – aber er dachte an Kala Rama, an jene große Seele, die auf dem Wege der höchsten Wandergänse davon schwebte.

Ein Gerücht sagte so. Er aber wußte, daß das Gerücht nicht log

Deshalb hatte ja Kala Rama ihm und Amanda die beiden Edelsteine — jeder ein Vermögen — geschenkt. Er verschenkte eben alles — er machte sich frei. Das war ja der Sinn seiner Worte vorher im Theater: Edmund würde wohl bald einsehen, daß er ihm den Stein nicht zurückgeben könne. Es war auch der Sinn seiner gestrigen Worte: er — Kala Rama — sei zwar reich, würde aber bald so reich werden, wie Edmund sich wohl kaum vorstellen könne. Dieser Überreichtum, den er meinte, das war ja die freiwillige Besitzlosigkeit!

Wie müsse doch dieser Mann auf ihn herabschauen — von der Höhe jenes Fluges aus mit Recht auf ihn herabschauen! Denn er beschmutzte seine Hände, um nach dem zu haschen, was jener verschmähte, ja wegwarf, als etwas gar zu Lästiges. O wie gemein: dieses gierige Ergreifenwollen! — wie vornehm: dieses „Laßfahrendahin!"

Aber, ob gemein oder nicht — eines war noch schlimmer: sich durch die Handlung eines anderen imponieren zu lassen, sich von einem anderen irre machen lassen. Was ging denn ihn Kala Rama, der Sannyasin, an? Der Minister Kala Rama hätte ihn noch etwas angehen können, wäre ihm gefährlich gewesen; der Sannyasin, der Paramahansa, existierte für ihn nicht.

Ja, das Werk des Ministers Kala Rama ging ihn noch etwas an: — er sollte es ja fortsetzen. Freilich, mehr als fortsetzen! Denn Kala Rama hatte zwar Großes geleistet; er aber mußte als Raja noch viel Größeres vollbringen. Sollte nicht dieser kleine ‚Native State' unter seiner Führung der Ausgangspunkt einer Regeneration Indiens werden?

In diesen Gedanken, der am vorhergehenden Abend, gerade vor dem Erscheinen des Yogi, ihn so mächtig hingerissen hatte, vertiefte er sich nun mit aller Gewalt, um jene Unlust an seiner Usurpatorrolle loszuwerden. Er berauschte sich geflissentlich in diesen Zukunftsvisionen, um sich den Glauben beizubringen, daß er nur um des Zieles willen den letzten hundertsten Schritt tue, anstatt — wie die Menschen so oft — lediglich, weil er die vorhergehenden neunundneunzig Schritte schon getan hatte.

Es gelang ihm.

Aber es kostete ihn eine nicht geringe Anstrengung. Und kaum hatte er unbewußt aufgehört, diese Gewalt über die Gedanken auszuüben, so schnellten sie von selber zurück und entschwanden ihm — bis er sich selber mitten in der Bestrebung vorfand, eine Melodie, die ihn neckisch umflatterte, einzufangen. Und als ihm dies so weit gelungen war, daß er sie einigermaßen vor sich hinsummen konnte, da fingen seine Gedanken an emsig nachzuspüren, woher er denn wohl diese Weise habe, und verirrten sich bei dieser Suche bis in die Kinder- und Jugendjahre zurück, in cornwallische Bauernstuben und in entlegene griechische Gebirgsnester, um dann plötzlich zu finden, daß es einfach das Lied sei, das Punna gesungen hatte.

Aber das fanden sie nicht heraus, woher denn diese Punnaweise eine solche Macht über sein Gemüt besäße. Denn auch jetzt, als er sie leise vor sich hinsummte, fühlte er dasselbe unsagbar wehmütige Bangen sein Herz beklemmen. Auch jetzt zuckte es im Augenwinkel, als er das liebliche Gesicht Amandas vor sich sah, wie sie zu ihm hinüberblickte, ob er es wohl ähnlich wie sie empfände, und sah, wie ihre Augen, den seinigen begegnend, glänzten und überglänzten, bis eine Träne die Wange hinunterglitt. . . .

Und dann fluchte er ein herzhaftes ‚damn her eyes!' Welches Recht hatte denn dies Mädchen, einen weinerlichen Kerl aus ihm zu machen? Und das gerade jetzt, wo er doch wahrlich Besseres zu tun hatte, als einer alten Weise nachzupfeifen und einem jungen Mädchen nachzuweinen! Hatte er nicht Möglichkeiten vor sich, wie sie nicht einem unter Millionen in den Schoß fielen? Die höchste Gewalt bleibt die höchste Gewalt, und der Glanz des Rajatums ist kein Rauschgold!

Edmund hatte während des Grübelns und Träumens den Kopf in die Hand sinken lassen. Als er ihn emporhob und sich umblickte, war er in der Tat von Glanz umgeben.

Man hätte glauben können, daß der orientalische Himmel, dessen Gestirne juwelengleich über den Baumwipfeln funkelten, in seinem Überreichtum Sterne in diesen Palastgarten hatte niederregnen lassen, damit sie hier in den Alleen, auf den Terrassen, zwischen den Gebüschen, in den Lotusteichen ihre Konstellationen fortsetzen sollten.

Überall, wo er hinblickte: unter ihm, über ihm, vor und hinter ihm, rechts und links leuchteten zwischen Baumstämmen und durch Laub unzählige Lichter. Lange gerade Linien, die parallel miteinander liefen oder sich kreuzten, Kurven über Kurven, Bogen an Bogen sich reihend, Zickzackpaare, die aufwärts stiegen, wo die Terrassen in immer vollerem Glanz erstrahlten, bis hoch oben Türme, Kuppeln, Zinnen, Erker, Balkons, Arkaden und Kioske sich mit goldenen Punkten zeichneten — die reichsten aller irdischen und himmlischen Konstellationen, die sich gerade hier begegneten.

Sterne des Himmels, Sterne der Erde — aber ein Unterschied: die des Himmels funkelten und blitzten, die der Erde leuchteten still und unbeweglich. Vor ihm, wo die Ballustrade der ersten Terrasse sein mußte, hätte man glauben können, daß eine Trabantenreihe Wache hielte, von der man nur die goldenen Lanzenspitzen sähe. Palmblätter, die sich mit jedem ihrer feinen Stilletten dunkel gegen einen Lichtsee abhoben, schienen aus starrer Bronze zu sein, und das zierliche Akazienlaub, das zu seiner Rechten fast weiß gegen den schwarzvioletten Himmelsgrund stand, hätte eine jener durchbrochenen Marmorarbeiten sein können, die nur indischer Fleiß zur Zeit der Moguls fertig brachte.

Zu seinen Füßen, im niedersten Teil des Gartens, wo auch vom Amphitheater ein paar Lichtkurven rechts sich zeichneten, leuchtete eine Ecke des großen Lotusteiches. Die Blumen brannten wie Lämpchen, einige entzündeten sich noch, während er hinblickte, ein Lotus nach dem andern, in einer langen Reihe. Die breiten Blätter erglänzten wie Scheinwerfer. Nun wurde auch ein Netzwerk von Marmorfliesen sichtbar, schmale, weiße Stege, nur gerade breit genug für die nackten Mädchenfüße, die darüber hinhüpften und deren Spangen klirrten — eine melodische Begleitung der scherzenden Worte und Neckrufe, die hin- und herflogen. Aber Mädchenstimmen und Spangenklirren entfernten sich schnell. Jeder Lotus, der zu erreichen war, hatte ein Lämpchen erhalten — nur noch ein leises Klirren und ein halb ersticktes Lachen, und alles war still.

Eine lautlose, leuchtende Stille. Eine Ruhe ringsum, die in ihrer Feierlichkeit beunruhigend wirkte.

Alles wartete.

Worauf?

Auf ihn.

Also aufwärts! Die Dämonentreppe hinan, die jetzt lichtstarrend seiner harrte. Denn jedes der sechs Ungeheuer erhob mehrere Fakkeln, je nach der Zahl der Arme, welche die Zeit ihm übrig gelassen von den acht, mit denen es die freigebige Künstlerphantasie ursprünglich ausgestattet hatte. Aber diese Flammen standen so still in den Pechpfannen, als wären sie in einem harten Material ausgehauen, und beleuchteten in feierlicher Ruhe die Regungslosigkeit dieser Riesenglieder und das starre zähnefletschende Grinsen der Unholdfratzen.

So blendend war der Glanz der Treppe, daß Edmund fast die Stufen erreicht hatte, bevor er zwei Gestalten bemerkte, die, was Unbeweglichkeit betraf, allerdings Teile der Treppenskulptur hätten sein können. Ein Schwarzer kauerte, einen Korb im Schoße, auf der untersten Stufe, am Fuße des linken Dämonensockels. Am rechten lehnte die Gestalt des Yogi.

Edmund trat einen Schritt zurück. Diesen Yogi hatte er ganz vergessen! War hier vielleicht doch ein Hindernis? ein mächtigerer Hüter der Treppe als jene fackeltragenden Steindämonen? Arthurs Wort klang ihm im Ohr: „Du fühlst es gar wohl, daß du den Gegner gesehen hast."

Gegner oder Freund — der Yogi verbeugte sich und grüßte mit der ihm schon vertrauten, vollen klaren Stimme:

— Salem, Sahib!

— Salem, Yogi! Ihr sucht mich?

— Ich erwartete Euch. Habe ich doch versprochen, Euch meine Kunst zu zeigen.

— Jetzt? rief Edmund verwundert.

— Die Stunde ist da.

— Hat Euch der Finger der Vorsehung sie angezeigt?

Der Yogi nickte.

— Dann ist er ein schlechter Stundenzeiger, meinte Edmund spöttisch. Wißt Ihr denn nicht, daß mich jetzt der Fürst oben erwartet?

— Niemand wird Euch hindern hinaufzugehen, Sahib.

— Hm, ich bin dessen nicht so sicher, wenn ich mich zu diesem Experiment hergäbe. Aber ist es Euch denn nicht eingefallen, daß ich gerade jetzt dazu keine Zeit habe?

— Ich brauche keine.

— Keine Zeit, um mich ein ganzes Leben wieder erleben zu lassen?

— Die letzte Stunde jenes Lebens genügt.

— Als ob ich jetzt eine Stunde übrig hätte?

— Ich brauche keine — einige Minuten zu den Vorbereitungen, weiter nichts, Sahib. In dem schlechten Buch, daß viele meiner Landsleute leider als heilig betrachten, im Koran, steht eine weise Legende: wie der Erzengel Gabriel den Propheten von seinem Lager abholt und ihn durch alle Himmel leitet, wo er tagelang Gespräche mit den Erzengeln führt; und als er wieder auf sein Lager niedergesetzt wird, ist das Wasser noch nicht ganz aus dem Kruge herausgeflossen, den er beim Verlassen des Lagers mit seinem Fuß umgestoßen hatte. So ist das Zeitmaß auf jener Bewußtseinsebene, wo Euch das vergangene Leben wieder lebendig wird.

Mit zusammengebissenen Zähnen und gerunzelter Stirn starrte Edmund unschlüssig vor sich nieder. Wenn dieser sonderbare Gast wirklich sein Gegner wäre und ihn durchschaute — und daß er letzteres tat, glaubte er zu fühlen — dann würde er freilich, wenn er diesen gewähren ließe; sich mit gebundenen Händen ausliefern. Der Yogi würde ihn mesmerisieren, und er wäre so einfältig in diese offene Falle gegangen, wie man es nur wünschen könnte. Aber sonderbar genug, er fühlte mit vollkommen überzeugender Sicherheit, daß die Sache doch nicht so läge. Was auch hinter diesem ganzen Auftreten des Fremden mit dem faszinierenden Blick läge, das war es nicht. Und schon wußte er in seinem Innersten, daß er keine Wahl mehr hatte, denn er w o l l t e in dieses Mysterium hineindringen. Dieser übermenschliche Fremde prahlte nicht. Sollte er denn eine solche Gelegenheit, um hinter den großen Vorhang, den „bemalten Schleier, den die Menschen Leben nennen“, zu sehen,

„Den bemalten Schleier usw.“; ein Lieblingsbild Shelleys.

sich entschlüpfen lassen? Lieber zehn Rajatümer verlieren, als diese verlieren.

— Ich bin bereit, Yogi, sagte er, und nahm auf der nächsten Marmorbank Platz.

Der Yogi winkte. Der schwarze, am Sockel kauernde Mann sprang auf, kauerte wieder einige Schritte von Edmund entfernt nieder, setzte den Korb von sich, schlug den Deckel zurück, führte eine kleine Pfeife aus Kürbis und Rohr, die er in der Hand gehalten hatte, an die Lippen — — —

— Was tut Ihr? rief Edmund aufspringend. Freilich, Ihr könnt nicht wissen, daß ich keinen Schlangenzähmer sehen kann. Ich versuchte es noch vor wenigen Tagen, weil mein Vetter darüber spöttelte, aber ich merkte gleich, daß es nicht ginge; mir wurde übel. Mir wird auch jetzt übel.

— Bezwingt Euch, Sahib! diesmal wird es Euch gelingen. Nehmt auch den Schlangenstein, der in Eurem Turban sitzt, zur Hand.

— Was sollen denn diese Äußerlichkeiten, diese unnötigen Possen? rief Edmund ungeduldig.

Zu seiner Enttäuschung konnte er sich nicht gegen den Eindruck von etwas Charlatanartigem wehren.

Der Yogi lachte ruhig.

— Freilich, sie sind nicht nötig, wenn ihr ein Yogi seid. Könnt Ihr Euch selbst von der Sinnlichkeit loslösen, mittels des erkenntnisblanken Messers des Willens das Auge mit den sichtbaren Dingen, das Ohr mit den hörbaren Dingen abschneiden, und so den ganzen Organismus, Glied für Glied — —

Edmund schüttelte unmutig den Kopf, riß den Turban ab, und den weichen, grünen Stoff in seiner linken Hand zusammenknüllend, betrachtete er den darin gebetteten gelben Stein.

— Laßt es gut sein, Yogi, ich blicke ja schon den Stein an.

— Der Stein hat mit dir zugleich vor mehr als zwanzighundert Jahren die Strahlen der Sonne Indiens eingesogen; er lasse sie dir wieder leuchten! sprach der Yogi.

Der Schlangenzähmer fing an zu spielen — eine eigenartige chromatisch kriechende, länglich sich hinschlängelnde, gekrümmt sich

aufbäumende, sich aufblasende, und schließlich in sich selbst zurückringelnde Melodie.

Edmund lauschte. Ein Gefühl von etwas Unheimlichem, unsagbar Furchtbarem kroch über ihn, schlängelte und wand sich um sein innerstes Herz, so daß er den geringeren Schreck beim Anblick des Schlangenkörpers, der aus den Blättern des Korbes hervorglitt, kaum spürte.

— Hört Ihr, Sahib? Kennt Ihr diese Töne?

— Ja — ich glaube wohl ... Ist es — ja! das Lied Punnas? ... Doch nein! aber es ähnelt ihm — wie die Raupe dem Schmetterling.

Er irrte sich nicht. Es war jene Urweise, die einst das schwarze Blut in seinen wildesten Zuckungen vor Dämonenfurcht und scheuer Naturanbetung geboren hatte — ein wahrer Troglodyt von einer Melodei.

Beim Schlangenkult der Wilden hatte sie in liturgischem Dienst jahrhundertelang ein lichtscheues Dasein gefristet, ehe sie vor Ajatasattus Ohren zum ersten Male in der Ebene ertönte. Seitdem hatte sie in der Kaste der Schlangenzähmer aus dem Gebirge sich treu erhalten, sich selber so ähnlich bleibend, wie etwa der schwarze Kerl, der jetzt vor Edmund kauerte, jenem Chranquinchru ähnlich sah. Aber ihre Absenker in dem halbarischen Boden des Tieflandes hatten dort verschiedene Variationen getrieben, von denen das Lied Punnas und das Nachsummen zur Juggurt-Ballade die hervorragendsten waren; und auf diesen Umwegen hatte sie schon Amanda und Edmund erreicht, so daß sie, als sie jetzt beiden erklang, ihnen bekannt und fremd zugleich schien.

— Nein, ich kenne die Weise ... ich habe sie gehört, murmelte Edmund, — aber das muß lange her sein — — lange, lange her! —

— Ja, Sahib! Ihr habt die Weise gehört, und es ist gewißlich lange her ... Aber vergeßt nur den Stein nicht — den Schlangenstein! Leuchtet er?

Ob der Stein leuchtete! Ein unheimliches grünes Lichtleben schien sich in seinem Goldgrund zu rühren, aus ihm mit strahlendem Blick zu starren — mit Strahlen, die in Edmund hineinleuchteten, als ob sie das am tiefsten Verborgene auffinden wollten. — —

sich entschlüpfen lassen? Lieber zehn Rajatümer verlieren, als diese verlieren.

— Ich bin bereit, Yogi, sagte er, und nahm auf der nächsten Marmorbank Platz.

Der Yogi winkte. Der schwarze, am Sockel kauernde Mann sprang auf, kauerte wieder einige Schritte von Edmund entfernt nieder, setzte den Korb von sich, schlug den Deckel zurück, führte eine kleine Pfeife aus Kürbis und Rohr, die er in der Hand gehalten hatte, an die Lippen — — —

— Was tut Ihr? rief Edmund aufspringend. Freilich, Ihr könnt nicht wissen, daß ich keinen Schlangenzähmer sehen kann. Ich versuchte es noch vor wenigen Tagen, weil mein Vetter darüber spöttelte, aber ich merkte gleich, daß es nicht ginge; mir wurde übel. Mir wird auch jetzt übel.

— Bezwingt Euch, Sahib! diesmal wird es Euch gelingen. Nehmt auch den Schlangenstein, der in Eurem Turban sitzt, zur Hand.

— Was sollen denn diese Äußerlichkeiten, diese unnötigen Possen? rief Edmund ungeduldig.

Zu seiner Enttäuschung konnte er sich nicht gegen den Eindruck von etwas Charlatanartigem wehren.

Der Yogi lachte ruhig.

— Freilich, sie sind nicht nötig, wenn ihr ein Yogi seid. Könnt Ihr Euch selbst von der Sinnlichkeit loslösen, mittels des erkenntnisblanken Messers des Willens das Auge mit den sichtbaren Dingen, das Ohr mit den hörbaren Dingen abschneiden, und so den ganzen Organismus, Glied für Glied — —

Edmund schüttelte unmutig den Kopf, riß den Turban ab, und den weichen, grünen Stoff in seiner linken Hand zusammenknüllend, betrachtete er den darin gebetteten gelben Stein.

— Laßt es gut sein, Yogi, ich blicke ja schon den Stein an.

— Der Stein hat mit dir zugleich vor mehr als zwanzighundert Jahren die Strahlen der Sonne Indiens eingesogen; er lasse sie dir wieder leuchten! sprach der Yogi.

Der Schlangenzähmer fing an zu spielen — eine eigenartige chromatisch kriechende, länglich sich hinschlängelnde, gekrümmt sich

aufbäumende, sich aufblasende, und schließlich in sich selbst zurückringelnde Melodie.

Edmund lauschte. Ein Gefühl von etwas Unheimlichem, unsagbar Furchtbarem kroch über ihn, schlängelte und wand sich um sein innerstes Herz, so daß er den geringeren Schreck beim Anblick des Schlangenkörpers, der aus den Blättern des Korbes hervorglitt, kaum spürte.

— Hört Ihr, Sahib? Kennt Ihr diese Töne?

— Ja — ich glaube wohl ... Ist es — ja! das Lied Punnas? ... Doch nein! aber es ähnelt ihm — wie die Raupe dem Schmetterling.

Er irrte sich nicht. Es war jene Urweise, die einst das schwarze Blut in seinen wildesten Zuckungen vor Dämonenfurcht und scheuer Naturanbetung geboren hatte — ein wahrer Troglodyt von einer Melodei.

Beim Schlangenkult der Wilden hatte sie in liturgischem Dienst jahrhundertelang ein lichtscheues Dasein gefristet, ehe sie vor Ajatasattus Ohren zum ersten Male in der Ebene ertönte. Seitdem hatte sie in der Kaste der Schlangenzähmer aus dem Gebirge sich treu erhalten, sich selber so ähnlich bleibend, wie etwa der schwarze Kerl, der jetzt vor Edmund kauerte, jenem Chranquinchru ähnlich sah. Aber ihre Absenker in dem halbarischen Boden des Tieflandes hatten dort verschiedene Variationen getrieben, von denen das Lied Punnas und das Nachsummen zur Juggurt-Ballade die hervorragendsten waren; und auf diesen Umwegen hatte sie schon Amanda und Edmund erreicht, so daß sie, als sie jetzt beiden erklang, ihnen bekannt und fremd zugleich schien.

— Nein, ich kenne die Weise ... ich habe sie gehört, murmelte Edmund, — aber das muß lange her sein — — lange, lange her! —

— Ja, Sahib! Ihr habt die Weise gehört, und es ist gewißlich lange her ... Aber vergeßt nur den Stein nicht — den Schlangenstein! Leuchtet er?

Ob der Stein leuchtete! Ein unheimliches grünes Lichtleben schien sich in seinem Goldgrund zu rühren, aus ihm mit strahlendem Blick zu starren — mit Strahlen, die in Edmund hineinleuchteten, als ob sie das am tiefsten Verborgene auffinden wollten. — —

Die Kobra hatte sich erhoben — sie blähte die Haube auf — wiegte sich hin und her. — —

— Seht Ihr die Kobra, Sahib?

— Ja, ja, ich sehe sie.

— Noch immer?

— Nein, jetzt nicht ... ich kann den Blick vom Stein nicht wegwenden ... er blendet mich ... er schießt tausende von bunten Strahlen aus, sie kreuzen sich, weben sich ineinander ... einen mannigfaltigen lebendigen Schleier weben sie — — —

— Den Schleier Mayas, klang die ruhige Stimme des Yogi — ich lüfte ihn dir.

Edmund fühlte die Hand des Yogi an seiner Stirn.

Eine purpurne Finsternis senkte sich langsam über das lebendige Strahlennetz des Steines — senkte sich langsam und erhob sich langsam wieder, wie das Blinzeln eines Riesenauges.

Und Edmund sah wieder die Kobra und den Schlangenzähmer, dessen Pfeifentöne keinen Augenblick aufgehört hatten, sein Ohr zu füllen — — —

Er stand gerade vor der seitwärts sich wiegenden Kobra, beugte sich vor, streckte die Hand aus, schnalzte mit den Fingern, spürte die Kälte des schuppigen Kopfes, der im spielenden Vorstoßen seine Hand streifte — — spürte sie und fühlte keine Angst, kein unwillkürliches Schaudern — — —

Er war der Prinz Ajatasattu.

Zwölftes Kapitel

Der Schlangenstein. Viertes Hauptstück

Ajatasattu richtete sich auf und nickte Chranquinchru zu, der die Pfeife absetzte und ihm mit seinen weißen Wolfszähnen zulachte.

— Gut, Schwarzer! ich denke, wir werden unsere Sache hübsch machen. Also halte dich bereit, und — kaltes Blut, daß du keinen Verdacht erregst!

Das zähnefletschende, grinsende Gesicht fiel augenblicklich in jenes ausdruckslose, blöde Stieren zurück, mit welchem er zuerst dem Prinzen begegnet war.

Ajatasattu lachte.

— Das ist die Maske — halte sie fest! — bedenke, es hängt von dir ab, ob du den Schlangenstein gewinnst. —

Schnell verließ er das kleine Zimmer und eilte in den Festsaal zurück, wo die Bajaderen noch immer mit lebhaften Reihentänzen die Gäste unterhielten.

Ein Blick genügte, um ihm zu zeigen, daß Mahimsasa sich noch nicht eingefunden hatte, und eine prickelnde Unruhe bemächtigte sich seiner.

Wie, wenn irgendein nichtiger Zufall den Feldherrn von seinem Feste fernhielte und so seinen ganzen feingesponnenen Plan vereitelte?

Ein Zufall? Nein — —

Wie, wenn Amara dennoch — — —?

Ein Frösteln überlief ihn, und es litt ihn nicht mehr in dem erleuchteten Festsaal, wo hundert Augen auf ihm ruhten. Schnell entschlossen trat er hinter den Sitz des Fürstenpaares und beugte sich lächelnd vor:

— Es ist jetzt recht drückend heiß hier im Saale geworden, sagte er, man spürt das sehr, wenn man von draußen kommt. Aber draußen auf dem Vorplatz wird es frisch sein, und ich habe die Diener dort Sitzplätze aufstellen lassen. Nur muß ich mich zuerst überzeugen, daß sie alles richtig nach meinen Anordnungen gemacht haben. Bitte, wollet also den vielbeschäftigten Wirt entschuldigen!

Er trat auf die Stufen hinaus und wollte sich gerade nach rechts begeben, nach der Allee, durch die der Feldherr kommen mußte, als er zur Linken eine Gruppe von Dienern bemerkte, die offenbar in einem erregten Gespräch begriffen waren, das sofort unterbrochen wurde, als sie ihren Herrn gewahrten. Einer von den Dienern schien auf ihn zugehen zu wollen, während ein weißbärtiger Alter sich bemühte ihn zurückzuhalten.

Ajatasattu stieg die Stufen hinunter und näherte sich ihnen.

— Herr! rief der Diener und machte sich von dem Alten los.

— Nun, was gibt's? fragte Ajatasattu. Hast du mir etwas zu melden?

Der Diener trat nahe an ihn heran und flüsterte:

— O Herr, der Garten ist voll von Bewaffneten. Ob es Räuber oder Feinde oder Dämonen sind, ich weiß es nicht, aber bewaffnete — — —

— Du lügst, Sklav!

Der Diener erhob beteuernd seine Hand:

— Nie sprach ich wahrer, Herr.

— Nie sprichst du mehr!

Ajatasattu riß einen Dolch aus seinem Gewande und stieß ihn dem Diener ins Herz.

Ohne einen Laut von sich zu geben, wankte der Unglückliche zurück und fiel in die Arme des bestürzten Greises, der herbeigeeilt war, um ihn aufzufangen. Starr vor Entsetzen standen die anderen Diener da.

Ajatasattu warf den blutigen Dolch weit von sich in das dunkle Gebüsch hinein und sprach zu ihnen mit kalter Ruhe:

— Der Mann sprach wirr. Sein Leib war von Dämonen besessen.

— Ja, ja — Dämonen — sagte ich es doch, murmelte der Alte, der sich vor Schreck kaum auf den Beinen hielt.

— Nun merkt Euch, wie es ihm erging, fügte Ajatasattu hinzu. — Seid blind und taub, stumm und gehorsam, jeder seinen Dienst besorgend und sich um anderes nicht kümmernd. Das ist der Weg des Dieners, um den Schutz der Götter zu erwerben. Fort!

Scheu und zitternd trugen die Diener den Leichnam davon.

Ajatasattu ging nach der Allee und spähte mit Aufgebot seiner ganzen Sehkraft die lange dunkle Perspektive hinab und lauschte angespannt, die Hand hinter dem Ohr haltend.

Nichts zu sehen — kein Laut zu hören.

Der Kopf sank tiefsinnend auf seine Brust.

Immer noch nicht — und wenn er gar nicht käme — wenn Amara ihn doch gewarnt hätte? Wenn sie den Eid gebrochen hätte?

Er schauderte.

— Dieser grausige Eid! O ich höre ihn noch immer wieder und wieder. — Mitten im Gelage, wenn ich heiter scherzend meine Gäste unterhielt, klang er mir aus ihrem Lachen heraus! Die Bajaderen tanzen jetzt im Takte dazu!

Und er hielt sich die Ohren zu.

— Ach, was nützt es mir, daß ich das Ohr zustopfe? ... im inneren Gehäuse seiner Muschel hallt es ja doch meeresgleich wieder, in öder, drohender Unendlichkeit: „Möge ich auf immer unerlöst der Wandelwelt des Lebens angehören!" — — —

Ach, Amara, mir bangt um dich, — wenn du diesem Fluch verfallen solltest! —

Von solchen Gedanken heimgesucht, hatte Ajatasattu nicht bemerkt, daß Isidasi sich von der anderen Seite genähert hatte und im Begriff, in die Halle hineinzugehen, wenige Schritte von ihm stehengeblieben war, um ihn aufmerksam zu betrachten.

— Was willst du, Späherin? rief er aufgeregt, als er nun aufsah und sie plötzlich gewahrte. Fort mit dir, in deine Klause!

— Nicht als ungeladener Gast komme ich zum Fest, lautete die Antwort der Nonne.

Ajatasattu besann sich.

— Ach, ich vergaß. Ehrwürdigste, ich habe dich ja selber eingeladen.

— Jetzt irrst du dich, entgegnete Isidasi, ein anderer lud mich ein.

Ajatasattu begriff wohl, daß diese kluge Nonne irgendeine Veränderung an ihm entdeckte und mit ihrem Rätselwort darauf hindeutete. Trotzig und unwirsch antwortete er:

— Du irrst dich, Nonne, ich bin noch derselbe.

— Derselbe — und doch gewiß ein anderer.

Ajatasattu lachte mutwillig:

— Das sind wir alle — wenigstens hörte ich Weise das sagen: „Gestalten wechselnd in der Wandelwelt sind wir dieselben und doch andere."

— Nicht ein jeder merkt, wo neues Leben einsetzt, sagte Isidasi, du aber hast es jetzt im Schaudern gespürt.

Wieder lachte Ajatasattu, aber diesmal mit einem höhnischen, ja feindlichen Stimmklang: —

— Du wähnst mich wohl bald mit geschorenem Kopf, im gelben Mönchsmantel, zu sehen?

— Ich wähne bald mit diesem Auge von Fleisch nimmermehr Ajatasattu zu sehen.

Unwillkürlich tieferschüttert durch diese Prophezeihung trat der Prinz einen Schritt zurück, ihren Blick scheuend; dann wandte er sich drohend gegen sie:

— O, das kann geschehen, wenn ich dich blenden lasse und so deinen schlimmen Wunsch zu deinem Schaden wende und deinem bösen Blick auf immer ein Ende mache.

Aber ruhig antwortete die Nonne:

— Du kannst mich zwar blenden lassen, aber nicht so, daß ich nicht deinen Weg erspähen kann bis in den tiefsten Höllenschlund hinunter, wohin kein „schlimmer Wunsch" dich bringt, nur deine eigene Tat, womit du niemand schadest als dir selber.

Dann wandte sie sich um und ging gemessenen Schrittes in seinen Palast hinein.

— „Und niemand kann mir helfen, als ich selbst," murmelte Ajatasattu ihr nachblickend; „so sagte sie heute früh — und jetzt — jetzt ist es wahr! Denn es will mich bedünken, als hätte ich mir immer von Amaras reiner Lichtgestalt das Heil erhofft; — und wo ist nun diese Lichtgestalt? Frevelnd habe ich sie zu mir herunter gezerrt, habe sie zur Mitwisserin des Mordes und des Verrates gemacht — — Genossin nicht der Himmelsgeister — Genossin höllisch-feuriger Dämonen ..."

Und mit dumpfem Brüten fuhr er fort:

— Mir ist als wär' es mir besser, wenn sie den Eid verweigert hätte, und ich mit tiefer Todeswunde aufgebahrt läge!

Aber mit einer heftigen Bewegung schüttelte er diesen Gedanken ab. Mit schnellen, lautlosen Schritten ging er nach der dem Garten zugewendeten Ecke des Hauses und spähte in die Dunkelheit hinaus.

— Bharadvaja! rief er leise.

Eine weiße Gestalt trat hinter einem Baumstamme hervor.

— Nein, bleibe dort im Schatten! flüsterte Ajatasattu, an ihn herantretend. Hast du schon alle beisammen?

— Ja, und noch viel neue dazu, die jetzt zu deiner Sache schwören, weil dieses schmähliche Opferverbot ihnen die Augen geöffnet hat.

— Gut, wo sind sie?

— Die meisten sind im Dickicht deines Gartens unten am See.

— Jawohl, antwortete Ajatasattu mit einem strengen und spöttischen Blick, und sehr schlecht versteckt. Einer meiner Sklaven hat sie bemerkt.

Bharadvaja machte eine unruhige Bewegung.

— Ich weiß es, ich weiß es, leider verfehlte mein Speer ihn.

— Doch nicht mein Dolch, sagte Ajatasattu.

Der Brahmane atmete auf.

— Ach, der wird uns also nicht verraten.

— Jetzt kaum mehr. Aber wo sind denn die anderen Freunde?

— In dem Vorhof des Krishna-Tempels.

— Suche dir sofort die besten Leute aus und führe sie hinter die Stupa. Dort — er zeigte nach dem beleuchteten Vorplatz mit den Sitzreihen — dort will ich jetzt die Gesellschaft versammeln. Gib nun wohl acht, wenn ich die Lampen auslöschen lasse. —

— Dann hervor! —

— Nein, nein, noch nicht. Dann aber naht die Zeit. Und wenn dann Mahimsasa —

— Man sagt mir, er sei noch nicht gekommen.

— Gleichviel, er kommt.

— Und wenn er doch nicht käme?

— Schweig! zischte Ajatasattu vor Wut aufstampfend, ich sage dir, er kommt. Wenn dann ein Zufall ihm den Tod bringt und großer Wirrwarr entsteht, dann stürzen unsere Leute hinter der Stupa hervor, bemächtigen sich der Person Naradas —

— Wie um ihn zu schützen.

— Nein, um ihn zu schützen, sage ich dir! Wenn einer der unsrigen, zu sehr durch Priesterfeuer erhitzt, die Hand gegen ihn erheben sollte — —! ich will keinen Brudermord, es ist so wie so genug.

— Doch auch die Tötung eines Bruders, sprach der Brahmane, wenn sie im Kampf für die Götter stattfindet, gilt ihnen gleich der Tötung eines Tieres vor dem Altar, als ein löblicher Opferdienst.

— Weißt du das auch gewiß, Priester? forschte Ajatasattu.

— Gewisser, Prinz, als daß ich lebe, beteuerte Bharadvaja.

— Gut, daß du es weißt, antwortete Ajatasattu mit kaltem Hohn. Ich aber, ich weiß es nicht — weiß nicht, ob jemand droben im Himmel thront, mit Macht, mich freizusprechen, nicht ob in dem weiten Weltenraum ein Wesen wohnt, das mir helfen kann, wenn meine Taten gegen mich aufstehen — und darum sage ich dir: suche deine Leute aus, denn du haftest für ihn, und dein Blut verspritze ich am Altar, wenn er geblutet hat. Genug davon! Die anderen dringen durch die Halle vor, und du selber —

— Ich erscheine, feierlich von allen Krishna-Priestern umgeben, dort auf den Stufen und verkünde:

Den Götzendiener Mahimsasa habe der Zorn der Götter sichtbar getroffen, du aber seiest von ihnen zum Thron berufen, weil deine Tugenden —

Unwirsch unterbrach Ajatasattu ihn.

— Schon gut! Ist noch mehr da, was besprochen werden muß? Ich denke, nicht! —

— Nur für den Fall, daß dennoch Mahimsasa —

Schon wollte der Prinz mit einem neuen Wutausbruch seinem Priester den Mund stopfen, als dieser ihn am Arm ergriff —

— Was nun? flüsterte Ajatasattu zusammenschreckend.

Bharadvaja streckte die Hand nach der Ausmündung der Allee aus.

— Da kommt er. Die Götter seien gepriesen!

— Ich sagte dir ja, daß er kommen würde, murmelte der Prinz, sein eigenes Aufjauchzen unter mürrischem Wesen versteckend. — Ja, noch eins, fügte er hinzu: wenn du so weit bist, wenn alles fertig ist, dann schicke mir den Gaukler her, du weißt — den fremden Schlangenmann — und nun ans Werk!

Der Priester verschwand im Dunkel des Gartens.

Ajatasattu ging eilig dem Feldherrn entgegen, den er vor den Stufen mit ausgesuchtester Liebenswürdigkeit begrüßte.

— Willkommen warst du uns immer, doch der Vermißte ist doppelt willkommen, ehrwürdigster Mahimsasa, denn wie du mich

hier antriffst, bin ich als Späher ausgeschickt. Man befürchtete, daß irgendein böser Zufall uns heute deiner Gegenwart berauben könne.

— Wenn ich recht spät komme, mein Prinz, antwortete Mahimsasa, dann geschieht es, weil ich bei diesem Feste nicht in einem dürftigen Anzug erscheinen wollte. Da der Fürst mich spät entlassen hatte, mußte ich erst selbst meine Kleinodienkammer durchsuchen.

— Ach, wozu eine solche Mühe, edler Feldherr? Ich denke doch, der Schlangenstein, der dich ja nie verläßt, genügt, um jeden Schmuck der anderen Gäste hundertfach zu überstrahlen.

— O, heute Abend nicht, gab Mahimsasa mit schmunzelndem Lächeln zur Antwort, denn er dachte daran, wie sehr ein anderer Gast ihn überstrahlen würde. — Es gab wahrlich zu suchen und in die Tiefe meiner Schatzkammer zu tauchen. Das hat mich in der Tat länger, als ich dachte, aufgehalten; ich bitte also, mich entschuldigen zu wollen.

— O nein, das tu ich keineswegs, lächelte der Prinz, wie könnte ich entschuldigen, wo nur zu danken ist? Denn es wäre ja ein wohlerworbenes Recht deines Alters, ein solches eitles Fest ganz zu verschmähen und abzulehnen; obwohl man wahrlich das Gewicht dieses Alters bei dir nicht spürt, sondern nur seine Würde. Es ist fürwahr wunderbar, dich noch immer so rüstig zu sehen, als ob du erst gestern den Stein aus jenem Schlangenkopf herausgehauen und ihn deinem Stirnband siegreich eingefügt hättest.

Und bei diesen Worten blickte er den Stein im Stirnband Mahimsasas scharf und prüfend an.

— Doch altern tu' auch ich, sprach der greise Feldherr, und mich reut es nicht, denn indem ich mich dem Grabe nähere, fühle ich immer deutlicher, wie nichtig alles ist, was die Zeit gezeugt hat, wie eitel Macht und Glanz, ja selbst Ehre und Ruhm ist . . .

— Die du wahrlich in Fülle besitzest, unterbrach ihn der Prinz schmeichlerisch, und noch dazu rechtlich erworben. Wenn aber selbst du den Lebenshort so niedrig einschätzest, was dürfen wir anderen uns dann wohl erwarten?

— Ja, ja, sprach Mahimsasa, seine Hand auf die Schulter des Prinzen legend, wenn die Jugend nur wüßte, wie so manches, was

sie von fern mit Silberglanz anlockt, nur ein Schaumball ist, der in der Hand zerstiebt; wie manches, was ihr goldig entgegenglänzt, nur eine Glutkohle ist, die ihr die Hand verbrennt: wahrlich gar manche eitle Tat, die niemand frommt, gar manche böse Tat, die vielen schadet, bliebe dann ungetan. Doch glaubt's die Jugend nimmer; sie neidet, wo zu bedauern ist, bedauert, was zu beneiden ist. So neidet sie dem Alter, weil es Macht besitzt, die sie sich erst erjagen muß; nicht wissend, daß die Jagd die Lust ist und die Beute selbst nichts; so dauert sie das Alter, weil der Tod ihm bald den Besitz raubt — und gerade das ist für den Wissenden der höchste Vorzug des Alters, denn er weiß: nicht lange mehr wird Nichtiges ihm lästig werden.

— Daß du den Tod nicht fürchtest, Mahimsasa, sagte Ajatasattu, wer wüßte das nicht längst in diesem Lande? denn das hast du ja in hundert Schlachten bewiesen. Doch wenn ich dich reden höre, da möchte ich fast glauben, daß der Tod, wenn er dir plötzlich entgegenträte, dir ein willkommener Gast wäre; — oder sage ich da zu viel?

— Ach, wäre ich nur würdig, ihn recht zu empfangen, antwortete der Feldherr, denn das ist das Ziel des Lebens, mein edler Prinz! Darum hat es mich denn auch herzlich gefreut, zu sehen, daß auch du dich der Wahrheit zugewandt hast. Und da wir nun Wirt und Gast sind, so hoffe ich, daß wir morgen die Rollen tauschen werden; denn die lieben Schwestern haben mir freundlichst zugesagt, daß sie morgen in meinem Hause das Mahl einnehmen werden. Wenn du mir nun die Ehre gönnst, dann wirst du auch der weisen Worte Isidasis genießen, die mich so oft erbaut haben.

— Ich werde gewiß nicht fehlen, Feldherr, antwortete der Prinz mit dankender Verbeugung. Freilich beehrt Isidasi auch m e i n Fest heute Abend, wenn auch nur schweigend. Was ich von Unterhaltung bieten kann, ist nur geringer Art: Gauklerpossen und Bajaderentänze. Doch diese sind jetzt schon vorüber, wie es scheint, denn die Töne schweigen. Nun, wir wollen sehen . . . .

Er wollte den Feldherrn in die Halle führen, als gerade der Fürst und die Fürstin mit ihrem Gefolge von Hofleuten auf die Stufer heraustraten.

— Da ist ja Mahimsasa, rief Fürst Narada freudig.

— Ein trefflicher Wirt, das muß man sagen, scherzte Mahamaya. Wenn er auch scheinbar seine Gäste vernachlässigt, so tut er es doch nur, um neue einzufangen — und gleich den besten.

— Dann fehlt uns nur noch Baku, sagte der Fürst.

— O, er wird gleich kommen, meinte Mahimsasa — und er bringt auch eine Überraschung mit, fügte er mit schmunzelndem Lächeln hinzu.

— Mich würde er am meisten überraschen, wenn er nicht sich selbst mitbrächte, lachte die Fürstin, denn wo Wein und gutes Essen nicht fehlt, da bleibt der Künstler nimmer aus.

— Findet Ihr nicht jetzt, daß der Vorplatz kühl und zum Aufenthalt einladend ist? fragte Ajatasattu. Ich habe hier Sitzplätze anbringen lassen, wie Ihr seht, und wenn es Euch recht ist, wollen wir uns jetzt lieber im Freien vergnügen.

Der Fürst stimmte freudig zu; die Fürstin zeigte nach den Sitzplätzen und vermutete, daß auch hier ihnen ein Schauspiel geboten werden solle.

— Ach, nur eine Kleinigkeit, antwortete der Prinz — ein fremder Gaukler —

— Dessen Kunst wohl den Glanz des Saales scheut? fragte Mahamaya mit einem bedeutungsvollen Blick.

Diesen mit einem ähnlichen erwidernd, antwortete Ajatasattu:

— Es mag sein, daß ihm weniger Helligkeit lieb ist. —

Dann rief er den Dienern, Kissen und Teppiche herzutragen, und gab ihnen selbst Anweisungen, wie sie am besten anzubringen seien.

— Der Himmel ist dir günstig, Prinz, sagte der Feldherr, der gerade mit dem Fürsten gesprochen hatte. — Es ist eine Nacht, wie man sie sich für ein Fest nicht schöner wünschen kann.

— Ja, lieber Bruder, es wird wohl nichts aus dem Gewitter werden, das du uns heute früh vorausgesagt hast.

— Es scheint fast so, antwortete der Prinz, nach dem Sternenhimmel aufblickend.

— Jedoch, es *scheint* eben nur so, sagte Mahamaya. Ich rieche schon mit Freude Gewitterluft, denn nachher wird es ja um so frischer.

— In kurzer Zeit wird alles hier bereit sein. Unterdessen habe ich einige Erfrischungen im Brunnensaal auftragen lassen, wenn es Euch beliebt, wandte der Prinz sich an die Gäste.

Der Feldherr lachte.

— Nun ich muß gestehen, einem kühlen Trank wäre ich jetzt nicht abhold.

Er trat mit dem Fürsten und den Hofleuten wieder in den Palast hinein, während Mahamaya, die einige Schritte tat, wie um ihnen zu folgen, zwischen den Säulen stehen blieb und Ajatasattu nicht aus den Augen verlor. Dieser fühlte gar wohl, und zwar nicht zu seinem Behagen, wie dieser brennende Blick ihm folgte, während er eifrig den Dienern die letzten Anweisungen gab und dabei fortwährend an Mahimsasa denken mußte: —

„Es ist mir wahrlich lieb, daß dieser edle Greis den Tod nicht scheut, ja ihn vielmehr ersehnt — was habe ich mir dann vorzuwerfen? So schafft man sich selbst eben Skrupel aus nichts."

Während er in solchen Gedanken dastand, war Mahamaya wieder die Stufen heruntergekommen. Sie warf ihren seidenen Überwurf zurück, und nur in einen durchsichtigen, goldgestickten Schleier gehüllt, Schultern, Brust und Hüften von Geschmeide blitzend, stand sie tief atmend vor ihm da.

— Mit allen Poren sehnt der Körper sich, die Frische der Nachtluft einzuatmen, seufzte sie. — Herrlich, herrlich! Kühl brechen die Edelsteine das Sternenlicht, und Labsal saugt mein Leib wie eine von Nachttau blinkende Blume. Gefällt dir der Gast so, mein edler Wirt? fragte sie, ganz an den Prinzen herantretend und ihn mit einem aufreizenden Blick ansehend.

— Mit Recht nennst du dich „das große Blendwerk", antwortete Ajatasattu, denn, wahrlich, Blendung wirkend stehst du da vor mir! Du erscheinst mir wie diese Sinnenwelt in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit.

— Doch nur ein „Blendwerk"?

— O, ich bin kein Heiliger, der die Wahrheit sucht, lachte der Prinz. Du ähnelst ja Urvasi, der Liebesgöttin, wie sie nach dem Fest sich nach Arjunas Wohnung begab, „die lichten Schleier ihre

schönsten Reize mehr zeigend als verhüllend", wie es im Mahabharatam heißt.

— Mit Urvasi vergleichst du mich, sagte die Fürstin in argwöhnischem Ton — mit Urvasi, wie sie zu Arjuna kam, ihm ihre Liebesgunst anbietend, um dann von ihm mit kalten Worten der Ehrerbietung schmählich abgetan zu werden? Also meinst du es wohl?

— Was denkst du? Wie du doch den Sinn meiner Worte verdrehst! rief Ajatasattu mit vorwurfsvollem Blick.

— Tu ich das in der Tat? Mit Urvasi, der Buhlerin, vergleichst du mich? Einmal, mein Freund, erschien ich dir einer anderen Göttin vergleichbar. Welcher?

— Kann ich wissen, welche du meinst? Ein Liebhaber plündert das ganze Weltall, um Gleichnisse zu finden.

— O, ich weiß es noch, als ob es gestern gewesen wäre, sagte Mahamaya. Und in einem weichen, fast träumerischen Ton fuhr sie fort: — Ich höre Wald und Strom rauschen, das Wasser seh ich dunkel fließen und in Silberwirbeln dahinziehen ... In schwarzer Luft über dem Felsenkamm strahlt der Vollmond. Wie ein kleines Boot schießt mein Lämpchen auf der dunklen Flut im Baumesschatten dahin. Wird es wohl den See erreichen? Jetzt hängt es in den blühenden Zweigen fest. Ich springe auf den Stein hinaus, um es mit meiner Gerte zu erreichen — da — o Wunder! — — eine glänzende Gestalt, wie ein göttliches Wesen steht vor mir, fängt mich in seinen Armen auf und er nennt mich seine Göttin, Lackshmi selber, die lotustragende Glückspenderin!

— Und warst du es nicht? flüsterte Ajatasattu, ihre Hand ergreifend — mir, der ich aus der Fremde zurückkehrte und in der Burg meiner Väter, in dem Weibe meines Bruders, das Wunder fand, das ich durch die weite Welt abenteuernd mir nie erträumt hatte! Warst du, bist du nicht mein Glück?

— Wer kennt sein Glück? murmelte Mahamaya, mit trübem Blick vor sich niederstarrend. — Weiß ich, ob nicht Amara das wahre Glück erkoren hat? Dann lachte sie bitter auf: — Doch ich vergaß, die Ärmste darf es ja nicht einmal. Und ihn mit einem

durchbohrenden Blick ansehend, fügte sie hinzu: Ja, du weißt wohl, daß Amara nicht Nonne wird?

— Will sie nicht in den Orden eintreten? fragte Ajatasattu, und warum denn nicht?

— Weiß ich denn das? Eher sollte ich wohl dich fragen, entgegnete die Fürstin.

— Aber sie bat doch selbst so flehentlich, stammelte der Prinz.

— Jetzt will sie nicht, unterbrach ihn die Fürstin. Hast du sie etwa umgestimmt?

— Ich? Nein, so wahr mir die Götter —

— Schwöre nicht! warnte ihn Mahamaya. Du hast sie überredet, hier bei dem Feste anwesend zu sein. Du kannst sie wohl gar nicht mehr entbehren?

— Wie? Du bist von Sinnen, rief Ajatasattu, diesmal aufrichtig verwundert. Ich hätte sie überredet zu kommen? Wie fällt denn dir das ein? Sie ist ja gar nicht da.

— Sie kommt.

— Nein, nein ...

— Gewiß wird sie kommen. Das meinte ja auch ihr Oheim Mahimsasa, als er von einer Überraschung sprach, die Baku mitbringen würde. Freilich für dich ist es keine.

— Wie? Amara hätte er gemeint? Unmöglich!

— Und warum denn so unmöglich? fragte die Fürstin, deren Verdacht nun gerade durch die Entschiedenheit, womit der Prinz das Kommen Amaras in Abrede stellte, eine neue Richtung nahm. — Warum wäre denn das so unmöglich, daß sie hierher zum Fest käme? Wenn doch eine Nonne, die frömmste aller Schwestern, dein Fest beehrt, warum dann sie nicht, die doch nur für den gelben Mantel geschwärmt hat, um schließlich vor ihm zurückzuscheuen? Warum nicht sie?

— Nun, zu Putz und Lustbarkeit war sie doch wahrlich vorher nicht aufgelegt, antwortete der Prinz ausweichend.

Aber die Fürstin ergriff ihn am Arm und zeigte nach der Ausmündung der Allee hin.

— Es scheint doch so — da ist sie.

Wirklich trat in diesem Augenblick Baku herein, an seinem Arm Amara führend, die in reichstem Festschmuck erglänzte, aber so blaß war, wie die weiße Seide ihres Kleides.

— Ihr Götter! rief der Prinz zurücktaumelnd und seinen Augen kaum trauend.

— Was erschrickst du denn so? fragte die Fürstin. Du vergißt ja gar deine Pflicht als Wirt.

Mit keinem Gedanken war es Ajatasattu eingefallen, daß Amara es wagen würde, sich bei diesem Fest einzufinden, — daß er seine verräterische Mordtat unter ihren Augen würde vollziehen müssen.

Diese plötzliche Erscheinung, wie das geliebte Mädchen dort in ihrem blendenden Festschmuck vor ihm stand, gab ihm einen Stoß, der seinen Verstand fast lähmte und seinen Willen in eine Erstarrung bannte, aus der es ihm schwer gefallen wäre sich emporzuraffen, hätten nicht die spitzig spöttischen Worte der Fürstin, aus denen er einen verborgenen Argwohn gar wohl heraushörte, ihn gewaltsam aufgestachelt, so daß er nun mit Aufgebot aller seiner Geistesstärke sofort den ungezwungenen Anstand und den heiteren Ton des Wirtes fand, um diese letzten, aber — wie er versicherte — besonders willkommenen Gäste zu begrüßen. Würde doch durch die Abwesenheit des Meisters, der sein Haus errichtet hatte, diese Festlichkeit zur Weihe seiner Hallen eine mißlungene geworden sein — und obwohl der Bruder des Meisters, der edle Feldherr, sie auf eine Überraschung vorbereitet habe, sei es ihm doch nicht in den Sinn gekommen zu hoffen, daß die liebliche Tochter des Meisters sie alle durch ihre Anwesenheit beglücken würde, weil sie ja doch am Vormittag offenbar sehr leidend und ruhebedürftig gewesen sei.

Die Worte kamen glatt genug von seinen Lippen, und Miene und Gebärde ließen ihn auch nicht im Stich; aber noch nie war es ihm so schwer gefallen, schmeichlerische Reden über lächelnde Lippen zu bringen, und fortwährend fühlte er sich dabei von zwei Augenpaaren durchbohrt: von den tieftraurigen Amaras mit ihrem furchtbaren Vorwurf, mit ihrer vernichtenden Frage: „Ist es möglich, daß dieser Mann ein höllenschwarzes Verbrechen vorhat und es vor mir, die er liebt, vollführen wird?" — und von den fieberbrennenden,

argwöhnisch leuchtenden und verderbenblitzenden Augen der Fürstin, von deren Verdacht er alles zu fürchten hatte, besonders für die Sicherheit des geliebten Mädchens.

Mit besorgter Miene antwortete Meister Baku, daß es zwar vielleicht unvorsichtig sei, aber seine Tochter habe um keinen Preis diesen Festabend entbehren wollen.

— Wie könnte ich —? fragte Amara mit jenem erschreckend bedeutungsvollen Blick.

— Es wäre jedenfalls besser, daß du es getan hättest, mischte die Fürstin sich ein, — wenn du wirklich so leidend bist. Aber sage — wie ist dir jetzt?

Zu dieser Frage wurde Mahamaya veranlaßt durch einen halberstickten Aufschrei und eine plötzliche Bewegung Amaras, die sich an den Vater anklammerte, um nicht umzusinken. Wenn ihre Blässe vorher mit ihrer weißen Seide und ihren Perlen hatte wetteifern wollen, so schien jetzt ein erdfahler Schatten über ihre Wangen zu fallen.

Als sie dem starren Blick des Mädchens folgten, gewahrten sie einen schwarzen Mann von tierischem Aussehen, der mit einem kleinen Korb unter dem Arm hereingeschlichen war und einige Schritte entfernt in kriechender Stellung wartend dastand.

— Es ist der Gaukler dort, der sie erschreckt, sagte Baku.

— Allerdings ein scheußliches Geschöpf, gab die Fürstin zu. Noch nie habe ich etwas Häßlicheres gesehen.

— O, das ist ein Schlangenzähmer, er kann hübsche Künste, versicherte Ajatasattu in einem leichten Ton, der ihn selbst, — und, wie er fühlte — Amara nicht weniger schaudern ließ. Aber mit dem Ausruf: „da ist der Oheim", machte das Mädchen sich jetzt aus dem stützenden Arme des Vaters los und eilte — offenbar um dem schrecklichen Eindruck zu entfliehen — auf die Stufen zu, wo jetzt, im Gefolge des Fürsten, Mahimsasa heraustrat.

„Sie hier! Warum? Was soll das heißen?" dachte Ajatasattu. „Wähnt sie, ich dürfe vor ihren Augen das Schreckliche nicht tun? Ja, ja, so wird es sein, jetzt versteh' ich sie. Darauf hat sie ja gebaut, als sie mir den Eid schwor. Ach Amara, Amara, — du Ärmste

kennst noch nicht den Mann, wenn ihm sein böser Wille zum Schicksal wird."

Ja, zum Schicksal. Er hatte sich selbst gebunden, er fühlte, wie gern er es unterlassen möchte, wie gern er ihrer edlen Hoffnung recht gäbe — und er wußte, daß er dennoch das Gräßliche vollbringen würde.

Eine scharfe, zischende Stimme, die mit ihrem heißen Atem ihm den Nacken brannte, erweckte ihn aus seinem Brüten:

— Die Überraschung war dir wohl zu groß? — mir auch! Was das Kind nur für Staat treibt! Sie ist ja geschmückt wie eine Bajadere. Für wen putzt sie sich denn so? Sie will wohl gar mich überstrahlen? Mich — die Königin? Und es gelingt ihr fast. Bemerktest du den gelben Diamanten, den sie in den Locken trägt? Nie sah ich seinesgleichen, ausgenommen den Schlangenstein.

Das letzte Wort wirkte auf Ajatasattu wie ein Pfeilschuß, der einen ganz unvorbereitet trifft.

— Was sagst du? rief er aufgeregt und ergriff sie am Arm.

— Klang's dir so seltsam? fragte Mahamaya, deren Stimme und Blick ihm verrieten, daß ihr überall herumwitternder Argwohn seiner plötzlichen Aufregung nachspürte.

— Vom Schlangenstein sprachst du — den trägt doch —

— Mahimsasa, unterbrach ihn die Fürstin lachend. Davon kannst du dich leicht überzeugen.

Und sie zeigte nach der Gruppe auf den Stufen, wo Amara jetzt mit Mahimsasa in einer traulichen Unterhaltung begriffen war.

— Ich weiß es, ich weiß es, sagte Ajatasattu, sich besinnend — ich habe mich schon überzeugt. Ich sah mir das Kleinod lange prüfend an. Noch nie hat es mit so giftgrünem Schimmer geleuchtet. Mir war es, als ob es mir drohend entgegenblitzte aus dem schuppigen Schlangenkopf, dem es einst angehörte.

— Was ficht der Stein dich an? forschte Mahamaya. Was hast du eigentlich mit Mahimsasa vor? — Und jener fremde Schlangenzähmer dort — wer ist das?

— Du wirst es gleich erfahren, antwortete Ajatasattu und wandte sich jetzt an die Gäste, die er aufforderte, ringsum Platz zu nehmen.

— Ein günstiger Zufall hat uns gerade eine Kurzweil bereitet von seltsamer und seltener Art.

— Ich bin begierig, was du dir erdacht hast, sagte Narada, während er Mahamaya zu dem für das Fürstenpaar errichteten Doppelsitz führte, der in der Mitte der ersten Reihe, den Rücken nach der Stupa gewandt, angebracht war. Gleichzeitig geleitete Ajatasattu mit großer Höflichkeit Mahimsasa nach einem Platz in der Mitte der linken Reihe, während Amara, ihren Vater zur Rechten und Isidasi zur Linken, dem Feldherrn gerade gegenüber in der rechten Reihe saß.

Auf einen Wink Ajatasattus trat Chranquinchru in den Kreis, kauerte nieder, stellte seinen Korb von sich und entlockte seiner Pfeife einzelne einleitende Töne.

— Dieser Schlangenzähmer aus dem fernen Süden, sprach Ajatasattu, wird, wenn es beliebt, Euch seine Kobra zeigen, die, wenn er ihr vorspielt, so zahm wird, daß ich selber mit ihr spielen kann, obwohl sie keineswegs ihres Giftes beraubt ist, wovon man sich leicht überzeugt.

— Das muß ja ein wahres Wunder sein, sagte Mahamaya.

Mit einem Kopfnicken gab der Fürst seine Zustimmung.

Der Schlangenzähmer schlug den Deckel des Korbes zurück und ließ seine seltsame, ergreifende Weise ertönen.

— Gewiß muß man das ein Wunder nennen, sagte Isidasi; — wie die Töne das giftige Tier sanft und gefügig machen, sollen sie uns an die Worte des Erhabenen mahnen, welche uns gezähmt haben, die wir vom Gifte der Natur gebläht sind.

Kaum hatte sie dies gesagt, als die Schlange aus dem Korb herauskroch, und ein allgemeines Murmeln das Erstaunen der Zuschauer über ihre Größe und über die Zierlichkeit ihrer Bewegungen kundgab. Noch lauter aber wurde die Teilnahme, als Ajatasattu, der in der Mitte des Kreises das Herankommen der Schlange erwartet hatte, nun anfing mit ihr zu scherzen, indem er die Hand gegen sie ausstreckte und sie neckte.

— Wahrlich, so zärtlich wie ein Schoßhund! rief einer.

— Und wie fein die Zunge spielt! rief ein anderer.

— O, noch kriegst du keine Milch, sagte Ajatasattu zur Kobra. Erst mußt du deine Künste machen.

Die Töne der Pfeife erklangen kräftiger und schärfer. Die Kobra richtete sich etwas in die Höhe und blähte die Haube auf.

— Jetzt seh' ich die Zeichnung ganz deutlich, rief Baku entzückt.

— Und jetzt zeigt sie gar die Fangen!

— Wie schrecklich, rief Mahamaya. Wird sie denn nicht gefährlich, Prinz?

O, keineswegs, antwortete Ajatasattu. Sieh nur, sie haut nach meiner Hand, doch ist es nur Spiel.

— Nun aber richte dich ganz auf, sprach er zur Schlange und machte mit der Hand eine entsprechende Bewegung.

Der Schlangenzähmer aber nahm die rechte Hand von der Pfeife und winkte mehrmals in der Richtung der Halle.

— O, der Mann bedeutet mir, daß all dies Licht, das vom Saal herausströmt, die Rajanaga blendet, sagte Ajatasattu. — Und den Kreis verlassend, stieg er schnell die Stufen hinan und rief den Dienern zu, daß sie die Vorhänge zuziehen sollten, während er anderen hieß, die zwischen den Bäumen aufgehängten Lampen auszulöschen.

Auf der obersten Stufe stehend, von wo aus er Mahimsasa gerade vor sich hatte, beobachtete Ajatasattu mit Anspannung seiner ganzen Sehkraft die mit dem goldenen Band geschmückte Stirn des Feldherrn, worin jetzt der Schlangenstein aufleuchten müßte.

„Jetzt sind alle störenden Lichter entfernt — wird denn der Stein nicht aufleuchten? . . . Wie lange soll das dauern? . . . Jetzt — ja gewiß — es fängt an! . . . Aber nur langsam. . . . Wie matt ist doch der Schimmer! Habe ich doch sonst den Schlangenstein ganz anders leuchten sehen, vor allem damals, als Mahimsasa aus der Tigerhöhle trat, gleichsam einen funkelnden Stern an der Stirn tragend. Sollte der Stein seine Kraft eingebüßt haben? . . . Dies ist doch nur wie ein Widerschein — —

„Ah! gerechte Götter —! Was ist denn das? Schießt nicht dort ein Strahl hervor — Mahimsasa gegenüber . . . dort wo Amara sitzt?"

Sie war halb abgewandt von ihm, aber der Lichtstrahl, der von ihrer Stirn ausging, beleuchtete etwas gerade vor ihr: — den gebogenen Hals der Schlange, die Innenseite der aufgeblähten Kobrahaube und den häßlichen plumpen Kopf, dessen kleine grüne Augen im Diamantenlicht scharf blitzten, kaum zwei Fuß von ihrer Stirn entfernt.

Wie ein Verirrter durch einen plötzlichen Blitz die Gegend um sich erkennt — eine ganz andere als die erwartete — und nun mit einem einzigen Gedankenblick alles überschaut: wo er von dem rechten Weg abgewichen war, wie er hierher geraten ist, welches die Folgen werden müssen: also begriff Ajatasattu plötzlich alles und stand wie vor Schreck versteinert da.

Wenn er hinunterspränge, würde diese gewaltsame Bewegung dann nicht gerade das Gefürchtete beschleunigen? Sollte er sich hinschleichen — sollte er rufen?

Ein leises Murmeln der Bewunderung unterbrach die atemlose Stille. Man glaubte nicht anders, als daß dies ein verabredetes Spiel sei, und fand es entzückend. Eine Naga-Königin!

Das Entsetzliche in diesem Beifall entschied. Wie könnte er dies den Leuten begreiflich machen? Das Handelnmüssen warf jedes Bedenken über den Haufen.

Mit einem Sprung war er unten — aber schon erklang auch ein schriller Lauf von Flötentönen, wie ein Blitz hinunterzuckend — eine Bewegung des Kobrakopfes — der Strahl schoß aufwärts gegen die Sterne — — — Schreien und Aufspringen ringsum.

Er hielt sie in seinen Armen — der teuflische Stein blendete ihn — er bedeckte ihn mit der linken Hand — die Wunde dort am Halse, wo zwei Blutstropfen perlten — seine Lippen bedeckten sie — sogen — sogen, als ob es möglich wäre, das Gift herauszusaugen. — Sie darf nicht sterben! — sterben!!

Aber was war das für ein Stoß und zerspaltender Schmerz im Nacken? — — — Ihm wurde schwarz vor den Augen. — — —

Dreizehntes Kapitel

Der siegreich hervorgegangene Garuda

Und noch einmal war es wie das langsame Blinzeln eines ungeheuren Auges — das Blinzeln des Weltauges.

Edmund sah wieder die Kobra, die sich langsam vor ihm wiegte, und den kauernden Schlangenzähmer daneben und hörte die einförmigen Töne seiner primitiven Pfeife — und sah und hörte es dennoch nicht; denn vom Zentrum seines Gemütes bis zum Rande seines Bewußtseins war er von dem einzigen Gefühl-Gedanken „Amara-Amanda" erfüllt. Wo war sie jetzt, seine Amanda? hier im Park irgendwo, von Gefahr umgeben, die er selber in seiner Blindheit heraufbeschworen hatte?

Was war ihm jetzt diese ganze Palastrevolution? Dieser Kampf um ein indisches Rajatum? Was dem Erwachsenen die papierne Krone ist, nach der der Knabe haschte. Nur dies war ja Realität: jene unausschöpfliche, unwandelbare Liebe, die er einst in seinem früheren Dasein besessen und zu spät erkannt hatte, um erst mit dem letzten Atemhauch ihre Süßigkeit zu kosten — die er auch in diesem Leben besessen hatte, ohne ihrer zu achten, erst jetzt — zu spät — sie entdeckend, und noch einmal vielleicht, nur um ihren Verlust zu erleben.

Könnte nicht durch einen dieser unvorhergesehenen Irrtümer, die bei solchen gewagten Unternehmen immer auf der Lauer liegen, in diesem selben Augenblick die Revolte ausbrechen? und würde dann nicht eine blinde Fatalität es so fügen, daß Amanda gerade mitten in das Gemetzel hineingeriete, oder daß eine verirrte Kugel ihre Brust durchbohrte? Wo aber könnte das geschehen? Aller Wahrscheinlichkeit nach dort oben auf der Gandharven-Terrasse, am Pfauenpavillon; und dort durfte er ja nicht hinaufstürmen — sein Erscheinen wäre ja gerade das unfehlbare Signal für das Feuerwerk und damit für die Sprengung der ganzen Mine!

Er mußte sie schützen — und er durfte sie dort nicht aufsuchen, wo sie sich unzweifelhaft befand. — So stand er von Höllenqualen zerrissen, untätig und verzweifelt da.

Nein — er sah weder die Kobra noch den Schlangenzähmer, aber etwas anderes wurde er jetzt plötzlich gewahr.

Wenige Schritte von ihm entfernt stand Garuda.

Ja, da stand Amandas Liebling, ebenso sehr wie er selbst von streitigen Gefühlen zerrissen. Der Kampf zwischen Pflicht und Neigung, der schon in dem Tempelchen der Ruhestätte bei dem Anblick des Korbes unter dem Arm des Schlangenzähmers und bei dem Geruch der verborgenen Kobra Garudas Seele zum Schauplatz seines Wütens gemacht hatte, war jetzt, tausendfältig verschärft, erneuert worden durch den Anblick der Schlange selbst, der größten Kobra, die Garuda je gesehen hatte — in der Tat ein würdiger Gegner, der dort, spiralförmig aufgerichtet, mit geblähter Haube und glänzenden Giftfangen sich wenige Schritte von ihm wiegte, gar zu verzaubert durch die Flötentöne, um die Gegenwart ihres Todfeindes zu ahnen.

So stand denn das Tierchen da, jedes Haar und jedes Härchen gesträubt, als ob es nun sofort explodieren müsse, um bei dem Zerplatzen seine beiden hervorspringenden Augen als zwei rotglühende Projektile in den verhaßten Kobraleib hineinzuschießen.

Bei diesem Anblick leuchtetete für Edmund ein Hoffnungsstrahl auf: — Ihr getreues Tier war da — durfte er nicht schließen, daß sie selbst nicht weit entfernt sei? Aber wo? in welcher Richtung sie suchen? Auch das würde ihm Garuda zeigen, wenn er erst aus seinem Banne herauskäme.

Edmund machte eine ungeduldige, abwinkende Handbewegung. Augenblicklich setzte der Schlangenzähmer die Flöte ab und stieß einen rauhen Kehllaut aus. Die Kobra sank in sich zusammen und glitt nach dem Korb hin, wo ihr Kopf mit der geblähten Haube sofort unter den Blättern verschwand.

Ein elektrischer Stoß durchzuckte Garuda. Noch ringelte der halbe Schlangenleib sich draußen — jetzt oder nie! Ein Schrei der Verzweiflung entrang sich dem Zaun seiner winzigen, spitzen Zähne, aber die Pfötchen blieben standhaft in die Erde festgekrallt. Nun war nur noch die Schwanzspitze sichtbar — nun klappte der Korbdeckel zu. Die Versuchung war vorüber.

„Siegreich hervorgegangen", war das Lob, das Garuda gebührte. Und er wußte es.

Nun entdeckte er auch mit freudigem Piepsen, daß ein guter Bekannter als Zeuge seiner Selbstüberwindungstat sich ganz in seiner Nähe befände, und vergnügt hüpfte er auf Edmund zu.

Dieser ergriff das Tierchen, drückte es zärtlich an seine Brust, als ob es ein Liebespfand wäre, und setzte es dann behutsam auf den Boden nieder, um sofort seine Hoffnung erfüllt zu sehen. Denn Garuda schlug mit großer Entschiedenheit eine bestimmte Richtung ein.

Diese führte bald in einen dunklen Baumgang hinein, an dessen Ende Edmund, der fast laufen mußte, um seinem eifrigen Führer zu folgen, ein hellerleuchtetes Tempelchen gewahrte. Und seine frohe Ahnung bestätigte sich, als er nahe genug kam, um zwischen den Säulen, im Glanze der herabhängenden Lampen, die ersehnte Gestalt zu erkennen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Amanda hielt in den zitternden Händen die letzten Blätter von Kala Ramas Manuskript und las mit brennenden Augen: — — —

Aber mitten aus diesem Wirrsal von Schreckensrufen und Angstgeschrei ertönte wie eine Kriegsdrommete die Stimme Mahimsasas, dessen hohe Gestalt wie ein Turm im Wogenschwall emporragte:

— Zu mir, wer treu zum Fürsten steht! Besetzt den Ausgang! Fackeln her! Ergreift den Gaukler!

In einem Augenblick hatten die meisten Männer sich um ihn versammelt. Das Schwert gezogen — das auch beim Fest den Krieger nicht verläßt — nahmen sie seine Befehle entgegen; die nächsten schlossen einen Kreis um den Fürsten; einige eilten nach der Stupa, andere in die Halle hinein, deren Vorhänge zurückgezogen wurden, so daß wieder Licht über den Vorplatz strömte. Auch erschienen schon Diener mit Fackeln.

Der Lichtschein beleuchtete Ajatasattu, der die leblose Gestalt Amaras in seinen Armen hielt und bald das Gift aus der Bißwunde am Halse auszusaugen versuchte, bald mit gestammelten Worten sie seine Geliebte nannte, sie beschwor, ihm nicht zu sterben, er sauge ja das Gift aus, und möge er selber daran sterben, wenn sie nur lebte!

— Ja — stirb, Verräter! rief die hinter ihm stehende Mahamaya.

Blitzschnell entriß sie einem Hofmann den Dolch und stieß ihn mit aller Macht dem Prinzen in den Nacken.

Ohne einen Laut von sich zu geben, stürzte er mit Amara zu Boden.

— Mahamaya, was tust du? rief der entsetzte Fürst Narada. Aber die Fürstin war auch schon besinnungslos in die Arme der Nächststehenden gesunken.

Da erklang leise, wie aus der anderen Welt herübertönend, die Stimme Amaras, den Namen Ajatasattus rufend.

Der Prinz richtete sich ein wenig auf, sich auf die rechte Hand stützend, so daß er sich über ihr Gesicht beugen konnte:

— Hört ihr! Mit meinem Namen auf ihren heiligen Lippen — für mich geopfert — selbstgeopfert! Sieh, Amara, ich folge dir ... dir? — ich? ... Wo bist du? Fern — entflohen —

Und mit der linken Hand wie abwehrend um sich schlagend, rief er:

— Hinweg Fratzen — Teufelskrallen — hinweg! Brahmanenpriester, wo sind jetzt deine Götter? Hilf mir!

Als er aber anstatt des Priesters Isidasi gewahr wurde, die über ihm und Amara stand, keuchte er, sie mit weitaufgerissenen Augen anstarrend:

— Ja, Nonne! sag du es wieder: Niemand ist da, um mir zu helfen. Die mir helfen könnte, habe ich ja selbst getötet — sie entschwand in Himmelssphären — mich zerren die Höllenwächter in die Tiefen.

Da schlug Amara die Augen auf, deren himmlischer Glanz das dämonische Lichtzucken des Steines an ihrer Stirn zu überstrahlen schien, und mit einer letzten Anstrengung ihren Arm um seinen Nacken schlingend, hauchte sie die Worte aus:

— Geliebter, fürchte nicht — ich bin bei dir — mich dürfen die Dämonen nicht anrühren.

— Amara!

— Ich verlasse dich nie!

— Nie?

Seine Stimme brach wie sein Auge, und er sank auf ihren entseelten Leichnam nieder.

— Amara, Kind! — schluchzte der unglückliche Vater, an ihrer Seite niederknieend.

Narada aber verhüllte sein Gesicht und murmelte:

— Mein Bruder und mein Weib —!

In diesem Augenblick schleppten einige Krieger Bharadvaja, den Hauspriester, aus der Halle heraus, und Mahimsasa, dessen Herz vielleicht im Stillen tiefer blutete als das seines Bruders, das sich sichtbar durch die Augen ergoß, trat mit beherrschter Ruhe, ja in strenger Diensthaltung vor den Fürsten hin.

— Mein Fürst, die Herrscherpflicht gebeut der Trauer. Ein tief geplanter Anschlag hat sich vor unseren Augen bloßgelegt, durch den Opfermut dieses frömmsten Wesens noch vor dem Hafen scheiternd. Wir wissen nicht, ob die Gefahr vorüber ist. Hier aber bringen sie den Hauptpriester des Prinzen gefangen, den wir heute früh in geheuchelter Entrüstung seinen Dienst kündigen hörten. Gewiß weiß er um alles.

Zitternd warf sich Bharadvaja dem Fürsten zu Füßen.

— Gebrochenen Herzens meines bitteren Amtes waltend, will ich milde aber gerecht richten, sagte Narada, denn gegen alle Ordnung menschlicher und göttlicher Natur ward ja hier gefrevelt. Dies sehe ich schon, wenn ich sonst auch in Rätseln tappe.

— Mir klärten sich die Rätsel auf, sprach Isidasi, — denn wisse, Fürst, daß ein Eid die Lippen dieses frommen Mädchens verschlossen hat, und nur so wußte sie das schreckliche Verbrechen des Geliebten zu hindern, daß sie den Blitz auf ihre reine Jungfrauenstirne hinleitete und so sich für ihn opferte. Das war ein Wahn, denn sein Verbrechen blieb. Doch eine solche Liebe wahrlich ist kein Wahn. Sie zeugt Früchte, die, der Zeit enthoben, ewiger Wahnlosigkeit entgegenreifen.

— Und auch für meinen armen Bruder, sagte der Fürst, werden die Früchte ihrer Tat reifen, denn eine Liebe wie die ihre irrt sich nicht. Sie sah, was im Grunde seines Wesens uns verborgen blieb: den Keim des Guten, der, gewaltsam durch sie geweckt, im letzten Augen-

blick die rauhe Hülle durchbrach und dem Licht entgegensproß. Die der Tod jetzt so innig vereint hat, tragt sie nun fort, daß sie als Ehegatten auf dem Scheiterhaufen beisammen ruhen, und eine Urne sammle ihre Asche!

Und mit einer segnenden Handbewegung über die jetzt mit einem Mantel verhüllten Leichname sprach er:

— Frieden mit euch!

Aber mit einer sanften, warnenden Gebärde entgegnete ihm Isidasi:

— Nicht Frieden, König! nein —: Kampf — neuer Kampf, denn nur der Kämpfer siegt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Amanda war aufgesprungen. Die letzten Worte las sie laut in großer Erregung.

Ja, sie waren zu neuem Kampf erwacht — sie beide waren es. Aber wie sollten sie Sieger werden? Wie wenig hatte sie selbst getan! und was blieb ihr denn noch übrig zu tun? „O, wie glücklich war doch Amara, die hier ruht!„ Amara? Aber das war sie ja selbst — nur ihr eigenes abgelegtes Kleid war es, dessen Reste hier aufbewahrt wurden. — Und er? — Ahnte er denn gar nichts? Wie tief war er doch in die Täuschung eingetaucht! Wollte denn niemand ihn aufklären, wie man sie aufgeklärt hatte? Wo war er? Welche Gefahren umgaben ihn jetzt? Wenn sie doch wenigstens zu ihm könnte — — — —

— Amanda — Amara!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie war in seinen Armen — in dieser Umarmung, die sie einst — noch bevor sie ihn gesehen — in der Sturzwelle festgehalten und sie dem atlantischen Meer entrissen hatte, und die sie jetzt in einer noch grausigeren „See von Plagen“ festhielt und sie nie mehr lassen würde! „Amanda — Amara! Meine Amanda — meine Amara!“ Was bedurfte es mehr als dieses Doppelnamens, mit dieser vor Erregung tonlosen Stimme, hervorgestammelt mitten zwischen Küssen und Seufzern und halb schluchzenden, halb jauchzenden Ausrufen? Welche Erklärungen, welche Versicherungen, welche Fragen und Antworten hätten hier noch etwas sagen können?

So wußte er denn alles, verstand alles, war völlig erwacht — aus dem Rausche dumpfer Sinneslust, aus den wüsten Fieberphantasien abenteuerlicher Machtgier zur Liebe erwacht! Wie er so rätselhaft plötzlich zur Einsicht gekommen sei, wer ihm den Schleier von den Augen gezogen habe — das waren Fragen, die sich später regen mochten. Jetzt gab es keine Frage, nur selige Gewißheit.

Gefahr? Ob Gefahr drohte? Ihm? Ihr? ihnen beiden? Wer dachte an Gefahr, nun sie beieinander waren, in einer nicht endenwollenden Umarmung? Woher Gefahren, die ja der Welt angehören? Wie konnten Gefahren hierherdringen in dieses weltfremde Asyl? in den Zauberlichtkreis, der das Dunkel ihrer eigenen Vorzeitliebe umstrahlte, eingehegt, wie er war, von dem Schattengürtel des duftenden Orangenhains — und draußen wiederum der stilleuchtende, schweigende Palastgarten?

Es schien, als müsse das alles in aller Ewigkeit so bleiben.

Aber schon war die Störung da: zwei Gesichter, die aus dem Dunkel des Baumschattens in diesen geweihten Lichtkreis hereintauchten, kaum erkannt von den beiden, aus ihrem Seligkeitstraum durch eine rauhe Stimme Herausgerissenen.

— Sahib! Sahib! — kommt! — Es ist jetzt keine Zeit — — —

Zwischen dem eisengrauen Haar und dem reifgrauen Bart glühte das Gesicht des Brahmanenlöwen vor Entrüstung. Selber ein Priester Krishnas und von seinen Schmeichlern als der „Ansa" verehrt, als der fleischgewordene Teil einer Gottheit, die, ungleich dem barschen Çiva, der Fleischeslust hold war, selber den Frauen ergeben — ging ihm dies doch zu weit: er begriff nicht diesen Fremden, der sich von den Reizen eines Mädchens zur Selbstvergessenheit hinreißen ließ, in dem entscheidenden Augenblick, wo es sich für ihn darum handelte, die höchste Macht zu ergreifen: „Welch' schwacher Mann! mit ihm werden wir leichtes Spiel haben." Diese Betrachtung diente dazu, seinen Zorn etwas zu entwaffnen. Was seinen Begleiter Chandra Singh anging, so knisterte sein Tigerbart vor eitel Behagen, das durch diesen unerwarteten Anblick unvermischt in ihm emporstieg: Wenn er dies der Rani meldete, dann

brauchte es keiner scharfen Waffen. Wozu wüchsen denn alle die schönen einheimischen Giftpflanzen ringsum, wenn nicht für einen solchen Fall?

So legte er denn seine Hand beschwichtigend auf den Arm des Brahmanen, und dieser ließ seinen Ausbruch: „Es ist wahrlich jetzt nicht Zeit für solche Liebeleien“ in die dringende Aufforderung untertauchen: der Sahib möge unzögerlich mit ihnen kommen, es sei schon die höchste Zeit, der Fürst warte auf den Sahib und andere warteten auch.

— Mögen sie bis zum jüngsten Tag warten, rief Edmund, ohne Rücksicht darauf, daß seine indischen Verbündeten von diesem Tag wohl nie etwas gehört hatten.

— Warten? Fürsten warten nicht, auch nicht die angehenden. Ihr selber könnt nicht mehr warten, Sahib, oder Ihr werdet nimmermehr Fürst.

— Versteht ihr denn nicht? Schert euch zum Teufel! rief Edmund. Ich will mit euch nichts zu tun haben, ich sage mich von euch los.

Der Oberpriester hob die Hand zum Himmel. Lag es jetzt nicht am Tage, daß Kama diesen Fremden verrückt gemacht hatte. Ohne sich zu bedenken, schritt er die wenigen niedrigen Stufen hinauf und erfaßte Edmund am Arm, um ihn aufzurütteln:

— Kommt zu Euch selbst, Sahib! Ihr redet wirres Zeug.

Aber der Sahib schüttelte den Ansa der Gottheit so kräftig von sich ab, daß allerhöchst derselbe alsbald unten in den Armen des Rajputen lag.

— Was heißt das: Euch von uns lossagen? rief dieser.

— Lossagen — von Euch, der mich noch gestern ermorden wollte.

— Freilich, das wäre schlecht von mir, fast ein Verrat!

Diese Beschuldigung schloß dem Rajputen den bärtigen Mund. Aber der Brahmanen-Löwe brüllte:

— Es wäre Verrat, wenn es nicht mehr Verrücktheit wäre. Ihr seid zu weit gegangen, Sahib, ihr müßt vorwärts mit uns, es gilt die Krone oder den Kopf.

— Da irrt ihr Euch, Priester, rief Amanda, dreist hervortretend; es gilt nichts mehr — Euer Spiel war schon verloren. Kala Rama

hat schon vor einer Stunde alles gewußt. — O, nicht er, ich habe es dem Minister gesagt, ich habe alles entdeckt, auch Euren Mordanschlag, Chandra Singh! Darum flieht, rettet Euch, während es noch Zeit ist!

Dies war dem Mann=Tiger zu viel — von einem Mädchen entdeckt, von dieser weißhäutigen Mem überlistet!

Ein Wutgebrüll, und sein Schwert flammte.

Aber Amanda war schon von Edmund zurückgezogen worden, der sich zu ihrem Schutz dazwischen warf. Das Krummschwert des Rajputen glitt an etwas Metallenem in seiner Hand ab, schnitt den Ärmel des Kaftans an der Schulter durch, sauste gegen die Kuppel der Stupa und zerbrach in einem Steinritz.

Chandra Singh sprang zurück. Ein Dolch blitzte in seiner Rechten — aber schon starrte ihm auch das hohle Augenpaar einer doppelläufigen Pistole in Edmunds Hand drohend entgegen.

— Râm — Rajputana — Râm!

— Zu mir, Getreue des Raja!

Nur der erste Ruf fand einen Widerhall. Laufende Schritte raschelten im Laub, einige dunkle, von kleinen grünen Turbanen gekrönte Gesichter, — Pertabs behelmte Schakalfratze zuvörderst — starrten mit geblendeten Augen in das Lampenlicht herein. Ein paar Worte des Brahmanen machten den Neuangekommenen die Sachlage klar. Ein blutdürstiges Knurren — dann ein wütendes Gebrüll „mar, mar!" (tötet, tötet), ein halbes Dutzend Scimitars blinkten, zögerten aber noch vor der Pistole, die den Eingang zwischen den Säulen beherrschte. Der Sahib hatte zwar gestern den schwarzen Panther nicht geschossen, aber er war ein guter Schütze, zumal mit der Pistole, — das wußten sie.

Auch er wußte es. Er hatte nicht vergebens tagtäglich in Pisa mit Shelley und Byron um die Wette geschossen. Zwei Menschenleben waren in seiner Hand: Chandra Sing und Pertab sollten daran glauben. Dann müsse es sich zeigen, wieviel Schädel er mit der Pistole einschlagen könne. Wäre er allein, er würde sich schon durchschlagen; so aber, zu zweien ginge das nicht. Er könne sie nur mit seinem Leibe decken und hoffen —

Und mit Aufgebot aller Stimmittel rief er noch einmal:

— Hierher, Getreue des Raja!

Nochmals keine Antwort.

— Mar, mar!

Also den Rajputen zuerst.

Sein Finger drückte schon den Drücker — —

— Die Waffen nieder! rief eine wohlbekannte, gebieterische Stimme aus nächster Nähe.

Kala Rama stand am Eingang des Tempelchens zwischen den beiden Parteien.

Vierzehntes Kapitel

Die Wege der Weltwanderer trennen sich

Nicht der Minister Kala Rama: — Kala Rama der Sannyasin. Ein großes baumwollenes Tuch umhüllte ihn von den Schultern bis über die Kniee hinunter, beide Arme freilassend. Ein kleiner weißer Turban schützte den Kopf. In der rechten Hand hielt er ein langes Rohr als Wanderstab. Über der rechten Schulter hing ein tönerner Krug an einem langen Seil, das zum größten Teil um eine Einbuchtung in der Mitte des Kruges gewickelt war. Und nichts sprach so beredt von der zukünftigen Lebensweise dieses Mannes, der noch vor einer Stunde über Hunderte von Millionen verfügt hatte, als dieser seilumwundene Krug, der jetzt seinen einzigen Besitz darstellte. Sollte er ihm doch dazu dienen, aus den tiefen Brunnen Wasser zu schöpfen, um so dem Wanderer das unerläßlichste Mittel zur Lebenserhaltung zu sichern.

Übergroß, wie die Autorität Kala Ramas war, selbst solchen gegenüber, die unversöhnliche Feinde seiner Regierung waren, ist es dennoch sehr fraglich, ob sein Dazwischentreten die beiden gerettet hätte, wenn er in Purpur und Diamantenschmuck erschienen wäre. Diese Rajputen wußten, daß sie ihre Köpfe verwirkt hatten; sie waren verraten und verkauft; das heiße indische Blut war in

Kochen und wollte das Blut der Rache fließen sehen, bevor es selber vergossen wurde. Aber so tief eingewurzelt war in ihre indischen Herzen die von den Vedazeiten her vererbte unbedingte Ehrfurcht vor dem religiösen Leben, daß diese Männer, die das Kind im Mutterleibe nicht geschont hätten, um ihre Rache zu befriedigen, bei dem plötzlichen Erscheinen des Pilgers zurückwichen und bald im Dunkel des Haines verschwanden.

So blieben denn die beiden mit Kala Rama allein zurück.

Amanda war erschöpft auf die Bank niedergesunken. Aber dem leidenschaftlichen Ausbruch Edmunds und der ruhigen Stimme und leise über ihren Kopf streichenden Hand Kala Ramas gelang es sofort, sie zum Bewußtsein zurückzurufen.

— Die Gefahr ist vorüber, mein Kind! und kehrt nicht wieder. Sei ruhig und getrost.

Amanda erkannte die Stimme und die Gesichtszüge, begriff aber nicht, wie es zuging, daß der Minister, der vor kaum einer Stunde sie in voller orientalischer Pracht verlassen hatte, nun in dieser mehr als einfachen Kleidung eines Bettlers oder Pilgers vor ihr stünde.

Eines aber begriff sie: daß dieser edle Greis, den sie wie einen Vater liebte, sie beide aus dem Rachen des Todes herausgerissen hatte, ihnen das Leben wiedergegeben, in dem Augenblick, wo es erst anfing, eine tiefere Bedeutung zu erhalten.

— Sie haben uns gerettet, Exzellenz!

— Nicht Exzellenz mehr, mein Kind, nur Kala Rama.

Er setzte sich neben sie und erfaßte ihre Hand:

— Sagte ich dir nicht, mein Kind, wir würden uns noch einmal wiedersehen — und zwar bald?

— Noch einmal wiedersehen? Ach, Kala Rama, warum denn nicht mehr? Muß es denn wirklich so sein, daß ich Euch nicht mehr sehe?

— Vielleicht nicht — wer weiß? Aber ich denke doch, es ist höchst wahrscheinlich, daß sich unsere Wege nicht mehr begegnen.

— Und wo geht denn der Eure hin?

— Ich gehe, um den vollkommenen Frieden zu suchen, den man

hier in dem bewegten Weltleben schwerlich erreicht. Du selber, liebe Amanda, hast mir ja den Gruß meines Guru gebracht, nun wirst du auch verstehen, warum ich dich die Überbringerin einer guten Botschaft nannte. Denn in jenem Augenblicke wußte ich ja, daß die Stunde für mich gekommen sei. Und es wird mir immer ein lieber Gedanke sein, daß es deine Stimme war, die gleichsam zu mir sagte: „So, guter Alter! nun hast du dich dein Lebtag lang ordentlich abgemüht, jetzt wollen wir Feierabend machen." Denn längst war es ja bestimmt, daß ich zu dieser Zeit meine Ämter niederlegen sollte, wozu in der Tat schon alles vorbereitet war, und mein Guru hatte mir versprochen, daß er bei dieser für mich so wichtigen Angelegenheit seinen erhabenen Aufenthalt verlassen wollte und ausnahmsweise sich im Fleische hierher begeben, um mich abzuholen.

— O, so geht Ihr doch nicht ganz allein! rief Amanda, in naiver Freude, weil der alte Mann nicht ohne Hilfe und Beistand unterwegs sein würde, wiewohl er nicht aussah, als ob er dessen bedürftig sein würde — noch mehr vielleicht aber, weil die absolute Einsamkeit immer für das weibliche Gemüt etwas Schauriges hat: — Ihr werdet in der Gesellschaft jenes Fremden weilen, dessen Äußeres mir gleich solches Vertrauen einflößte, und dessen bloße Anwesenheit mich so sonderbar beruhigte.

— In Gesellschaft dessen, vermute ich, der einst Fürst Narada hieß, sagte Edmund.

Amanda blickte ihn verwundert und fragend an: dann leuchtete ihr Gesicht mit plötzlichem Verständnis auf:

— O, jetzt weiß ich auch, wer dir die Augen geöffnet hat!

— Ja, ja, Amanda, der war es, sagte Kala Rama. Du siehst also, ich bin in guten Händen! — Und in seinem Ton klang es fast wie eine leise, liebevolle Neckerei: — „da du mir ja nun einmal nicht zutraust, für mich selber sorgen zu können."

Amanda errötete: —

— Und sein erhabener Aufenthalt, von dem Ihr spracht — wo ist denn der?

— Irgendwo im Hochgebirge des Himalaya — ein einsamer Ort, ein Ort, gut zur Gedenkenruhe, gut zum Schauen, gut zum Ver-

weilen in Gesellschaft Gleichgesinnter, so ein Ort, wie uns der alte tibetische Einsiedler Milaraspa so poetisch schildert:

Dies ist Mil'raspas Bergeinsamkeit:
oben starken Gottes Gletscherschnee,
vor mir dichter Wäldermassen Pracht,
Rasengründe, grüne Wiesenmatten;
um die bunten düftereichen Blüten
summen Bienen, flattern Schmetterlinge;
Wasservögel an des Teiches Strand
steh'n und dreh'n den Hals und schau'n sich um;
in der Bäume weitem Laubgezweig
singet lieblich bunter Vögel Schar;
glänzend weißem Seidenvorhang gleich
schließen Berge rings den Hintergrund.

— Kein so ganz zu verachtendes sans souci, alles in allem, für einen alten, ruhebedürftigen Staatsmann, fügte er lächelnd hinzu.

— Ei, da möchte ja auch ein neuvermähltes Paar gleich hin! scherzte Amanda, auf seinen schalkhaften Ton eingehend.

— Nun freilich, stimmte Kala Rama zu, gar keine üble Hochzeitsreise, wie sie ja bei Engländern üblich ist — zumal sie gerne nach den Alpen gehen. Aber ich vermute, daß die Eurige in eine andere Richtung führt, fügte er in ernsterem Ton hinzu, Edmund bedeutungsvoll in die Augen blickend.

Edmund nahm die Hand Amandas in die seine: —

— Wenn ich gestern meinen guten Genius recht verstand, dann geht unsre Hochzeitsreise nach Afghanistan.

Amanda blickte mit einem freudigen und mutigen Blick zu ihm empor.

— Ich dachte mir es so, nickte Kala Rama.

— In meiner Jugend, Kala Rama, hatte ich einen Freund, den man mit Recht „meinen guten Genius" genannt hat. Ihr kennt den Namen, den Namen eines Unsterblichen: — Shelley, ein gottbegnadeter Poet, wenn es je einen gab, ein ewiger Jüngling, voll von Feuer und Begeisterung — „das Herz der Herzen" setzten wir

auf seinen Grabstein, denn er blutete mit allem, was hier auf Erden blutet, und jauchzte mit allem, was in edler Freude leuchtet, und jeder, der ihn kannte, sagte, er sei der einzige, der nie an sich selber dachte. Wie seine Poesie, so war sein Leben, eine sich selbst verzehrende Opferflamme auf dem Altar der Gerechtigkeit und der Liebe im Tempel höchster Menschlichkeit: Sehet, an ihn wurde ich gestern erinnert: Einmal durch einen Brief von seiner Frau, die mich mahnend hören ließ, sie merke es mir an, daß mein guter Genius mich verlassen habe, und doch das Vertrauen aussprach, ich könne seinem Geiste nie ganz untreu werden. — Dann aber durch Amanda, als sie mir von dieser Sendung nach Afghanistan sprach, — als sie leuchtenden Blicks ausrief: — „O, wenn ich mir denke, daß es jemand gegeben wird, der Menschheit zu dienen, Segen zu verbreiten und Greueltaten zu verhindern, und bliebe er auch selber ganz unbekannt: welch' seliges, erhebendes Gefühl müßte das sein!" — denn das war ja, o Kala Rama, der unverfälschte Klang meines Jugendfreundes! Und in der Tat, daß jetzt wieder mein guter Genius an meiner Seite steht, das habe ich wohl hier erfahren. Wie könnte ich also im Zweifel sein, wo mein Weg hingeht? Irrfahrten habe ich genug hinter mir — bei der letzten, kaum beendeten, wäre ich fast zugrunde gegangen: — jetzt aber werde ich den rechten Weg nicht mehr verfehlen — möge er durch tödliche Gefahren gehen — ich weiß, sie wird auch vor solchen nicht zurückschrecken ....

— Gefahren werden da sein, sagte Kala Rama mit ernstem Kopfnicken. — Ihr nennt ja diese erste Zeit „den Honigmonat": — nun, der afghanische Honig wird würzig, schmackhaft und gesund sein, aber diese wilden Felsbienen sind ein reizbares und gefährliches Volk. Ginget Ihr allein, würde ich Euren Wagemut fürchten: aber nun ist auch dafür gesorgt. Und so hoffe ich, daß Ihr heil durchkommt und Segenbringendes vollführt, wodurch uns der kostbare Frieden erhalten wird.

Er schwieg und erhob lauschend den Kopf, mit der Bewegung de Dschangeljägers, der er in seiner Jugend gewesen, und dessen scharfe Gehör er bewahrt hatte, denn die anderen vernahmen nichts.

— Dort höre ich die Stimme deines Vaters, Amanda. Er wird

hier die Asche einer längst verlohten Liebe finden — und diese Liebe selbst, wie einen aus der Asche auferstandenen Phönix, die jungen Schwingen zu einem neuen, dreisten Flug ausbreitend. Seine „höchste Wandergans" wird er aber nicht mehr finden — du wirst ihm ihren Scheidegruß bringen — den Gruß eines Bruders, denn das waren wir einst dem Blute nach und sind es noch im Geiste.

— So könnt Ihr nicht länger hier weilen? fragte Amanda ängstlich.

— Der Wandervogel merkt das so in den Flügeln, Kind, wenn die Zeit zum Davonfliegen kommt, und mich zieht es jetzt nach jenen Höhen, wo es mir gehen möge, wie jener längst zur Rüste gegangene Weltwanderer Milaraspa singt: —

Wenn auf meinem weithin sichtbaren
Prachtgebirg ich alles dieses schaue:
die vergängliche Erscheinungswelt —
wird zum Gleichnis mir, der Wünsche Lust
seh ich an wie Spiegelbild der Luft, —
dieses Leben wie ein Traumgebild,
der drei Weltgebiete Kreiseslauf
wird zum Nichts vor mir — o Wunder groß! —

— So segne du unseren Bund, Vater, bat Amanda einfach.

Keine priesterlichen Hände streckte Kala Rama über die Köpfe des Paares aus, er legte seine Hände auf ihre Schulter wie ein alter Freund und sagte:

— Ich habe jetzt sich jenen Wunsch erfüllen sehen, den der, dem ich nun folge, als er einst Fürst Narada hieß, mit längst in Asche zerfallener Hand hier einmeißelte: — „Möge in ihrem nächsten Erdendasein ein günstigerer Stern ihrer Liebe leuchten" — und so scheide ich in Freude von dieser Stelle.

Und die beiden fühlten sich feierlicher eingesegnet, als wenn der ganze Hochzeitsprunk einer Kathedrale sie umgeben hätte ....

— —

— Und hier, hochehrwürdigster Sahib, kommen wir zum letzten Werke jenes Baku, dem Grabmal für seine Tochter — — —

Die Worte blieben dem braven Panditen in der Kehle stecken: —

zwischen den schwarzen Orangestämmen hindurch entdeckte er in dem erleuchteten Tempelchen die schreckliche Gestalt des „großen Sahib". Man hatte seinen Gelehrtenverstand so gering geschätzt, daß man ihm ebenso wenig alles verheimlicht, wie alles anvertraut hatte: und so wußte er wenigstens, daß dieser Fremde die zentrale Person sei, in dessen Nähe gewiß Gefahr wäre, dessen Nähe er also entschieden zu meiden habe, wollte er nicht zum zweitenmal den Zorn des Brahmanen-Löwen wecken, was einem armen, lendenlahmen Pandit-Kameel teuer zu stehen kommen könnte.

So strengte er denn verzweifelt seine Erfindungskraft an, um durch irgendeinen Ausblick nach einem verlockenden Weideplatz den Bullen der Sanskritwissenschaft von weiterem Vordringen in dieser gefährlichen Richtung abzulenken.

— Aber zuerst, Verehrungswürdigster! — wollen wir vielleicht lieber eine sehr schwer zu deutende Inschrift —

— Nein, nein — das Grabmal über Bakus Tochter Amara, sagt Ihr? — das wollen wir uns sofort ansehen.

Und der Professor zog den vergebens widerstrebenden Panditen unwiderstehlich mit sich — — —

Amanda und Edmund wandten sich nicht den Kommenden entgegen.

Ihre Blicke folgten Kala Rama, der jetzt gerade in die jenseitige Lichtzone des Parkes hinaustrat, wo seine Gestalt, die sich im Schatten des Orangenhaines hell abgehoben hatte, sich alsbald in Glanz aufzulösen schien — wie ein weißer Vogel, der in sonnenleuchtendem Gewölk entschwindet — — —

— ein höchster Wandervogel.

Bemerkungen und Anmerkungen

Die Sage vom Schlangenstein ist ebenso frei von mir erfunden wie die moderne Erzählung. Nicht, weil ich mich darauf versteifte, daß alles aus meiner eigenen Phantasie herkommen solle. Im Gegenteil: ich las noch einmal das ganze Jatakawerk daraufhin durch, ob nicht doch für den altertümlichen Teil meiner „Weltwandererdichtung" etwas zu finden wäre, aber vergeblich. Nachdem ich zu diesem negativen Resultat gekommen war, ging ich abends mißmutig in die Oper, um mich zu erholen. Als ich nach Hause kam, erfand ich die Geschichte vom Schlangenstein. Etwa sechs Jahr später teilte ich einem englischen Freunde die nunmehr längst ausgearbeitete altertümliche Schlangensteingeschichte mit. Er gab mir dann einen orientalischen Märchenroman von George Meredith „The shaving of Shapgat" zu lesen; hierin fand ich nun, zu meinem nicht geringen Erstaunen, eine große, in einem See wohnende Schlange, die einen Diamanten an der Stirn trägt; einen Helden, der diese Schlange tötet, den Stein aus ihrem Kopfe herausnimmt und ihn seiner Geliebten schenkt, die ihn dann an ihrem Stirnband befestigt trägt – wo die Ähnlichkeiten aufhörten. Das Buch trug die Jahreszahl 1903 – war aber eine „revised edition", so daß Merediths Erzählung möglicherweise vor der meinen geschrieben ist; jedenfalls habe ich sie erst vor einem Jahre kennen gelernt, als „Der Schlangenstein" – wenn auch nicht die berühmten Horazischen neun Jahre, so doch den weitaus größeren Teil derselben in meiner Schublade gelegen hatte.

Was meinen Helden betrifft, wird jeder Kenner der betreffenden Periode in der englischen Literatur sofort sehen, an wen ich gedacht habe, oder vielmehr, wen ich zum Modell genommen habe. Die „poetischen Freiheiten", die ich mir dem Betreffenden gegenüber herausgenommen habe, sind allerdings sehr groß. Jedenfalls ist aber der Charakter gewahrt, und der berühmte Verfasser der „Records of Shelley, Byron and the author" kommt besser weg bei mir als in dem Byronschen Roman „The castaway" von Hallie Rives, wo er in einer scheußlichen Karikatur figuriert.

Fünftes Kapitel. Zu dieser Schrift in verschlossenen Briefen verweise ich auf A. P. Sinnet: „The occult world" pass., besonders aber auf folgende Stellen: „In zwei oder drei Fällen habe ich kurze Mitteilungen von Koot Hoomi quer über die leeren Teile von Briefen von anderen Personen geschrieben gefunden, die durch die Post zu mir kamen, wobei die Schreibenden keine Kenntnis von diesen Hinzufügungen hatten . . . Mr. Hume . . . erhielt eine Mitteilung von Koot Hoomi in einem Brief, den er durch die Post bekam, und zwar von einer Person, die in gar keiner Verbindung mit unseren okkulten Bestrebungen stand und ihm gelegentlich eines Munizipal-Geschäftes schrieb." – (Angef. Werk p. 97 S. 120.) – Die Ehrenhaftigkeit und subjektive Glaub-

